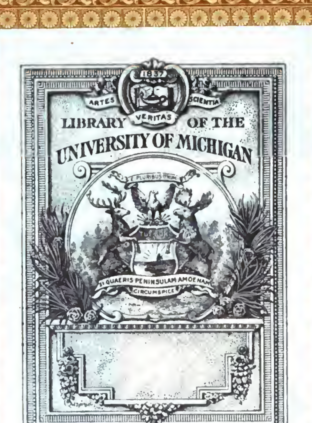

Bibliothek der Unterhaltung
und des Wissens



THE GIFT OF

Dr. H. L. Obetz



830,6B58

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Hervorragende Novität.

LA BELLA NAPOLI

von

C. W. Allers.

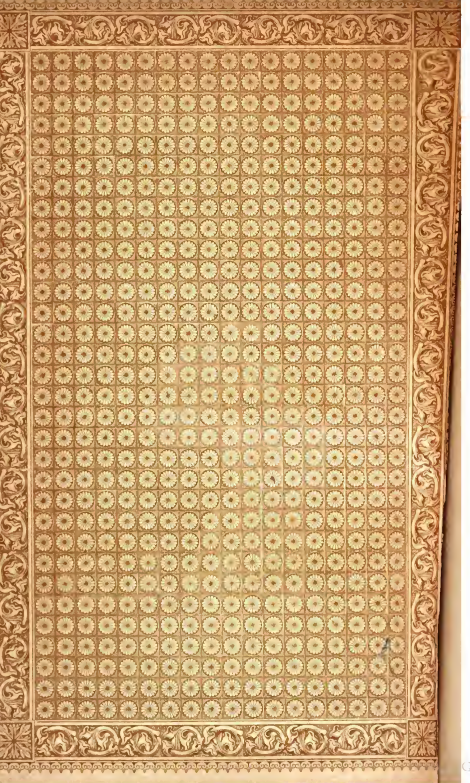
220 Seiten 4°. Mit 11 Lichtdrucken, 59 Vollbildern und 204 Textillustrationen.

Preis in Prachtband 40 Mark.

Vereinigt sich in Allers' großartigem Bismarck-Werk ein hochinteressanter zeitgeschichtlicher Stoff mit einer Künstlerschaft ersten Ranges, so ist es hier das Land der Schönheit — **Neapel, Sorrent, Pompeji, Capri, Camaldoli, Amalfi, Ischia** —, welches mit charakteristischen, zum Teil höchst humoristischen Figuren dem Künstler Modell gestanden hat.

Zudem zeigt sich Allers hier neben seinem prächtigen Humor durch eine ganze Reihe köstlicher Porträts mehr als in irgend einem seiner früheren Werke von der lyrischen Seite: eine große Anzahl duftiger Mädchenblüten, herrlicher Frauen werden uns in Vollbildern von seltenem Reiz vorgeführt.

In den meisten Buchhandlungen zu haben.



Bibliothek

der

Unterhaltung und des Wissens.

Digitized by Google



Zu der Novelle „Ueberflüssig" von Karl Ruß. (S. 124)
Originalzeichnung von E. Buffetti.

Digitized by Google

Bibliothek
der
Unterhaltung
und des
Wissens.

Mit Original-Beiträgen
der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten,
sowie zahlreichen Illustrationen.

Jahrgang 1894.
Fünfter Band.

Stuttgart, Berlin, Leipzig.
Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Digitized by Google

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Digitized by Google



Inhalts-Verzeichniß.

Seite



Die Hofdame der Kaiserin.

Roman

von

A. Oskar Klaußmann.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

4.

Es war nach neun Uhr Abends, als Maria Petersburg wieder verließ. Sie hatte die von den Lieferantinnen in aller Eile besorgten Garderobestücke für die Kaiserin auf einen besonderen Wagen verpacken lassen, den sie voraus-schickte, und der vom Marstall im Winterpalais mit vier kräftigen Pferden bespannt worden war. Sie selbst bestieg wieder ihren Rennschlitten, um trotz der noch viel heftiger gewordenen Kälte unverzüglich die Rückfahrt nach Oranien-baum anzutreten. Die Kaiserin mußte unter allen Um-ständen eine Antwort von Orlow haben, und Maria Talizin konnte diese dem Papiere nicht anvertrauen.

Als sie an die Grüne Brücke kam, fand sie die Passage gesperrt und hörte Schimpfen und Fluchen. Der vier-spännige Wagen des Marstalls war hier mit einer Kibitke zusammengerathen und hatte diese so beschädigt, daß sie für eine weitere Fahrt nicht geeignet war. Der Führer der Kibitke zankte sich mit dem Kutscher und den Dienern des Marstallwagens herum, während eine hohe Gestalt,

in einen gewaltigen Pelz gehüllt, im Schnee stand und anscheinend wartete, bis es den Leuten gefällig sein würde, ihre Auseinandersetzungen zu beenden.

Als Maria mit ihrem Rennschlitten anlangte, meldete ihr einer der Diener, die den Gepäckschlitten begleiteten, den Unfall. Im nächsten Augenblicke trat schon die in Pelz gehüllte Gestalt heran, und Maria Nikolajewna erkannte im unsicheren Lichte des Mondscheins den Grafen Hordt.

Auch er schien überrascht, Maria hier zu finden.

„Ich war im Auftrage Ihrer Majestät in Petersburg, um rasch einige nothwendige Toilettestücke zu besorgen," erklärte sie ihm.

„Und ich," sagte Graf Hordt, „war in ähnlicher Angelegenheit in Petersburg, nämlich wegen Komplettirung meiner russischen Uniform. Leider ist meine Kibitke, wie es scheint, durch den Zusammenstoß mit dem schweren Marstallschlitten unbrauchbar geworden, und da ich mich mit den Leuten nicht verständigen konnte, blieb mir vorläufig nichts Anderes übrig, als abzuwarten, was aus der Sache werden würde."

„Ich bedauere lebhaft, Herr Graf, daß ich gewissermaßen indirekt schuld an diesem Unfall bin, der Sie getroffen hat. Aber wenn Ihre Kibitke unbrauchbar ist, so kann dem Schaden leicht abgeholfen werden. Ich habe in meinem Schlitten noch einen Platz, und wenn Sie mit diesem und meiner Gesellschaft bis Oranienbaum vorlieb nehmen wollen, so werde ich erfreut sein, Ihnen dienen zu können."

„Ich muß den Unfall mit meiner Kibitke jetzt als ein großes Glück preisen, indem er mir das Vergnügen gewährt, mit Ihnen zusammen die Fahrt nach Oranienbaum zu machen. Aber ich habe einige Stücke Gepäck."

Maria lächelte. „Ich weiß die Wichtigkeit solchen Ge-

päcks zu schätzen," entgegnete sie, „aber ich glaube, wenn mein kleiner Diener diese Gepäckstücke nimmt und sich auf den Marstallschlitten setzt, bringt er Ihnen Alles sicher noch heute Nacht nach Oranienbaum."

Maria gab einige Befehle in russischer Sprache, und das Chaos an der Grünen Brücke entwirrte sich in glücklichster Weise. Der kleine Diener kletterte von seinem Hintersitz auf dem Rennschlitten herunter, packte die Gepäckstücke Hordt's auf den Marstallschlitten, und dieser erhielt den Auftrag, voranzufahren, da er mit seinen vier kräftigen Pferden rascher den Weg zurücklegen konnte, als der Rennschlitten. Der Inhaber der Kibitke wurde abgelohnt, und Hordt vergütete ihm den Schaden, der entstanden war.

Mit lautem Geschrei trieben die Kutscher die vier Pferde des Marstallschlittens an und jagten hinaus in die mondbeschienene Landschaft. Langsamer folgte ihnen der Rennschlitten, in dem sich Graf Hordt und Maria Nikolajewna befanden. Dicht aneinander geschmiegt, denn die Muschel des Schlittens, in der sie Platz genommen hatten, war ziemlich eng, saßen sie nebeneinander. Unendlich weit schien sich die Schneefläche zu dehnen, welche in dem bläulichen Lichte des Vollmondes strahlte. Der Marstallschlitten war schon nach wenigen Minuten aus dem Gesichtskreis verschwunden. Nichts unterbrach die feierliche Stille, als das Läuten der Glocken, die an dem Geschirr des Schlittenpferdes befestigt waren.

Mit eigenthümlichen Gefühlen saßen die Beiden, welche der Zufall hier zusammengebracht hatte, nebeneinander. Scheu und zaghaft betrachtete Maria den Grafen, der die Zügel führte und, wie es schien, in Gedanken versunken war. Jetzt saß er neben ihr, an den Maria Nikolajewna vorhin noch mit Sorge gedacht hatte. Wenn es ihr doch jetzt vergönnt gewesen wäre, ihm Alles zu gestehen! Sie

fühlte es, sie wäre ruhiger gewesen, und selbst das Geheimniß, das sie drückte und das ihr so gefährlich schien, wäre ihr minder schrecklich gewesen, hätte sie es ihm anvertrauen können. Wie glücklich wäre sie gewesen, hätte sie ihn zum Berather haben können, hätte sie vertrauensvoll Alles, was sie drückte, ihm mittheilen können! Aber sie mußte schweigen, sie durfte das Geheimniß, von dem sie selbst so wenig wußte, nicht einmal andeuten, sie durfte von dem, was sie für den Mann neben sich empfand, nichts verrathen; die gute Sitte verbot es!

Graf Hordt gab sich ähnlichen Erwägungen hin. Selten war er in seinem Leben so freudig überrascht gewesen, als in dem Augenblicke, als er an der Grünen Brücke das liebliche Gesichtchen Maria Nikolajewna's erkannte. An sie hatte er gedacht, während er von Oranienbaum nach Petersburg fuhr, und gerade sie hatte er am wenigsten zu treffen erwartet. Welch' ein wunderbarer Zufall, der sie nun hier Beide ganz allein für eine mehrstündige Fahrt zusammengebracht hatte! Eine solche Gelegenheit kam in der nächsten Zeit kaum wieder. Bisher hatten sich ja Hordt und Maria Nikolajewna immer nur vor vielen, vielen Zeugen gesehen. Es lag ihm daran, ihr noch einmal zu danken, insbesondere für die letzte Warnung, die von ihr gekommen war; und dann wurde es in seinem Herzen lebendig und es drängte ihn, dem liebreizenden Geschöpf an seiner Seite viel, viel mehr zu sagen, als er vielleicht sagen durfte. Hätte er nur gewußt, was Maria Nikolajewna dachte, und wie sie es auffassen würde, wenn er ihr in warmen Worten seine Dankbarkeit und noch mehr: seine Verehrung, aussprach, er hätte nicht so lange gezögert, wie jetzt. Er, der sonst so redegewandte Mann, fühlte sich jetzt fast unfähig ein Gespräch einzuleiten, das ihn zum Ziele führen konnte. Er holte tief Athem und wendete sich endlich zu Maria Nikolajewna.

„Sie haben mir," sagte er, „erst kürzlich wieder durch einen kleinen Brief eine Warnung zukommen lassen, für die ich Ihnen danken muß. Ich darf ja wohl annehmen, daß diese Warnung von Ihnen kam?"

Maria Nikolajewna hob den Kopf empor, und sein Blick begegnete ihrem leuchtenden Auge.

„Ja!" sagte sie dann, „ich habe Sie gewarnt, und ich hoffe, Sie werden verschwiegen sein. Vielleicht war meine Warnung überflüssig, aber ich folgte einer Eingebung des Augenblicks und —"

Sie brach plötzlich ab und senkte den Blick.

Hordt fühlte sich in diesem Augenblick ergriffen, wie noch nie. „Warum fahren Sie nicht fort, Maria Nikolajewna?" sagte er, nach russischem Gebrauch die junge Dame mit ihrem Vornamen und dem Vatersnamen anredend. „Warum wollen Sie nicht einen vereinsamten, vom Schicksal schwer geprüften Menschen glücklich machen, indem Sie es aussprechen, daß Sie dem Impuls Ihres guten Herzens folgten, als Sie mich warnten?"

Maria schwieg, aber sie blickte wieder auf, und es mußte etwas Sonderbares in ihrem Blick sein, das Hordt so ganz und gar alle Zurückhaltung und Ueberlegung vergessen ließ.

„Haben Sie Dank," sagte er mit tiefer Wärme, „wie ein guter Engel sind Sie mir stets erschienen und mein guter Engel wollen Sie bleiben. Warum dürfen wir jetzt nicht hinausfahren in die Welt, immer weiter, bis in die deutsche Heimath, um dort in Frieden und Ruhe zu leben?"

Sie schien nicht erzürnt über seine Worte, sie wandte ihren Blick nicht von ihm ab, sondern betrachtete ihn mit glänzenden Augen, aus denen ihre ganze edle Seele strahlte.

„Wir sind in einer gar sonderbaren Lage," fuhr er in seinem Gefühlsergusse fort, „wir Beide, Maria Nikolajewna. In zwei verschiedenen Lagern befinden wir uns, ohne doch

Feinde zu sein. Sie sehen, ich habe die Situation so ziemlich erfaßt. Sie ist vielleicht gefährlich, aber doch beglückend, denn wir dürfen für einander sorgen, und gebe der Himmel, daß unsere Sorgen nicht schlimmer werden, als jetzt!"

„Ja, wir befinden uns in einer eigenthümlichen Lage," entgegnete Maria, „einer Lage, die vielleicht noch verwickelter werden kann, je weiter die Zeit fortschreitet. Wenn nicht ein Zufall uns heute zusammengeführt hätte, Herr Graf, so hätte ich die Bitte nicht auszusprechen gewagt, die ich jetzt an Sie richte. Was auch die nächste Zeit bringen möge, beurtheilen Sie mich nicht falsch. Was auch geschehen mag, vergessen Sie nicht, wie sonderbar die Situation ist, in der wir Beide leben. Ich könnte es nicht ertragen, müßte ich erfahren, Sie dächten von mir nicht mehr so, wie jetzt!".

Sie schwieg plötzlich und senkte den Blick.

Eine lange Pause entstand, in der man wiederum nichts hörte, als das Läuten der Schellen am Pferdegeschirr.

Hordt schien einen Entschluß gefaßt zu haben. Er wendete sich zu Maria und sagte, trotzdem sie ohne Zeugen waren, halb flüsternd: „Was auch geschehen möge, Maria, ich werde Sie nicht falsch beurtheilen, ich werde nie vergessen, daß Sie der Engel meines Lebens sind. Die Stunde aber, in der wir hier einsam zusammensitzen, entscheidet über unser Beider Schicksal, Maria. Wie ein Rettungsengel sind Sie mir zuerst erschienen, wie ein Engel des Glücks für mein zukünftiges Leben erscheinen Sie mir jetzt. Lassen Sie es mich aussprechen, offen und ehrlich, wie es mir um das Herz ist. Ich liebe Sie, Maria, und ich kann das glückselige Gefühl nicht unterdrücken, daß eine Stunde kommt, in der ich von Ihnen wieder geliebt werde. Täusche ich mich, oder ist mir nach so viel Unglück und harter Prüfung wirklich ein

so hohes Glück beschieden? Darf ich hoffen, daß, wenn meine Mission an diesem Hofe zu Ende ist, wenn ich zu meinem König zurückkehre, Sie mir als mein Weib folgen werden? Lassen Sie uns in dieser Stunde einig werden, lassen Sie uns klar werden über unsere Gefühle, unsere Herzen, Maria, und nichts wird mehr zwischen uns treten, nichts wird uns täuschen, nichts wird uns trennen!"

Was sie bisher nur geahnt hatte, wußte Maria Nikolajewna jetzt: sie liebte den Mann, der ihr soeben seine Liebe gestanden hatte. Noch vor einer Stunde war sie sich unklar über ihr Gefühl gewesen; jetzt wußte sie, daß das, was sie empfand, die echte, wahre Liebe sei.

Schüchtern legte sie ihren Kopf an seine Brust und sah Hordt mit thränenden Augen an. Mehr als alle Worte sagten dieser Blick und dieses kindliche Anschmiegen an ihn. Mit der Linken die Zügel des Pferdes festhaltend, legte Hordt seinen rechten Arm um die Schultern Maria's und zog sie noch fester an sich.

Wie prüfend sahen sie sich noch einmal in die Augen, dann fanden sich ihre Lippen zu einem langen Kusse....

Das Pferd wieherte laut auf, als wolle es seiner Freude darüber Ausdruck geben, daß soeben zwei Menschenherzen sich gefunden hatten. Muthiger griff es aus, denn es merkte wohl auch die Nähe des Zieles und es sehnte sich nach einer warmen Unterkunft. Pfeilschnell schien die bläulich glitzernde Schneedecke rechts und links an den beiden Glücklichen vorüberzufliegen, welche wortlos in stummem Glück neben einander saßen.

Die ersten Lichter von Oranienbaum waren dicht vor ihnen. Graf Hordt hielt das Pferd an und wandte sich noch einmal zu Maria.

„Habe Dank," sagte er, „Maria, für diese Stunde. Sie soll für uns der Anfang eines glücklichen Lebens sein, einer Seligkeit, die nur der Tod endet."

Noch einmal zog er sie an sich, küßte sie und ruhte nicht eher, bis sie schüchtern seinen Kuß erwiedert hatte. Dann ließ er dem Pferde die Zügel, die er mühsam mit der Linken festgehalten, und fort schoß das Gefährt bis zu dem Portal des Schlosses, das zu den Gemächern der Kaiserin führte.

Der große Marstallschlitten wurde noch entladen. Hordt fand den kleinen Diener Maria's mit seinem Gepäck. Kühl und förmlich verabschiedete er sich von der Geliebten. Dann ging er, gefolgt von dem kleinen Diener, seiner Datsche zu.

Maria eilte die Treppe hinauf und fragte nach Katharina Iwanowna. Die Kammerfrau der Kaiserin schien Maria erwartet zu haben, denn sie kam ihr sofort entgegen und führte sie in ihr eigenes Zimmerchen. Sie theilte Maria mit, daß die Kaiserin sich bereits in ihr Schlafzimmer zurückgezogen habe, daß sie aber die Antwort erwarte, die Maria bringe. Maria entledigte sich derselben und die Kammerfrau eilte nach dem Schlafzimmer der Kaiserin, um dieser die beruhigende Antwort Gregor Orlow's zukommen zu lassen.

5.

„Unterthänigste Relation des Hauptmanns Grafen Hordt an Seine königliche Majestät Friedrich II.

Oranienbaum bei Petersburg, Ende März 1762.

Auf Eurer königlichen Majestät Befehl sende ich einen weiteren Bericht über Dinge, die ich an hiesigem Hofe in Erfahrung gebracht habe. Die Angelegenheit Eurer Majestät steht sehr gut. Wie mir der Adjutant Seiner Majestät des Kaisers, Gudowitsch, mittheilte, soll das ganze Heer nach preußischem Muster uniformirt und einexerzirt werden, was allerdings unter den Offizieren und Mannschaften großes Mißfallen erregt.

Auch hat man hier von einer Unterhaltung Seiner

Majestät des Kaisers mit dem Reichskanzler Woronzow erzählt, daß der Kaiser entschieden erklärt habe: ‚Es ist mein Wille, daß Frieden mit Preußen werde.‘ Als darauf der Reichskanzler ihm mitgetheilt habe, daß Oesterreich, Spanien und Frankreich über diesen Friedensschluß sehr aigriret sein würden, hat Seine Majestät ihm heftig gesagt: ‚Du bist ein Dummkopf und hast mir keine Vorschriften zu machen.‘ Der Kaiser hat sich darauf geweigert, den österreichischen und französischen Gesandten zu empfangen; Letzteren angeblich nicht, weil er der Großfürstin in früherer Zeit größere Geldsummen vorgestreckt hat. Diese Schulden der Großfürstin und jetzigen Kaiserin hat Seine Majestät gezahlt und hat große Geschenke an Ihre Majestät die Kaiserin gelangen lassen, während er noch vor Kurzem, wie ich unterthänigst Eurer königlichen Majestät berichtete, selbst bei der Hoftafel gegen die Kaiserin sehr unfreundlich und rücksichtslos gewesen. Man sagt, daß Graf Peter Schuwalow, der Generalfeldzeugmeister der Artillerie, solche Umänderung in der Gesinnung des Kaisers bewerkstelligt habe. Graf Schuwalow ist schwer erkrankt und hat auf seinem Krankenbette nichts Anderes als den Tod erwartet. Er hat darauf an Seine Majestät den Kaiser einen rührenden Brief gerichtet, wonach er Seine Majestät gebeten, ihn doch noch auf seinem Sterbebette zu besuchen, da er Wichtiges mit dem Kaiser zu besprechen habe. Seine Majestät sollen durch diesen Brief des Grafen Schuwalow sehr gerührt gewesen sein und haben sich alsbald an sein Bett verfügt. Seine Majestät sind selbst sehr über den Krankheitszustand des Grafen ergriffen gewesen, der noch zu Lebzeiten der seligen Kaiserin Elisabeth immer ein Freund des jetzigen Kaisers gewesen ist und ihm manchen guten Dienst geleistet hat. Alsbald aber hat Graf Schuwalow Folgendes zu Seiner Majestät geredet:

‚Eure kaiserliche Majestät haben die Gnade gehabt, zu

einem Sterbenden zu kommen, um seine letzten Worte zu hören; und als treuer Diener Eurer Majestät, dessen letzter Athemzug noch dem kaiserlichen Herrn geweiht ist, kann ich nicht umhin, mit Wahrheit und Aufrichtigkeit einen Rath zu geben, den Eure kaiserliche Majestät gewiß annehmen werden, da er von einem Sterbenden kommt. Ich hoffe, Eure kaiserliche Majestät werden mir diesen Rath auch nicht mißdeuten, da ich ihn im Angesicht des Todes und in dem Augenblick ertheile, in dem ich vor Gottes Thron treten soll, dem ich Rechenschaft über mein Leben und über meine Pflichttreue auch gegen Eure kaiserliche Majestät zu geben habe. Eurer kaiserlichen Majestät wird nicht unbekannt sein, daß gegen Sie im Lande eine Stimmung vorherrschend ist, welche für die Zukunft Gefahr droht. Man fürchtet Ihre Vorliebe für die Deutschen. Eine mächtige Adelspartei ist gleichfalls wider Sie. Schon die nächste Zeit wird für die Regierung Eurer Majestät schwere Stürme bringen, weil Alles die Veränderungen fürchtet, welche in der Verwaltung des Reiches begonnen haben. Ich, der Sterbende, fürchte, diese Aufregung unter Eurer kaiserlichen Majestät Unterthanen kann bis zum bewaffneten Widerstand gehen. Meine Tage sind gezählt; ich werde hoffentlich nicht erleben, daß die Russen gegen die geheiligte Person ihres Zaren die bewaffnete Hand erheben werden. Ich hätte geschwiegen, aber ein fürchterliches Gerücht ist zu meinen Ohren gedrungen, ein Gerücht, das, wie ich Eurer kaiserlichen Majestät heilig und theuer versichern kann, jetzt schon große Aufregung in allen Kreisen von Dero Unterthanen erregt hat. Es heißt, daß kaiserliche Majestät beabsichtige, die Kaiserin und Ihren leiblichen Sohn zu verstoßen und sich mit Elisabeth Romanowna Woronzow, die so tief unter Ihnen steht, zu vermählen. Eine namenlose Verwirrung würde aus dieser Maßregel Eurer Majestät entstehen. Finster und traurig

erscheint mir die Zukunft, und ich beschwöre Eure Majestät, eine so unglückselige Maßregel zu unterlassen, welche nichts als Unglück über das kaiserliche Haus und die Erlauchte Person Eurer Majestät und über das ganze heilige Rußland bringen kann. Entsagen Eure Majestät einem so traurigen Vorhaben, ich beschwöre Sie darum auf meinem letzten Schmerzenslager, unmittelbar vor meinem Hintritt zu Gott!'

Mit großer Ruhe sollen Seine Majestät diese Worte des kranken Grafen angehört haben; eine lebhafte Gemüthsbewegung konnten aber Seine Majestät doch nicht verbergen. Sie haben darauf dem Grafen die beruhigendsten Versicherungen gegeben, daß Sie nicht daran dächten, die Kaiserin Katharina und den Großfürsten Paul zu verstoßen. Seine Majestät sollen gesagt haben: ,Vielleicht ist Romanowna Woronzow selbst Schuld an diesen Gerüchten. Sie mag gesagt haben, daß ich sie zu ehelichen gedenke — versteht sich von selbst, nur nach einem etwaigen Hintritt meiner Gemahlin. Jedenfalls beabsichtige ich in keiner Weise, gegen Letztere etwas Gewaltsamés zu unternehmen.' Der Graf hat sich darauf vielmals bei Seiner Majestät bedankt, und der Kaiser ist alsdann unter Versicherung seiner Gnade und seines Wohlwollens von ihm geschieden.

Es ist mit dem Grafen Schuwalow aber von der Stunde an besser geworden, und seine Gegner und die der Kaiserin flüstern sich zu, daß er gar nicht so schwer krank gewesen sei, sondern sich nur verstellet und Gelegenheit gesucht habe, um Seiner kaiserlichen Majestät in offener Weise und ohne Schaden jenen Rath geben zu können. Wie man sich erzählt, sei der Graf Schuwalow gar nicht von selbst auf diesen Plan gekommen, sondern dazu von dem Grafen Panin, dem Erzieher des Großfürsten Paul, angestiftet worden. Graf Panin soll seit seiner Zurück-

berufung als Gesandter in Stockholm und seiner Ernennung zum Gouverneur des Großfürsten ganz zur Partei der Kaiserin übergetreten sein, desgleichen der ehemalige Kanzler Bestuschew.

Merkwürdigerweise hat der Kaiser Letzteren von der Amnestie nach seiner Thronbesteigung ausgeschlossen. Die Verbannung des Kanzlers auf seine Güter, welche von der verstorbenen Kaiserin Elisabeth ausgesprochen worden ist, besteht noch zu Recht, und doch ist diese Verbannung seiner Zeit eben um Seiner Majestät des jetzigen Kaisers willen erfolgt. Vor zwei Jahren hat Ihre Majestät die selige Kaiserin einen schweren Krankheitsanfall gehabt, so daß man ihr sofortiges Ableben befürchtete. Es sollte damals gerade eine neue Armee unter Buturlin gegen Eure Majestät nach Preußen gesendet werden. Der jetzige Kaiser und damalige Großfürst suchte als Freund Eurer Majestät die Entsendung dieser Armee zu verhindern, und der Reichskanzler Bestuschew glaubte sich angesichts der scheinbar bevorstehenden Thronbesteigung des Großfürsten diesem gefällig zeigen zu müssen. Er gab daher an Buturlin den Befehl zur Rückkehr und mußte diese Eigenmächtigkeit nach der plötzlichen Genesung der Kaiserin mit seiner Enthebung von allen Würden und der Verbannung auf seine Güter büßen. Man sagt, Bestuschew sei über die Undankbarkeit des Kaisers sehr ungehalten und habe sich mit seinem ganzen Anhang auf die Seite der Kaiserin geschlagen. Wer diese Partei ist und wer sie leitet, das weiß man nicht.

Die Kaiserin lebt still und zurückgezogen für sich, sie widmet sich nur den Künsten und Wissenschaften und ist von einem Kreise von Dichtern, Schriftstellern und Gelehrten umgeben.

Sie hat leider auf Seine Majestät den Kaiser nicht den geringsten Einfluß, der sich vielmehr ganz von dem

Großkanzler Woronzow und dessen Nichte Elisabeth Romanowna leiten läßt. Diese Dame ist von drei Schwestern die jüngste, aber auch die häßlichste. Ihr gelbliches, von Pockennarben entstelltes Gesicht, das sie übermäßig schminkt, hält keinen Vergleich aus mit der Schönheit ihrer beiden älteren Schwestern: der zudem auch hervorragend intelligenten Fürstin Daschkow und der Gräfin Buturlin.

Major Gudowitsch, der Adjutant Seiner kaiserlichen Majestät, hat mich versichert, daß außer dem Großkanzler, seiner Nichte und ihm selbst der Kaiser eigentlich keinen Freund habe. Alle Anderen hielten zur Kaiserin: die muthige und entschlossene Fürstin Daschkow, und auch Kyrilla Rasumowski, der Hetman der Kosaken, Günstling der Kaiserin Elisabeth und Bruder des Fürsten Rasumowski, welcher der heimliche Gemahl der Kaiserin Elisabeth gewesen ist, neige zur Partei der Kaiserin.

Wo diese Partei zusammenkommt, ist mir nicht bekannt, und das weiß auch der Kaiser nicht. Daß sie besteht, vielleicht ohne Wissen der Kaiserin, ist Seiner kaiserlichen Majestät dagegen genau bekannt, und doch setzt er allen Warnungen hartnäckige Gleichgiltigkeit und Sorglosigkeit entgegen. Man erzählt sich, daß der Zar in der That mit dem Plane umgegangen ist, seine Gemahlin in ein Kloster zu sperren und seinen Sohn zu verstoßen. Andererseits soll die Partei der Kaiserin die Absicht haben, den Zaren für geisteskrank zu erklären und die Kaiserin zur Regentin des minderjährigen Großfürsten einzusetzen.

Für Seine kaiserliche Majestät den Zaren ist die Situation jedenfalls sehr gefährlich. Die Armee befindet sich in großer Aufregung, und die Garden, welche immer noch in Petersburg die Palastrevolutionen gemacht haben, sind auf's Höchste erbittert, weil der Kaiser sie zurücksetzt und seine holsteinischen Regimenter zum Leibdienst und zur eigenen Bewachung heranzieht. Er hat sich vor den Gar-

Digitized by Google

den noch nicht sehen lassen, und diese betrachten es als eine Beleidigung, daß ihnen der Kaiser einen Befehlshaber in der Person eines Deutschen, nämlich seines Onkels, des Herzogs von Holstein-Gottorp, gegeben hat.

Die Geistlichkeit ist über die Einziehung der Güter sehr entrüstet, und der Bischof von Nowgorod hat offenen Widerstand gegen die Befehle des Kaisers gepredigt. Man fürchtet, des Kaisers Majestät werde gezwungen sein, die letzten Ukase betreffend die Kirchengüter zurückzuziehen. So sehr in den ersten Wochen nach der Thronbesteigung Seiner kaiserlichen Majestät die Unterthanenschaft ihm zugejubelt hat, so sehr ist das niedere Volk jetzt darüber empört, daß der Zar bei Hofe die Fasten abgeschafft hat und den Gottesdienst unter Weglassung aller Ceremonien abhalten läßt. Die russischen Staatsminister endlich fürchten die Annäherung Seiner Majestät des Zaren an Preußen und die Person Eurer königlichen Majestät; sie fürchten eine Verschiebung des europäischen Gleichgewichts und einen allgemeinen Angriffskrieg der europäischen Staaten gegen Rußland. Dieser Angriffskrieg dürfte um so gefährlicher werden, als Seine kaiserliche Majestät nicht von dem Plane abzubringen sind, Dänemark mit Krieg zu überziehen und wo möglich zu erobern.

Vieles von dem Vorstehenden wird Eurer Majestät besser bekannt sein, als mir. Auf Allerhöchsten Befehl aber hielt ich es für meine Pflicht, von Allem Kunde zu geben, was mir in der letzten Zeit bekannt geworden ist. Eurer Majestät Allerhöchsten Befehl, bei Gelegenheit dem Zaren an die Hand zu geben, daß er mit seiner hohen Gemahlin in Frieden zu leben suchen möge, habe ich ausgeführt, und Seine kaiserliche Majestät hat mir den Dank für diesen Rath ausgesprochen. Von noch besserer Wirkung würde es, glaube ich, sein, wenn Eure Majestät selbst auf diesen Gegenstand in einem Briefe an den Zaren

Digitized by Google

zurückkommen wollten. Es würde dies auch dazu beitragen, die Partei der Kaiserin, welche gegen alles Preußische sehr eingenommen ist, günstig zu beeinflussen. Was in meinen schwachen Kräften steht, soll geschehen, um Eurer königlichen Majestät treue Dienste zu leisten, zu zu denen ich bereit bin bis in den Tod

als Eurer Majestät tiefunterthänigster Diener

Oskar Graf Hordt."

6.

Selige Stunden waren es, welche Maria Talizin nach ihrer Rückkehr von Petersburg in ihrem stillen Zimmer durchlebte. Ein denkwürdiger Tag in ihrem jungen Leben! Sie war die Freundin der Kaiserin geworden, die Kaiserin hatte sie geherzt und geküßt, und wenige Stunden später hatte sie an der Brust des Mannes gelegen, den sie längst liebte, ohne es zu wissen.

Als sie aus ihrem Freudenrausch erwachte, dachte sie daran, wie glücklich die Gelegenheit gewesen war, durch die sie Hordt traf und durch welche es zu einer Erklärung zwischen ihnen kam. Jetzt wußte er, daß sie ihn liebte, sie kannte seine Gegenliebe, und was auch die Zukunft Böses und Gefährliches bringen konnte, Maria glaubte, daß ihr endlich doch das Glück an der Seite Hordt's lächeln würde. Sie war bereit, ihm nach Deutschland zu folgen, denn sie fühlte sich kaum als Russin. Erst seit einem Jahre war sie am russischen Hofe; in Deutschland dagegen war sie erzogen worden. Ihr Vater, der Oberst Talizin, befand sich bei der Armee Buturlin's, und seit den sieben Jahren, die der Krieg gegen den König Friedrich nun schon dauerte, hatte Maria ihren Vater nicht mehr gesehen. Ihre Mutter war lange todt, und Geschwister besaß sie nicht. Von Verwandten lebte nur noch ihr Onkel, der Admiral Talizin. Ja, sie sehnte sich

zurück nach Deutschland, wo sie ihre Kinderjahre verbracht hatte, nach dem Lande, das die Heimath der Mutter gewesen war, und wenn sie als Gattin des Grafen Hordt dort lebte, so mußte nach ihrer festen Ueberzeugung das Glück bei ihr einkehren.

Maria Talizin war noch ein halbes Kind, sie befand sich in der Seligkeit der ersten Liebe und wurde nicht müde, sich die Zukunft so rosig als nur möglich auszumalen. Eine große Prüfung war ihrem jungen Herzen allerdings auferlegt: sie durfte ihre Neigung zu Hordt nicht sogleich zeigen, sie mußte sie still verborgen mit sich herumtragen.

Traumlos hatte Maria Talizin geschlafen. Als sie am anderen Morgen erwachte, fühlte sie sich glücklich in dem Gedanken an die Erlebnisse des vorigen Tages. Dann wurde sie zur Kaiserin befohlen und mußte dieser haarklein die Unterredung mit Gregor Orlow erzählen.

Die Kaiserin lachte laut auf, als sie von der Vorsicht Orlow's hörte, und sagte dann: „Es war recht von ihm, Dir nicht ohne Weiteres zu glauben, mein Kind. Auch Du mußt vorsichtig sein; aber Katharina Iwanowna sagte mir bereits, daß man sich auf Dich verlassen kann."

Auch den Schluß der Unterredung erzählte Maria erröthend der Kaiserin. Als sie von dem Kuß auf die Stirn sprach, den ihr Orlow gegeben, lachte die Kaiserin wieder laut auf, aber es war ein anderes Lachen, und Maria, die beschämt zu Boden sah, bemerkte nicht den eigenthümlichen Blick, den die Kaiserin auf sie warf.

Die Kaiserin dachte einen Augenblick nach und fragte dann: „Wie gefällt Dir Gregor Orlow, mein Kind?"

Maria sah arglos zur Kaiserin auf und sagte: „Es ist ein sehr schöner Mann."

„Und Du liebst ihn?" fragte die Kaiserin plötzlich.

Maria schüttelte energisch den Kopf. „Nein!" antwortete sie, „ich liebe ihn nicht, ich habe ihn zum ersten

Male gesehen, und ich glaube auch nicht, daß ich ihn lieben könnte."

Ihre Erklärung war so natürlich, so kindlich, sie klang so wahr, daß die Kaiserin ihr ohne Weiteres glaubte.

„Liebst Du vielleicht einen Anderen?" forschte sie lächelnd.

Maria erröthete, und aus ihren Augen rollten plötzlich Thränen.

Die Kaiserin zog ihre jugendliche Hofdame zärtlich an sich und sagte: „Es ist also der Fall, kleines Närrchen! Nun, ich mache Dir daraus keinen Vorwurf. Aber Du wirst für Deine arme, verlassene kaiserliche Freundin ein wenig Komödie spielen müssen. Du wirst, trotzdem Du einen Anderen liebst, so thun müssen, als sei Gregor Orlow Dein Verehrer! So wird Niemand etwas Verdächtiges an Deinem Verkehr mit ihm finden, und mir erweisest Du einen außerordentlichen Dienst. Orlow ist der Einzige, auf den ich mich verlassen und der mich vielleicht einmal aus meiner unwürdigen Stellung befreien kann. Willst Du mir zu Liebe diese Komödie spielen?"

„Gewiß!" erklärte Maria, „was Eure Majestät auch wünschen, es soll mir nicht zu schwer sein."

Die Kaiserin lachte und sagte dann: „Du bist geistreicher und witziger, als ich geglaubt habe. Du bist ein Veilchen, das im Verborgenen geblüht hat, und ich habe Deinen wahren Werth erst jetzt erkannt. Es wird wohl aber die Stunde kommen, wo ich Dir Alles vergelten kann, meine kleine Freundin. Dann sollst Du es nicht bedauern, einer verlassenen Frau beigestanden zu haben."

Die Kaiserin befand sich damals im dreiunddreißigsten Jahre ihres Lebens; sie war also immerhin viel älter als ihre zweiundzwanzigjährige Hofdame. Ihre Liebenswürdigkeit hatte etwas Mütterliches und wurde auch als solche von Maria Nikolajewna empfunden....

Digitized by Google

Die nächsten Tage verliefen am Petersburger Hofe unter lärmenden und lauten Festlichkeiten, die der Zar zur Feier des Friedens mit Preußen gab. Der Friede war zwar noch nicht offiziell unterzeichnet, aber doch so gut wie abgeschlossen; die Ratifizirung sollte in den nächsten Wochen geschehen.

Auch bei dieser Festlichkeit betrug sich Peter III. wieder höchst auffallend. Er hatte im Festsaal das Bildniß Friedrich's des Großen aufstellen lassen, und alle anwesenden Gäste mußten dem Bilde Reverenz wie einer lebenden Person erweisen. Die Kaiserin war zu der Festlichkeit nicht eingeladen worden, wohl aber Romanowna Woronzow; es nahmen sonst daran meist nur die Herren des kaiserlichen Gefolges Theil.

Als das Festessen vorüber war, ließ der Kaiser wieder den großen Pokal füllen und kniete zum Erstaunen aller Anwesenden vor dem Bilde Friedrich's nieder, laut rufend: „Ich beuge mich vor Dir, Du erhabener Meister, der Du mich begnadigst, Dein Freund zu sein. Wir wollen zusammen die Welt erobern, und ich trinke auf Dein Wohl!"

Später ergriff Peter, schon berauscht, das Wort zu einem Toast, der in den Worten gipfelte: „Es lebe dreimal drei!"

Die dicke, pockennarbige Woronzow fragte ihn neugierig: „Wer ist denn dreimal drei? Peter III. und wer noch?"

„Georg III. von England," antwortete Peter mit schwerer Zunge, „und Friedrich von Preußen." *)

„Aber Friedrich von Preußen heißt doch Friedrich II.!"

„Ganz gleich!" sagte hartnäckig Peter, „er ist für mich Friedrich III., und deshalb noch einmal: Es lebe drei-

*) Durchaus historisch ist auch diese Scene.

mal drei! — Warum trinkst Du nicht, Oberst Hordt? Du willst allein nüchtern bleiben? Schäme Dich! Trinkt ihm Alle zu und trinkt Alle mit ihm auf Du und Du, bis er unter den Tisch fällt!"

Der Kaiser wandte dem Grafen Hordt gegenüber das vertrauliche „Du" an, das sonst in russischer Sprache üblich ist, das der Kaiser aber in deutscher Sprache nur gegenüber seinen Günstlingen gebrauchte. Er wollte sich wälzen vor Lachen, als durch das zahlreiche Zutrinken aller anwesenden Herren, die sich beeilten, auf den Befehl des Kaisers mit Hordt Brüderschaft zu trinken, dieser bald in einen Zustand gerieth, in dem er halb besinnungslos auf seinem Sessel saß oder vielmehr lag, und von seiner Umgebung nichts mehr wußte.

— — — — — — — — — — — —

Der nächste Tag brachte allerdings eine Trauernachricht, die indeß auf das Gemüth Peter's nur wenige Stunden wirkte. Graf Peter Schuwalow, der Großmeister der Artillerie, war gestorben. Seine Krankheit, in der er den Kaiser an sein Bett hatte bitten lassen, war also doch keine fingirte gewesen.

Der Kaiser ernannte den Franzosen Villebois an seiner Stelle zum Großmeister der Artillerie. Villebois stand schon seit langen Jahren in russischen Diensten und hatte es bis zum General gebracht. Peter wünschte eine Reform der russischen Artillerie, welche sich mit der preußischen und der österreichischen nicht messen konnte. Deshalb ernannte er einen Ausländer für den Posten, der in Rußland für einen der höchsten galt, da die Artilleriewaffe in der Armee und bei Hofe mit am höchsten geschätzt wurde.

Schon am nächsten Tage meldete sich Villebois als Großmeister der Artillerie beim Kaiser, dann auch bei der Kaiserin.

Mit einer Freundlichkeit, die den General fast in

Schrecken versetzte, empfing ihn Katharina. Sie gratulirte ihm zu seiner Ernennung, wünschte ihm viel Glück und weiteren Erfolg in seiner Laufbahn und sagte endlich: „Ich habe stets eine besondere Vorliebe für Ihre Waffe gehabt, mein General. Darf ich Ihnen ein kleines Geheimniß anvertrauen, das eigentlich nicht das meinige ist?"

Das Gespräch wurde in französischer Sprache geführt, eine Auszeichnung für Villebois, die dieser besonders zu schätzen wußte.

Er verbeugte sich tief und entgegnete: „Wenn Majestät mir die Gnade gewähren wollen, mich mit einem Geheimniß zu betrauen, so soll es mein höchstes Streben sein, dieses zu wahren."

„Nun," erwiederte die Kaiserin lächelnd, „Sie sehen da dieses gute Kind, meine Hofdame. Sie kennen ja die kleine Talizin, die Tochter Ihres Kameraden, des Obersten Talizin. Das kleine Mädchen hat sich verliebt, unter uns gesagt — Du brauchst nicht zu erröthen, Maria; ich, Deine mütterliche Freundin, spreche zu Deinen Gunsten — und zwar in einen Offizier, der zu Ihrer Truppe gehört, in Gregor Orlow, heißt er nicht so, Maria Nikolajewna?"

„Zu Befehl, Majestät!" sagte erröthend Maria.

„Da haben Sie es!" sagte die Kaiserin; „natürlich erfahren Sie diese Angelegenheit nur im Vertrauen auf Ihre Diskretion. Dieser Gregor Orlow soll kein übler Mann sein; aber er ist nicht vermögend, und Maria Talizin verfügt auch nicht über besondere Reichthümer. Nun dachte ich mir, mein lieber General, Sie würden jetzt nach Ihrer Ernennung verschiedene Posten bei der Artillerie neu besetzen — vielleicht haben Sie da einen Zahlmeisterposten für den Lieutenant Gregor Orlow, mit dem Sie ihn betrauen können? Sie werden damit dem guten Kinde da eine besondere Freude machen und indirekt auch mir, da ich es liebe, ein klein wenig meine Hofdame zu bemuttern."

Digitized by Google

„Die Wünsche Eurer Majestät sind mir strikte Befehle. Alle Diskretion, die nothwendig ist, werde ich selbstverständlich wahren. Ich werde mich heute noch beeilen, den genannten Offizier zum Zahlmeister der gesammten Artillerie zu machen. Es ist dies eine Stellung, die sonst nur einem höheren Offizier, gewöhnlich einem Stabsoffizier, anvertraut wird; aber die Empfehlung Eurer Majestät genügt mir, um den jungen Mann zu dem wichtigen Posten zu befördern."

„Schreiben Sie sich den Namen auf!" sagte die Kaiserin, „Gregor Orlow."

General Villebois gehorchte und empfahl sich dann, ganz entzückt von der ungewohnten Leutseligkeit der Kaiserin. Zweimal reichte ihm die schöne Frau die Hand zum Kusse, und Villebois war in einem Taumel des Entzückens über die kaiserliche Gnade.

Als er gegangen war, klopfte Katharina Maria auf die Wange.

„Du hast Dich gut aus der Affaire gezogen," erklärte sie; „und das nenne ich heute einen glücklichen Tag! Diesen französischen Geck habe ich mir zum Freunde gemacht, und Dein angeblicher Bräutigam wird Zahlmeister der gesammten Artillerie. Wir haben endlich Geld in der Hand, so viel wir wollen, und die kleinliche Sorge wird von mir genommen, immer wieder heimlich Geld aufnehmen zu müssen. Führe Du Deine Rolle weiter so gut aus, Maria, und es wird uns Allen geholfen sein."

— — — — — — — — — — — —

Graf Hordt saß in seinem Zimmer und schrieb in den Abendstunden ein Briefchen an Maria Talizin. Er hoffte, es bei einer der Festlichkeiten der nächsten Tage ihr unbemerkt in die Hand drücken zu können und vielleicht dagegen eines jener kleinen Billetchen zu erhalten, die stets nur einige Worte der Zärtlichkeit und Liebe enthielten, und ihn doch über Alles glücklich machten.

Es war ein recht sonderbares Liebesverhältniß, das sich da zwischen der Hofdame und dem persönlichen Attaché des Kaisers angeknüpft hatte. Hordt und Maria sahen sich niemals allein; es waren immer zahlreiche Menschen um sie herum. Gewöhnlich waren die Majestäten selbst anwesend, und nur durch Blicke konnten die Liebenden sich grüßen. Aber auch mit diesen Blicken mußten sie vorsichtig sein; denn an einem Hofe wird man von allen Seiten beobachtet. Maria kam zuerst auf den Gedanken, dem Geliebten ein kleines Zettelchen zuzustecken, ebenso wie sie es ermöglichte, hin und wieder einen Brief durch die Küche an Hordt gelangen zu lassen. Der Graf, dem Bekanntschaften unter dem Dienstpersonal fehlten, mußte sich damit begnügen, bei günstigen Gelegenheiten Maria unbemerkt seine schriftlichen Liebesergüsse zuzustecken. Gewöhnlich geschah dies, wenn der Hof von der Tafel aufbrach, oder wenn man sich aus dem Schloß in's Freie zu einer Schlittenfahrt oder zu einer Eispartie begab. Im allgemeinen Gedränge fiel es dann nicht auf, wenn Hordt die Nähe Maria's suchte. Ein zärtlicher Händedruck, ein rasch gewechselter Blick war Alles, womit sich die Liebenden gegenseitig erfreuen konnten. . . .

Der holsteinische Soldat, der als Diener des Grafen Hordt fungirte, klopfte schüchtern an die Thür und meldete nach dem Eintreten, es sei ein Junker vom Preobraschenskischen Regiment draußen, der den Grafen zu sprechen wünsche.

„Was will er?“ fragte Hordt, „und wie ist sein Name?“

„Er erklärte, er müsse den Herrn Grafen in einer dringenden Angelegenheit sprechen. Seinen Namen wollte er nicht nennen; er sagte, der Name wäre dem Herrn Grafen doch unbekannt.“

„Laß ihn eintreten!“ befahl der Graf. Dann zog er

seine Uniform zurecht, da er glaubte, daß ihm der Junker irgend eine dienstliche Meldung zu bringen habe.

Bald darauf trat durch die Thür eine schlanke, jugendliche Erscheinung, in einen weiten Pelzmantel gehüllt, die sich verbeugte und Hordt in französischer Sprache mit den Worten anredete: „Ich komme zu Ihnen, Herr Oberst, um mich ein wenig mit Ihnen zu unterhalten."

Als Hordt erstaunt den dreisten Junker*) betrachtete, warf dieser seinen Pelz ab und auf einen in der Nähe stehenden Sessel; dann nahm er auch die Dienstmütze ab, und vor dem erstaunten Grafen stand die schöne Fürstin Daschkow in der Uniform eines Junkers vom Preobraschenskischen Regiment.

Die Fürstin war eine der schönsten Frauen des Hofes, eine sogenannte „wilde Schönheit" mit dämonischen, dunkeln, blitzenden Augen, einer herrlichen Figur, die jetzt durch die knappe Uniform noch mehr gehoben wurde. Das schwarze Haar trug sie kurz geschnitten gegen alle Mode, ebenso wie sie von ihrem fünfzehnten Jahre ab sich aus Opposition niemals der sonst allgemein gebrauchten Schminke bediente.

Die Fürstin weidete sich an dem Erstaunen Hordt's und sagte ihm endlich mit ironischem Lächeln: „Haben Sie keine freundliche Begrüßung für einen Gast, der allerdings ungeladen kommt, mein Herr Oberst?"

„Entschuldigen Sie," sagte Hordt, seine Fassung wiedergewinnend, „wenn ich einen Augenblick meine Pflicht als Wirth vergaß. Aber ich war ein wenig überrascht. Ich konnte ja unmöglich erwarten, einen so ehrenvollen Besuch zu empfangen, und am allerwenigsten in diesem Kostüm. Wollen Sie Platz nehmen, Durchlaucht!"

Die Fürstin setzte sich am Kamin nieder, in dem ein

*) Im Range eines heutigen Fähnrichs.

gewaltiges Holzfeuer prasselte, und bemerkte: „Ich mußte dieses Kostüm wählen, wenn ich Sie nicht in falschen Verdacht bringen wollte. Man kennt Ihre strengen Grundsätze, und es wäre Ihnen vielleicht unangenehm gewesen, wenn man sich morgen in ganz Oranienbaum erzählte, die leichtsinnige Fürstin Daschkow habe dem gestrengen Herrn Grafen Hordt, dem Günstling Seiner Majestät, eine Visite abgestattet. Da ich Sie aber sprechen wollte, blieb mir nichts Anderes übrig, als dieses Kostüm zu wählen. Wie gefällt es Ihnen?"

„Außerordentlich!" sagte voll Ueberzeugung Hordt; „Durchlaucht sehen entzückend aus in diesem Kostüm."

„Ich schenke Ihnen alle offiziellen Schmeicheleien," entgegnete die Fürstin, sich nachlässig in dem Sessel zurechtrückend, „und bitte Sie, nun endlich auch Platz zu nehmen. Ich sagte Ihnen, ich sei zu Ihnen gekommen, um ein wenig mit Ihnen zu plaudern. Der Gegenstand der Unterhaltung ist für uns Beide sehr interessant, denn er betrifft Sie und auch mich. Ich komme, Ihnen meinen Dank auszusprechen für eine mich betreffende Aeußerung in Ihrem letzten Bericht an Seine Majestät den König von Preußen. Was Sie dort schrieben, entspricht durchaus der Wahrheit. Ja, ich gehöre zur Partei der Kaiserin."

Die Fürstin lachte laut auf und fuhr dann mit ironischem Lächeln fort: „Wenn Sie wüßten, wie drollig Sie aussehen, mein lieber Graf, in Ihrer Verlegenheit und in Ihrem Erstaunen, Sie würden mit mir in das Gelächter einstimmen. Köstlich, köstlich! Ich wünschte, es wäre ein Maler hier, der dieses erstaunte Gesicht festhielte!"

Die Fürstin warf den Kopf zurück und lachte laut. In einer Art von kindlichem Uebermuth klatschte sie in die Hände und rief immer wieder: „Köstlich, köstlich!"

Graf Hordt machte keineswegs ein freundliches Gesicht; im Gegentheil, er sah sehr ernst und finster aus.

Digitized by Google

„So viel ich weiß," bemerkte er, „ist der Bericht, den Durchlaucht zu erwähnen die Güte hatten, in wohlverschlossenem Kouvert dem Kurier übergeben worden, den der preußische Gesandte an Seine Majestät unseren König absandte. Sie setzen mich in Erstaunen und gleichzeitig in Schrecken, denn ich muß annehmen, daß dieser Brief in falsche Hände gerathen ist."

„Erstaunen sollen Sie, erschrecken nicht," sagte die Fürstin Daschkow, „der Brief ist nicht in unrechte Hände gerathen; er ruht sicher in der Kuriertasche und befindet sich auf dem Wege an Seine Majestät den König Friedrich von Preußen. Wenn man aber Mittel und Wege hat, solche Briefe zu lesen, bevor sie abgehen, warum soll man nicht davon Gebrauch machen, besonders wenn man dann in der glücklichen Lage ist, wie ich, zu erfahren, daß man von einer Seite freundlich beurtheilt wird, von der man es am wenigsten erwartet hat? Um Sie zu beruhigen, Herr Graf, theile ich Ihnen aber mit, daß nur ich ganz allein den Brief vor der Absendung gesehen habe. Ich las ihn, nachdem Sie ihn bereits dem preußischen Gesandten zur Beförderung übergeben hatten. Wie ich dazu gekommen bin, werde ich Ihnen natürlich nicht sagen; Sie sind auch zweifellos nicht so thöricht, von mir eine Erklärung darüber zu verlangen. Kurz und gut: ich kenne den Inhalt dieses Briefes, und da ich Ihre Freundin bin, wohlgemerkt, Ihre aufrichtige Freundin, mein werther Herr Graf, so komme ich zu Ihnen, um mich bei Ihnen zu bedanken. Ja, noch mehr: es liegt mir daran, daß Ihre Berichte, die Sie an Ihren königlichen Herrn senden, stets so wahrheitsentsprechend sein mögen, wie der letzte; und warum soll ich nicht, die ich so ziemlich in die Geheimnisse des hiesigen Hofes eingeweiht bin, Ihnen Mittheilungen machen, die Sie interessiren werden und die auch wahrscheinlich für Ihren königlichen Herrn äußerst werthvoll sind?

Ich langweile Sie doch hoffentlich nicht?"

Graf Hordt verbeugte sich: „Ganz und gar nicht, Durchlaucht; ich bin gespannt auf das, was ich hören soll."

„Nun," sagte die Daschkow, „Sie haben wirklich ein recht gutes Bild von der Partei der Kaiserin gegeben; indeß haben Sie doch einige sehr wichtige Persönlichkeiten vergessen. Da ist zum Beispiel Odar, der Privatsekretär der Kaiserin, ein Piemontese von Geburt, der zu unserer Partei gehört, und den ich gewissermaßen entdeckt habe. Odar stammt aus einer sehr unbedeutenden Familie, hat sich in Frankreich Bildung und Gewandtheit angeeignet und ist nach Rußland gekommen, um hier sein Glück zu machen. Er gehört zu den fast krankhaft ehrgeizigen Naturen, die zu Allem fähig sind. Als mir eine Aeußerung von ihm hinterbracht wurde, wonach er erklärt haben sollte, wenn er dadurch zu Reichthum und Glück gelangen könne, würde er selbst den kaiserlichen Palast anzünden und mit dem erworbenen Gelde dann sofort nach seiner Heimath zurückkehren, ließ ich mir den Mann kommen und begann ihn zu protegiren. Wie Sie wissen, bin ich Wittwe, und bereits zur Wittwe geworden, als ich noch fast ein Kind war. Ich heiße die ‚tolle Daschkow‘ und man wundert sich bei mir über nichts mehr. Ich habe diesen Odar ein wenig auf die Probe gestellt, und als ich sah, daß er sehr gut zu verwenden war, habe ich dafür gesorgt, daß er Privatsekretär Ihrer Majestät der Kaiserin geworden ist. Dann vergaßen Sie, Teplow zu erwähnen. Er ist der Haushofmeister des Hetmans Rasumowski. Teplow hat unter der verstorbenen Kaiserin eine große Rolle gespielt und ist von ihr kurz vor ihrem Hinscheiden noch zum Kammerherrn ernannt worden. Der jetzige Kaiser mißtraut ihm und hat ihn wiederholt seine Ungnade fühlen lassen, man behauptet, weil Teplow, der im Auslande eine ziemliche Bildung genossen hat, vor einer Reihe von

Jahren so thöricht gewesen ist, eine Geschlechtstabelle aufzustellen, nach denen die Walinskis mit den Ruriks, das heißt mit der Familie, aus der unser Kaiserhaus stammt, verwandt sind. An und für sich eine Bagatelle, besonders da die Walinskis längst aus Amt und Würden entfernt sind. Aber Teplow gilt für einen verdächtigen Mann, und deshalb hat er sich der Partei der Kaiserin angeschlossen."

Hordt war aufgestanden und unterbrach die Fürstin Daschkow. „Verzeihen Sie, Durchlaucht," sagte er, „wenn ich Ihre interessante Erzählung unterbreche und Ihrem heiteren Uebermuth Schranken zu setzen wage. Ich glaube, Sie treiben Ihren Spaß mit mir, aber ich verstehe durchaus nicht, was Sie veranlassen kann, mich in dieser humoristischen Weise zu einem Mitwisser von wirklichen oder angeblichen Geheimnissen zu machen."

Die Fürstin Daschkow legte den Kopf etwas auf die Seite und betrachtete Hordt mit einem kokett-liebenswürdigen Blick aus ihren Augenwinkeln so lange, bis der Graf ganz verlegen wurde.

Die galante Fürstin weidete sich erst an dieser Verlegenheit des Grafen eine Zeit lang, dann fuhr sie mit ihrem liebenswürdigsten Lächeln fort: „Man treibt mit so ernsten Dingen keinen Scherz, Herr Graf. Was ich Ihnen erzählte, ist die Wahrheit, die reine Wahrheit. Allerdings verblüfft diese im ersten Augenblick, besonders wenn man sie an einem Hofe ganz unvermittelt und plötzlich ausspricht. Hier, wo man gewöhnt ist, das Gegentheil von dem zu glauben, was Jeder sagt, muß Wahrheit überraschen."

„Und darf ich nach der Erklärung fragen, was Durchlaucht veranlaßt, mich zum Mitwisser solcher Geheimnisse zu machen?" fragte Hordt, der immer unsicherer wurde.

„Meine Freundschaft für Sie veranlaßt mich dazu, meine aufrichtige Freundschaft! Freunde dürfen vor ein-

ander keine Geheimnisse haben. Und dann will ich Ihnen offen und ehrlich bekennen: ich hoffe, Sie auch zur Partei der Kaiserin hinüberzuziehen. Sie haben sich in so liebenswürdiger Weise über Ihre Majestät unsere unglückliche Monarchin geäußert, daß ich glaube, wir haben keinen besseren Freund in der Umgebung des Kaisers, als Sie, mein Herr. Besonders der Passus, daß es sich empfehlen würde, wenn Seine königliche Majestät einen Brief an den Zaren schreiben wollte, in dem er ihn zu Gunsten seiner Gemahlin beeinflußte, hat mich ganz und gar für Sie eingenommen."

„Ich that nur meine Pflicht, Durchlaucht."

„Gewiß, Herr Graf, nur Ihre Pflicht; aber wir ersehen daraus, daß Sie ein Freund der Kaiserin sind, und demnach gehören Sie zu unserer Partei. Ich komme zu Ihnen bei Nacht und Nebel in einer Verkleidung, um Sie ganz und gar für uns zu gewinnen. Reichen Sie mir die Hand und versprechen Sie mir, daß Sie zu uns halten wollen."

Sie streckte ihm ihre kleine, zierliche Hand entgegen, die unter dem weiten, mit Silber besetzten Aermelaufschlag des Uniformrocks noch kleiner und zierlicher aussah, und Graf Hordt konnte nicht umhin, diese Hand an seine Lippen zu führen.

„Ich fühle mich hochgeehrt, Durchlaucht," sagte er, „durch Ihre Freundschaft und Ihr liebenswürdiges Entgegenkommen; aber bevor ich mich einer Partei anschließe, muß ich wissen, welches die Ziele dieser Partei sind. Ich bin ein Fremdling an diesem Hofe, ich, der noch bis vor Kurzem ein Kriegsgefangener war. Der Friede mit Preußen ist noch nicht offiziell geschlossen. Ich bin auf Befehl meines obersten Kriegsherrn der Person Seiner Majestät des Kaisers attachirt und muß schon mit Rücksicht auf meinen königlichen Herrn sehr vorsichtig sein. Daß ich für meine

Person nicht besorgt bin, werden Sie wohl glauben, Durchlaucht?"

„Niemand zweifelt an dem Muth und der Thatkraft eines Grafen Hordt; aber eben deshalb sind Sie so werthvoll für uns. Was nun die Ziele der Partei anbelangt, so müßten Sie diese eigentlich kennen. Die Partei hat es sich zur Aufgabe gemacht, der Kaiserin zu ihrem Rechte zu verhelfen, und sei dies selbst mit Gewalt."

Hordt sah sich unwillkürlich ängstlich um und sagte dann: „Ich hoffe, Durchlaucht, in Ihrem eigensten Interesse, daß Sie gegen andere Leute mit diesen Geheimnissen nicht so offenherzig sind. Was Sie da sagen, ist so gefährlich, daß es Sie und alle diejenigen Personen, die mit Ihnen verbunden sind, die Köpfe kosten kann."

„Das mag sein, Herr Graf, aber ich habe es mir nun einmal in den Kopf gesetzt, der gedemüthigten und unglücklichen Kaiserin zu ihrem Rechte zu verhelfen, und ich lasse mich von meinen Plänen niemals abbringen, selbst wenn mir das Schaffot droht. Ich habe mich deshalb, wie Sie wissen, mit meiner Familie überworfen, ich wage tagtäglich das Leben, aber vielleicht macht mir gerade diese Aufregung Spaß. — Ueber Eines mögen Sie sich jedenfalls beruhigen: ich bin natürlich nicht gegen Jedermann so vertrauensselig, wie gegen Sie. Aber dem Grafen Hordt vertraut man rückhaltlos Alles an, selbst den eigenen Kopf und die Köpfe seiner Mitverschworenen, besonders wenn man die Absicht hat, dem Grafen Hordt einen Beweis des Vertrauens zu geben. Oder habe ich mich getäuscht, Herr Graf?"

„Nein, Durchlaucht, selbstverständlich nicht. Ich danke Ihnen für das Vertrauen, das ich in der That ein sehr großes nennen muß. Ich wünschte fast, Sie hätten mich mit diesem Vertrauen nicht beehrt. Nun, da es doch geschehen ist, sage ich Ihnen meinen herzlichsten Dank und

verspreche Ihnen volle Diskretion. Ich will thun, als hätte ich nie etwas von dem erfahren, was Sie mir anzuvertrauen die Güte hatten. Verlangen Sie aber von mir infolge meiner eigenthümlichen Stellung keine aktive Theilnahme an Ihren Bestrebungen; ich habe Rücksicht auf meinen königlichen Herrn und auf Preußen zu nehmen."

„Auch diese Erklärung, Herr Graf, genügt mir. Sie wissen wenigstens jetzt, wie die Verhältnisse am Hofe liegen, und im Momente der Gefahr kann ich vielleicht immer noch auf Sie zählen. Nehmen Sie meinen Dank."

Die Fürstin reichte Hordt jetzt beide Hände, und als er sich herabbeugte, um sie zu küssen, entzog sie ihm die Hände und legte sie mit einer komischen Geberde auf den Rücken.

„Man küßt Junkern nicht die Hände!" sagte sie. „Sie verdienen eine Belohnung; Sie sollen sie nach gut russischer Sitte haben."

Sie hielt dem Grafen erst die rechte, dann die linke Wange hin, um sich von ihm küssen zu lassen.

Graf Hordt hätte in diesem Augenblick sich selbst umbringen mögen, so tölpelhaft kam er sich vor gegenüber der Liebenswürdigkeit der koketten Frau. Er wagte es nur flüchtig, mit den Lippen die vollen blühenden Wangen des schönen Weibes zu berühren.

Die Daschkow lachte still in sich hinein; dann warf sie mit einer blitzschnellen Bewegung den Pelzmantel wieder um ihre Schultern, setzte die Dienstmütze wieder auf und salutirte mit komischer Grandezza vor Hordt.

Noch ein Kußhändchen warf sie ihm zu, dann war sie aus der Thür verschwunden. Graf Hordt aber stand da, als habe er eben eine Erscheinung gehabt, und erst nach fünf Minuten verließ er seinen Platz und setzte sich in einen Sessel neben den Kamin, wie ein Mann, der soeben einen Traum gehabt hat und der noch nicht zur Wirklichkeit erwacht ist.

Digitized by Google

7.

Das Verhältniß der Fürstin Daschkow zur Kaiserin Katharina war ein sehr sonderbares; es entsprach den Charaktereigenthümlichkeiten der beiden Frauen, die viel miteinander gemein hatten. Die Kaiserin mißtraute der Daschkow immer noch im Stillen, wenngleich vollständig mit Unrecht. Die Daschkow ihrerseits setzte ihre ganze Kraft dafür ein, Freunde für die Kaiserin zu werben, aber sie trieb das Verschwören gewissermaßen als Sport. Die Kaiserin wußte auch um diese Bemühungen der Fürstin sie ließ sich von ihr Nachricht geben, aber es wurde eigentlich nichts Bestimmtes verabredet. Wenn die Daschkow unredlich war, konnte die Kaiserin noch im letzten Moment erklären, sie habe keinerlei Vereinbarungen mit ihr getroffen. . . .

Es waren ungefähr vier Wochen seit der Unterredung der Fürstin mit dem Grafen Hordt verstrichen. Man befand sich im Anfang April. Noch lag die Umgebung von Petersburg in den Banden des Winters, denn die Lage der russischen Hauptstadt läßt den Frühling vor Ende Mai niemals eintreten.

Die Fürstin Daschkow fand sich in den Gemächern der Kaiserin zu früher Morgenstunde ein und bat die Kammerfrau Katharina Iwanowna, ihr eine Unterredung mit Ihrer Majestät zu verschaffen.

Katharina empfing die Fürstin auch nach kurzer Frist in ihrem Toilettezimmer und fragte sie in französischer Sprache: „Was bringen Sie, Fürstin?"

„Eine Entdeckung!" erklärte die Daschkow, „die mir viel Sorge verursacht. Ich bin gestern in Petersburg gewesen, Majestät. Ich suchte Freunde für unsere Partei und für die gerechte Sache Eurer Majestät zu gewinnen und mußte dabei eine Entdeckung machen, die mich in Be-

stürzung versetzte, weil sie mir gänzlich unerwartet kam. Es wird von einer anderen Seite angeblich unter denselben Voraussetzungen und Absichten gearbeitet und zwar im Interesse von Eurer Majestät. Ich kann es unmöglich glauben, daß es sich hier um Wahrheit und Aufrichtigkeit handelt, sondern bin vielmehr überzeugt, daß man uns eine Falle legen will. Man soll unter den Truppen in Petersburg für Eure Majestät Stimmung machen, und das halte ich für außerordentlich gefährlich. Wer sich auf politische Verschwörungen einläßt, darf sich nicht dazu versteigen, seine Pläne untergeordneten Persönlichkeiten anzuvertrauen. Wenn nur ein Theil des Geheimnisses mehreren hundert Soldaten bekannt ist, die nicht wissen, welchen Werth es hat, die vielleicht schwatzen, sobald sie mehr trinken, als ihnen zuträglich, so ist die größte Gefahr vorhanden. Man erzählte mir, es wären die Brüder Orlow, die im Interesse Eurer Majestät arbeiteten."

Die Kaiserin lächelte. „Und wer hat Ihnen das erzählt, Fürstin?"

„Graf Panin machte mir diese Mittheilung und schien ebenfalls sehr erstaunt darüber."

„Das Erstaunen war überflüssig. In der That, ich habe Freunde unter den Leuten bei der Garde, und ich kann es Ihnen nicht verbieten, wenn sie für mich unglückliche Frau Stimmung zu machen suchen."

„Und gestatten Majestät mir, mich mit Orlow in Verbindung zu setzen?"

Die Kaiserin zuckte die Achseln. „Ich kann es Ihnen nicht verbieten, und will Ihnen dazu nicht rathen; ich muß das Ihnen überlassen, Fürstin."

„Majestät mißtrauen mir noch immer, und ich verdiene es wahrlich nicht. Ich diene Ihnen mit allem Eifer und bin nicht davor zurückgeschreckt, mich zu kompromittiren, um Freunde für Eure Majestät anzuwerben."

Digitized by Google

„Sie mißverstehen mich, meine liebe Daschkow,“ entgegnete die Kaiserin. „Ich mißtraue Ihnen keineswegs; ich weiß nur nicht genau, ob Ihre Handlungsweise nicht mehr aus der Sucht nach einer angenehmen und aufregenden Beschäftigung entspringt, als nur aus Interesse für mich.“

„Und ließe sich beides nicht vereinigen, Majestät? Warum soll ich es leugnen; es macht mir Spaß, meinem Oheim und noch anderen Leuten, zumal meiner Schwester Woronzow, ein Schnippchen zu schlagen. Ich habe ihr im Interesse Eurer Majestät mit Prügeln gedroht, wenn sie sich unterstände, den Kaiser weiter gegen Eure Majestät aufzuhetzen. Ich weiß es, Majestät mißtrauen mir wegen dieser Schwester und wegen meines Oheims; ich habe aber mit Beiden nichts gemein, davon dürfen Sie überzeugt sein. — Wissen Eure Majestät übrigens, daß der Zar demnächst eine Reise in's Ausland zu unternehmen gedenkt?“

„Ich weiß kein Wort davon.“

„Dann dürfte Eurer Majestät die Nachricht doch interessant sein. Der Zar beabsichtigt eine Zusammenkunft mit dem König von Preußen, und zwar in einem der preußischen Ostseehäfen. Er will sich mit der ganzen Flotte und zahlreichen Truppen dorthin begeben und dann sofort den Feldzug gegen Dänemark beginnen.“

„Ist diese Nachricht auch sicher?“

„Vollständig sicher, Majestät, und es wäre allerdings für unsere Pläne eine herrliche Gelegenheit. Die Abwesenheit des Kaisers könnte vortrefflich benützt werden. Aber es besteht eine große Gefahr. Der Kaiser soll beabsichtigen, vor seinem Weggange Eure Majestät gefangen setzen zu lassen und den Großfürsten Paul Petrowitsch für vom Throne ausgeschlossen zu erklären. Es soll diese Gefangensetzung am Peter- und Paulsfeste erfolgen, dessen Feier der Kaiser abwarten will, bevor er die Reise nach Deutsch-

land antritt und den Feldzug gegen Dänemark unternimmt. Wir haben noch drei Monate Zeit, Majestät; bis Ende Juni. Es kann bis dahin viel geschehen; aber wäre es nicht besser, den Plänen des Kaisers zuvorzukommen?"

Die Kaiserin war nachdenklich geworden. „Drei Monate," sagte sie, „sind eine lange Zeit; inzwischen kann Manches geschehen, woran man nicht gedacht hat. Ich danke Ihnen für Ihre Mittheilungen, Fürstin, und will alles Mißtrauen gegen Sie schwinden lassen. Setzen Sie sich mit Orlow in Verbindung, oder warten Sie vielmehr, bis ich Sie mit ihm bekannt mache. Bisher hat Maria Talizin die Verbindung mit ihm aufrecht erhalten, und er ist mehrfach als ihr angeblicher Verehrer hier gewesen. — Sie sehen erstaunt aus, werthe Daschkow? Ja, es geschehen doch Sachen am Hofe von Oranienbaum, von denen auch Sie nichts wissen! Aber nun habe ich Ihnen einen Beweis meines vollen Vertrauens geliefert, und Sie sollen sich auch fernerhin über Mißtrauen von meiner Seite nicht mehr beschweren. Kommen Sie morgen Abend in der neunten Stunde unter irgend einem Vorwande zu mir. Ich werde Sie mit Orlow zusammenbringen und Sie bei ihm legitimiren."

Die Fürstin Daschkow küßte die Hand der Kaiserin und entfernte sich. Katharina aber ließ Maria Talizin rufen und befahl dieser, in einem Briefchen Orlow für den nächsten Abend zu einem Stelldichein zu laden.

Peter III. fürchtete Katharina, denn er wußte, daß sie ihm geistig überlegen war und daß sie einen Charakter hatte, der sie für die gewaltigsten Unternehmungen befähigte. Er mißtraute ihr vom ersten Tage seines Regierungsantrittes an, und doch war er ihr gegenüber oft ungemein unvorsichtig. In seinem schwankenden Charakter wechselten eben Mißtrauen und Gutmüthigkeit, Sieges-

Digitized by Google

zuversicht und Kleinmuth überraschend schnell, und in den wichtigsten Augenblicken seines Lebens war er von Stimmungen abhängig, die ihm verhängnißvoll wurden.

— — — — — — — — — — — — —

Peter wußte ganz genau, daß die Kaiserin gegen ihn konspirirte; trotzdem suchte er zeitweise ihre Freundschaft und überhäufte sie mit Geschenken, um vielleicht schon wenige Stunden später sie wiederum öffentlich zu beleidigen und zu verletzen. Heute reizte er sie durch Beleidigungen und kleinliche Chikanen, um vielleicht morgen schon solche Angst vor ihr zu empfinden, daß er es kaum wagte, mit ihr zusammenzukommen. Er wußte es, daß sie sich die unwürdige Behandlung, die er ihr zu Theil werden ließ, um keinen Preis dauernd gefallen lassen würde, und trotzdem brach er jede Gelegenheit vom Zaun, um seine Gattin zu kränken und zu beleidigen.

Es war schließlich der Entschluß in ihm gereift, sie verhaften und ihr den Prozeß machen zu lassen, aber vor der Ausführung dieses Vorhabens schreckte er doch immer wieder zurück.

Am Tage nach der letzten Unterredung der Fürstin Daschkow mit der Kaiserin hatte der Zar Nachmittags wieder einmal seine holsteinischen Truppen exerzieren lassen. Gudowitsch und Graf Hordt waren seine einzigen Begleiter bei dieser Beschäftigung, die zu den größten Vergnügungen des Kaisers gehörte. Das Exerzieren war sehr gut ausgefallen, und der Monarch anscheinend bei bester Laune.

Als er nach dem Schlosse zurückging, sagte er plötzlich zu Hordt und Gudowitsch: „Laßt uns einmal einen überraschenden Besuch bei der Kaiserin machen. Die Woronzow hat mir schon wieder einmal von allerlei Besuchen erzählt, welche die Kaiserin in der Dunkelheit empfangen soll. Ich will mich davon selbst überzeugen. Gudowitsch, geh' voran

und sorge dafür, daß die Posten keine Honneurs erweisen, damit kein unnützes Aufsehen entsteht."

Gudowitsch gehorchte dem Befehl; langsam folgten ihm Peter und Graf Hordt, Letzterer mit eigenthümlichen Gefühlen. —

In den Gemächern der Kaiserin fand eine Berathung zwischen ihr, der Fürstin Daschkow und Gregor Orlow statt. Die Kaiserin hatte Orlow und die Fürstin miteinander bekannt gemacht, und alle Drei beriethen nun eifrig, ob es angängig sei, dem Kaiser mit einem Gegenschlag zuvorzukommen, bevor er die Verhaftung der Kaiserin ausführen lassen konnte, oder ob es vorsichtiger sei, sich darauf zu verlassen, daß Peter doch den schon oft gefaßten Plan gegen seine Gemahlin nicht auszuführen wagen werde. Dann war es offenbar günstiger, mit dem entscheidenden Schlage zu warten, bis er in's Ausland gereist war.

Maria Talizin saß im Vorzimmer und hatte den Befehl, ein Warnungszeichen zu geben, wenn eine Störung drohen sollte. Sie hörte ein Geräusch auf dem Korridor, sah vorsichtig hinaus und entdeckte Gudowitsch, sah aber gleichzeitig auch schon den Kaiser mit Hordt die Treppe heraufkommen. Sie eilte in's Zimmer zurück und klopfte an die Thür, hinter welcher die Konferenz stattfand. Es war dies das verabredete Signal, und sofort schob die Daschkow Gregor Orlow aus dem Zimmer und führte ihn durch eine Reihe von Gemächern auf den Korridor.

Wenige Minuten später stand der Kaiser vor Maria Talizin und fragte sie: „Wo ist die Kaiserin? Ist sie allein?"

„Ihre Majestät befinden sich im Arbeitszimmer," entgegnete Maria, ängstlich auf die Thür deutend, an die sie eben geklopft hatte.

Ohne anzuklopfen, riß der Kaiser die Thür auf und fand die Kaiserin in der That allein im Zimmer.

Katharina that, als sei sie überrascht. Sie erhob sich und sagte: „Womit kann ich Ihnen dienen, mein Gemahl?"

„Ich wollte nur einmal etwas nach dem Rechten sehen!" bemerkte Peter höhnisch, indem er sich prüfend umsah. Er trat in's Zimmer zurück, in dem sich Maria befand und entdeckte hier plötzlich auf einem Sessel einen Offiziershut. Orlow hatte vergessen, seinen Hut mit in das Zimmer der Kaiserin zu nehmen, und dieser Hut wurde jetzt zum Verräther.

„Wem gehört dieser Hut?" fragte Peter, dessen Gesicht sich in höchstem Zorn zu verzerren begann.

Die Kaiserin zuckte die Achseln und sagte ironisch: „Ich trage keine Offiziershüte und interessire mich auch nicht für solche."

In diesem Augenblick hörte man vom Korridor her Stimmengewirr, und der Kaiser befahl Gudowitsch, nachzusehen, was es dort gäbe.

Wenige Sekunden später stand Orlow vor dem Kaiser.

Beim Betreten des Schloßflügels, in dem die Kaiserin wohnte, hatte der Kaiser den Wachen Auftrag gegeben, Niemand passiren zu lassen. Orlow war allerdings glücklich von der Fürstin auf den Korridor geleitet worden; als er von dort aber über eine Hintertreppe in's Freie eilen wollte, verwehrten ihm die Wachen den Austritt.

Es trat eine sehr peinliche Pause ein, während welcher der Kaiser Gregor Orlow mit mißtrauischen Blicken musterte.

„Wer bist Du?" fragte er ihn dann.

„Gregor Orlow!" antwortete der Gefragte, „Lieutenant bei der Artillerie und Zahlmeister."

„Was hattest Du hier zu thun?"

„Eure Majestät gestatten, daß ich darüber schweige. Es handelt sich nicht um mein Geheimniß allein."

„Und ich befehle Dir, zu reden; ich befehle Dir, mir

zu sagen, weshalb Du hier bist! Sprich und sage mir die Wahrheit, oder Du sollst meinen ganzen kaiserlichen Zorn fühlen! Zu welchem Zweck hast Du Dich hier eingeschlichen? Was willst Du hier, Schurke?"

Peter wurde immer heftiger und die ganze Scene immer peinlicher. Vergebens hatte die Kaiserin wiederholt Maria Talizin mit den Augen zugewinkt. Maria wußte freilich wohl, was dieses Winken bedeutete: sie sollte dem Kaiser erklären, Orlow sei ihr Geliebter, aber diese Erklärung sollte sie in Gegenwart des Grafen Hordt abgeben. Nicht um Alles in der Welt hätte sie das gethan! Sie war fassungslos und glaubte jeden Augenblick zu Boden sinken zu müssen. Jetzt hatte sie nicht die Kraft eine Komödie zu spielen, wobei sie sich in den Augen des Mannes, der sie liebte und den sie wieder liebte, so sehr herabsetzen mußte.

Orlow verlor seine Ruhe nicht. Er griff in die Seitentasche seiner gelben Unterweste und zog einen Brief heraus, den er dem Kaiser überreichte.

„Eure Majestät befehlen es," sagte er; „nur dieser Befehl kann mich zu einer Indiskretion veranlassen."

Der Kaiser ergriff das Schreiben und las es hastig durch. Er schien enttäuscht.

„Eine Liebelei!" bemerkte er. „Und Maria Talizin ist die Dame, die solche Briefe schreibt und Offiziere einlädt, die sie im Vorzimmer der Kaiserin empfängt? „Rede!" — sagte der Kaiser zu Maria — „Hast Du diesen Brief geschrieben? Ist dieser Brief von Dir: ‚Mein geliebter Gregor, komm zu Deiner sich vor Sehnsucht nach Dir verzehrenden Maria Talizin' —?"

„Ja!" erklärte Maria, „ich habe diesen Brief geschrieben."

Dann griff sie nach einem Sessel und sank an diesem in die Kniee. Sie wurde nicht ohnmächtig, aber sie ver-

lor das klare Bewußtsein dessen, was um sie vorging. Was weiter geschah, wußte die Arme nicht.

Ob der Kaiser nicht dennoch den wahren Sachverhalt argwöhnte, ließ sich nicht entscheiden. Er wendete sich aber an seine Gemahlin und sagte: „Ich überlasse es Ihnen, die Hofdame und diesen Offizier zu bestrafen, die sich nicht entblöden, das Vorzimmer der Kaiserin von Rußland zum Schauplatz ihrer verliebten Stelldicheins zu machen."

Die Kaiserin, die während der ganzen Scene ihre Kaltblütigkeit bewahrt hatte, erklärte jetzt sehr ruhig: „Ich sehe keinen Grund zu einer Bestrafung, wenn sich zwei junge Leute lieb gewonnen haben und einander zu heirathen wünschen."

Peter wendete sich wieder an Orlow, der in militärischer Haltung unbeweglich vor ihm stand.

„Du liebst dieses Mädchen?" fragte der Kaiser, auf die halb ohnmächtige Maria deutend.

Einen raschen Blick wechselten Orlow und die Kaiserin, dann erklärte Orlow: „Ja, ich liebe sie."

„Und Du bist davon überzeugt, daß sie Dich wieder liebt?"

„Zu Befehl, Majestät."

Der Kaiser lächelte höhnisch und wendete sich dann zu seiner Gattin.

„Ich will dem Glück der beiden Leute nicht entgegen sein. Da dieses Liebesverhältniß offenbar mit der Genehmigung meiner Gemahlin stattfindet, wird es wohl am besten sein, man verheirathet die beiden jungen Leute so bald wie möglich. Sie haben dann nicht mehr nöthig, sich Stelldicheins im Vorzimmer der Kaiserin zu geben. Nach der Heirath pflegen ja gewöhnlich derartige verliebte Thorheiten zwischen Eheleuten zu verschwinden; meinen Sie nicht auch, Majestät?"

Die Kaiserin that, als merkte sie die Anspielung auf

Digitized by Google

ihre eigene unglückliche Ehe nicht, sondern erklärte: „Ganz wie Sie meinen!"

Der Kaiser biß sich auf die Lippen. Er hatte erwartet, die Kaiserin würde in irgend einer Weise mit seinem Vorschlag nicht einverstanden sein, sie würde ihm mehr erwiedern, so daß er wieder Gelegenheit gehabt hätte, ihr irgend eine halb versteckte oder offene Beleidigung zu sagen.

So dachte er einen Augenblick nach und bemerkte dann: „Wir wollen also keinen Augenblick zögern, in ungefähr zwei Stunden kann die Trauung stattfinden. Ich werde alle Vorbereitungen treffen lassen und in zwei Stunden erwarte ich Eure Majestät mit allen Ihren Damen in der Kapelle von Oranienbaum."

Die Kaiserin verbeugte sich ebenso kühl wie vorher und erwiederte nicht ein Wort. — Der Zorn des Kaisers mußte sich noch irgendwie Luft machen, er wendete sich wieder zu Orlow; noch einmal fragte er ihn, wie er heiße, und noch einmal gab Gregor Orlow ehrerbietig Antwort.

„Seit wann bist Du von Petersburg fort?" fragte er.

„Seit heute Mittag, Majestät."

„Hast Du Urlaub genommen und Dich vorher beim Gouverneur abgemeldet?"

Orlow überlegte einen Augenblick und beschloß, die Wahrheit zu sagen. Eine Lüge hätte ihm und der Kaiserin außerordentlich schaden können, wenn sie entdeckt wurde.

„Nein, Majestät," sagte er, „ich bin ohne Urlaub nach Oranienbaum gefahren, ich wollte bis zum Abend wieder zurück sein. Ich hatte heute Nachmittag im Dienst nichts zu versäumen."

„So viel ich weiß, ist das Entfernen aus der Garnison Petersburg ohne Urlaub verboten. Ist Dir dies nicht bekannt, Lieutenant Gregor Orlow?"

„Zu Befehl, Majestät, diese Verfügung ist mir bekannt."

Digitized by Google

„Nun, dann will ich Dir ein Hochzeitsgeschenk machen. Ich könnte Dich wegen Deines Ungehorsams sofort nach Sibirien schicken, aber ich ermäßige diese Strafe auf vier Wochen Arrest. Begib Dich sofort zur Wache! Von der Wache wirst Du zum Traualtar gebracht und dann" — der Kaiser wandte sich wieder mit seinem boshaften Lächeln an seine Gemahlin — „da ich nur die Absicht habe, Ihnen, Majestät, durch diese Ehe eine Freude zu machen, werden Sie wohl dem jungen Paar wenigstens für diese Nacht Unterkunft hier im Flügel dieses Schlosses gewähren. Ich glaube, es wird Ihnen Freude machen, Majestät, sich gewissermaßen von dem Glück Ihrer Schützlinge zu überzeugen."

Die Kaiserin nickte wieder stumm und wendete ihrem Gemahl fortdauernd halb den Rücken zu.

„Du," sagte der Zar dann wieder zu Gregor Orlow, „wirst morgen früh in den Arrest abgeführt und kannst dort Deine Flitterwochen verbringen. Bei der nächsten Nachlässigkeit im Dienste aber schicke ich Dich nach Sibirien, das merke Dir! Laß ihn abführen, Gudowitsch! — Auf Wiedersehen, Majestät, in der Kapelle zur Trauung Ihrer Schützlinge!"

Die Wache führte Orlow ab, und gefolgt von Gudowitsch und Hordt verließ der Kaiser das Zimmer. Draußen befahl er Gudowitsch noch, Alles für die Trauung vorzubereiten und ihn dann zu rufen. Durch ein Kopfnicken verabschiedete er Hordt, und dieser ging wie im Traum nach seiner Wohnung.

In einer unbeschreiblichen Stimmung erreichte er seine Datsche, und hier griff er sich wiederholt an den Kopf, als wolle er sich davon überzeugen, daß er nicht geträumt habe oder um den Verstand gekommen sei. Wer ihm doch das noch vor einer Stunde gesagt hätte! Maria Talizin, das Weib, das er liebte, das ihm seine Gegenliebe mündlich

und schriftlich, mit Handschlag und Küssen versichert hatte, sollte binnen zwei Stunden die Gattin eines Anderen werden, die Gattin eines Mannes, den sie angeblich liebte und von dem sie wieder geliebt wurde!

Das war ja Wahnsinn! Handelte es sich um einen Traum? Handelte es sich um irgend eine Täuschung?

Aber nein! Hordt träumte nicht, er war ja Zeuge der Scene gewesen, er hatte es ja gehört, daß es sich um ein Stelldichein handelte, zu dem Maria Talizin den schönen Offizier selbst eingeladen hatte. Unter den Augen der Kaiserin fand dieses Stelldichein statt, sie wußte darum, sie billigte diese Liebe!

Es wäre schwer gewesen zu unterscheiden, welches Gefühl in diesem Augenblick bei Hordt mächtiger war, das Gefühl des Schmerzes über den Verlust, den unvermutheten, plötzlichen Verlust der Geliebten, oder das Gefühl des Zorns und der Kränkung darüber, daß Maria Talizin ihn getäuscht hatte. Es war ja jetzt klar: sie hatte mit ihm nur ein frevles Spiel getrieben, um sich die langweiligen Stunden einer Schlittenfahrt zu verkürzen.

In seiner Gegenwart, in der Gegenwart des Mannes, dem Maria ihre Liebe erst vor ganz kurzer Zeit gestanden und seit der Zeit wiederholt schriftlich versichert hatte, entblödete sie sich nicht, zu gestehen, daß sie einen Anderen liebe. Nicht einmal angesehen hatte sie Hordt, der hinter dem Kaiser stand und unbemerkt von diesem ununterbrochen Maria Talizin beobachtete. Sie hatte nicht einen Augenblick dagegen protestirt, daß sie die Angebetete des Lieutenants Orlow sei. Sie widersprach nicht, als man sie mit ihm verheirathen wollte. Das Einzige, was sie niederzudrücken schien, war die Scham. Aber konnte man bei einem solchen Geschöpf überhaupt von Scham reden? War das nicht eine Verlästerung dieses Ausdruckes?

Ein fürchterlicher Zorn überkam Hordt, Zorn über

Digitized by Google

seine eigene Schwäche gegenüber diesem Weibe, Zorn über seine Narrheit, daß er geglaubt, die leichtsinnige Hofdame werde einer ernsten Neigung ihm gegenüber, dem Fremden, wenig Bekannten fähig sein. Jetzt fiel es ihm erst ein, wie rasch Maria Talizin auf seine Liebeserklärungen eingegangen war. Nun, es war ihr jedenfalls nichts Ungewohntes, solche Dinge zu hören. Hordt lachte laut auf. Und dann erschrak er vor seinem eigenen Gelächter, das sonderbar in der einsamen Wohnung widerhallte. Er verschloß die Thür, die zum Vorzimmer führte, er zog die Vorhänge zusammen, welche die Fenster schlossen, er wollte allein sein, allein mit seinem Zorn, mit seinem Schmerz und seiner Demüthigung.

— — — — — — — — — — — —

Nachdem Orlow abgeführt worden war und der Kaiser mit den beiden anderen Offizieren das Zimmer verlassen hatte, eilte die Kaiserin auf Maria zu und hob sie freundlich aus ihrer knieenden Stellung auf. Sie küßte Maria mit einer gewissen Leidenschaftlichkeit auf Mund und Augen und sagte: „Hab' Dank, mein liebes Kind! Fürchte nichts! Du hast mir gesagt, daß Du einen Anderen liebst, und wenn Du jetzt gezwungen die Frau des Gregor Orlow wirst, so laß Dich das nicht anfechten. Du wirst selbstverständlich nur zum Schein seine Gattin, und diese Ehe kann jeder Zeit wieder gelöst werden. Spiele mir zu Liebe diese Komödie, mein Dank wird nicht ausbleiben! Mein Herr Gemahl glaubte mir einen Schabernak zu spielen, und er weiß nicht, wie er mir nützt. Jetzt wird der Verkehr Orlow's hier in Oranienbaum erst recht unauffällig; Du bleibst natürlich auch nach der Verheirathung bei mir als Hofdame — darüber habe ich zu bestimmen. Du bleibst also in meinem Dienst, Dein angeblicher Gatte kann Dich dann besuchen, und so wird es nicht auffallen, wenn wir mit ihm hier unsere Angelegenheiten berathen.

Also sei unbesorgt, mein Kind, ich behalte Dein wirkliches Glück im Auge. — Fürstin, nehmen Sie sich der Kleinen da an und schmücken Sie sie zu der Hochzeit! Wenn es meinem Herrn Gemahl beliebt, eine Komödie aufzuführen, so soll sie auch mit allem Pomp in Scene gehen."

Die Kaiserin verließ das Zimmer und begab sich in ihr Arbeitskabinet. Maria stand noch immer wie geistesabwesend; sie hatte wohl die Worte der Kaiserin gehört und auch verstanden, es handle sich nur um eine Scheinehe; aber was sollte er, was sollte Hordt dazu sagen? Er wußte doch nicht, daß diese Ehe nur zum Schein geschlossen wurde. Er hatte sagen hören, daß ein Liebesverhältniß zwischen Maria und Orlow bestehe, sie hatte zugestehen müssen, an Orlow einen Brief geschrieben zu haben, und das Alles in Gegenwart des Mannes, der sie jetzt wahrscheinlich verabscheute, verachtete und für ein erbärmliches, ehrloses Geschöpf hielt.

Die Fürstin Daschkow näherte sich ihr. „Komm mit, Kleine!" sagte sie, „trockne Deine Thränen, Du hast ja gehört, es handelt sich nur um eine Komödie."

Schluchzend warf sich Maria an die Brust der Fürstin. „Nein, nein," stöhnte sie, „ich kann es nicht, ich darf es nicht thun, ich kann diesen Mann nicht heirathen!"

„Komm, komm!" sagte die Fürstin Daschkow, „komm nur, Kleine! Wir wollen auf Dein Zimmer gehen und dort vernünftig reden. Wir können hier im Vorzimmer der Kaiserin nicht neue Scenen machen, außerdem sind wir nicht davor sicher, daß der Kaiser zurückkommt. Komm, Mädchen!"

Die Fürstin Daschkow legte zärtlich ihren Arm um Maria's Schultern und ging mit ihr über den Korridor bis nach der Wohnung, die im Schloßflügel der Kaiserin für Maria Talizin bestimmt war. Die Fürstin setzte sich hier neben Maria nieder und begann: „Nun beichte ein-

mal, Du kleine Geheimnißkrämerin, und sprich vernünftig! Wen liebst Du? Ich hörte schon, wie Ihre Majestät von Deiner Liebe sprach. Wen liebst Du denn, Närrchen?"

Maria schwieg. Nach einiger Zeit rang sie die Hände und sagte: „Was wird er von mir denken? Er wird mich für ein ehrloses, erbärmliches, verächtliches Geschöpf halten."

„Nicht doch," entgegnete die Fürsten Daschkow, „wenn der Betreffende Dich wahrhaft liebt, wird es ihm nicht einfallen, Dich zu verdächtigen; man muß ihn nur aufklären. Also sag' mir geschwind, wer ist denn der Mann, den Du so zärtlich liebst, meine junge Freundin? Ich selbst will es übernehmen, ihm mitzutheilen, daß Maria Talizin ihm nicht untreu geworden, sondern daß sie nur aus Liebe und Dankbarkeit gegen ihre Kaiserin eine Scheinehe eingegangen ist. Ich werde es dem Manne, den Du liebst, schon klar machen. Willst Du mir diese Aufgabe anvertrauen? Oder glaubst Du mir nicht trauen zu dürfen?"

„Nicht doch, nicht doch," sagte Maria Talizin abwehrend, „gewiß traue ich Ihnen; und warum sollte ich nicht? Gewiß, ich könnte keine bessere Fürsprecherin für mich haben, aber ich soll doch immerhin die Gattin eines Anderen werden. Und wenn auch dieser Andere in Wirklichkeit niemals mein Gatte sein wird, so bleibe ich doch an ihn gebunden!"

„Der Schreck beraubt Dich des klaren Denkens, Maria Nikolajewna; eine Ehe, die auf Befehl des Kaisers oder der Kaiserin geschlossen ist, kann ebenso auf Befehl wieder getrennt werden, und es ist ganz gleich, ob diesen Befehl der Zar oder die Zariza gibt. Also Du brauchst nicht die mindeste Angst zu haben. Sage nur, wer Dein Geliebter ist, damit ich ihn beruhige."

Maria schien noch zu zögern. Endlich sagte sie, über und über erröthend, schüchtern: „Es ist der Graf Hordt."

Sie sah nach diesen Worten zu Boden und bemerkte

daher nicht eine Art von Erschrecken in dem Gesicht der Fürstin Daschkow. Die Stirn der schönen Frau zog sich in krause Falten, und in ihren dämonischen dunklen Augen erschien ein eigenthümliches wildes Leuchten.

Nach wenigen Augenblicken aber hatte sich die Fürstin Daschkow schon wieder gefaßt. „Also der Graf Hordt,“ sagte sie, „auf den wäre ich allerdings nicht gekommen. Nun erzähle mir aber, wie Du zu dieser Liebe gekommen bist, und vergiß nicht, daß ich in diese Angelegenheit eingeweiht sein muß, wenn ich Dich bei dem Grafen entschuldigen soll. Der Graf Hordt! Ha! ha!“

Die Fürstin lachte so eigenthümlich auf, daß Maria sie ganz erschreckt ansah. Sofort zog aber die Daschkow sie näher an sich, küßte sie auf die Stirn und sagte: „Nun beichte einmal! Das muß ja eine höchst interessante Geschichte sein.“

Jedenfalls war es für Maria Bedürfniß, ihr Herz auszuschütten, und gerade in diesem Augenblick sich über ihr Verhältniß zu Hordt zu äußern. Sie erzählte rasch und doch eingehend der Fürstin Daschkow ihre erste Begegnung mit dem Grafen, die schon in Deutschland stattgefunden hatte, das Wiedersehen mit ihm nach seiner Entlassung aus der Haft und auch die Schlittenfahrt von Petersburg nach Oranienbaum, auf der das Geständniß der Liebe zwischen ihnen ausgetauscht worden war. — Die Fürstin Daschkow hatte diese Erzählung durch lautes Auflachen, durch scherzhafte Bemerkungen und hin und wieder durch eine Frage unterbrochen, bei welcher der gespannte Ausdruck in ihrem Gesicht einem unbefangenen Beobachter aufgefallen wäre.

Als Maria geendet hatte, bemerkte die Fürstin: „Also es handelt sich nicht um eine Tändelei, sondern um eine ernste, leidenschaftliche Liebe. So seid ihr Deutschen, und auch dieser Graf Hordt, trotzdem er ein Schwede ist, scheint

ein solch' sentimentaler Liebhaber zu sein. Nun, Deine Sache ist in guten Händen, Maria Talizin; jetzt trockne Deine Thränen! Wir müssen Dich bräutlich schmücken, denn vergiß nicht, daß unser Aller Sicherheit auf dem Spiele steht, daß Du der Kaiserin einen wichtigen Dienst erweisest, wenn Du Deine Rolle geschickt weiter spielst! Laß also alle Thränen, tritt ruhig vor den Traualtar, sprich dort Dein Ja und suche beim Kaiser den Glauben zu erwecken, daß Du in der That glücklich darüber seist, die Gattin Gregor Orlow's zu werden! Komm, wir müssen eilen, Dir die Brautkrone aufzusetzen und Dir wenigstens ein helles Kleid anzuziehen. Vergiß nicht, es ist Alles nur Schein und Komödie, und die Dankbarkeit der Kaiserin wird Dich für diesen kleinen Scherz hundertfach belohnen."

— — — — — — — — — — — —

In der Schloßkapelle zu Oranienbaum war Alles zur feierlichen Handlung vorbereitet. Am Altar standen drei Popen, um die Trauung zu vollziehen, und entsprechend den Neuerungen, die Peter III. eingeführt und mit denen er beim Volke so viel Anstoß erregt hatte, war die Scheidewand fortgefallen, welche früher die Laien vom Altar getrennt hatte.

Die Hofgesellschaft war versammelt, auch Hordt, der als persönlicher Adjutant des Kaisers anwesend sein mußte, stand in der Nähe des Sessels, der für den Monarchen bestimmt war. Auf dem Chor waren die Kirchensänger aufgestellt, welche eine Hymne anstimmten, als der Kaiser, seine Gemahlin geleitend, eintrat und vor dem Altar Platz nahm. Einige Offiziere brachten den Bräutigam Orlow, der als Gefangener keinen Degen trug. Eine Anzahl von Hofdamen, unter ihnen die Daschkow, brachten dann Maria Talizin und geleiteten sie bis vor den Altar.

Hordt mußte sich gewaltig zusammennehmen, um ruhig

zu bleiben, als er Maria erscheinen sah; aber trotzdem er eigentlich auf Aeußerlichkeiten wenig achtete und mit seinen Gedanken, die ihn fast überwältigten, beschäftigt war, sah er doch, daß sie eine außerordentliche Fassung zur Schau trug. Sie schien jede Anwandlung von Schwäche überwunden zu haben. Fest und ruhigen Schrittes trat sie vor den Altar und kniete hier neben Gregor Orlow nieder. Maria sah entzückend schön aus. Sie trug ein weißes Seidenkleid mit blauen Schleifen geziert, an der Frisur des Kopfes war ein langer weißer Schleier befestigt. Ferner trug sie einen prachtvollen Schmuck von Amethysten, den ihr die Kaiserin als Hochzeitsgeschenk verehrt hatte.

Offiziere und Hofdamen hielten über den Köpfen des knieenden Brautpaares gewaltige Kronen, die mit Blumen geschmückt waren. Die Popen begannen ihre vorgeschriebenen Ceremonien, dann folgte die Frage des ältesten Priesters an das Brautpaar, ob es die Ehe eingehen wolle, worauf Orlow und Maria mit einem lauten „Ja!“ antworteten.

Der Pope wechselte die Ringe des Brautpaares, dann umwand er die ineinander gelegten Hände von Orlow und Maria mit seiner Stola, sang einen Hymnus und reichte dem nun neuvermählten Paare Brod und Salz. Auch ließ er sie gemeinsam aus einem Kelch trinken, zum Zeichen, daß ihnen nie das Nöthigste, nämlich Brod und Salz, fehlen möge und daß sie durch die Ehe verpflichtet seien, Alles miteinander zu theilen, Freud und Leid.

Die ganze Ceremonie nahm länger als eine Stunde in Anspruch. Es folgte ein nochmaliger Gesang des Kirchenchors, dann wurde das neuvermählte Paar umringt und beglückwünscht.

Die Kaiserin küßte Maria Talizin, und alle Hofdamen folgten dem Beispiel der Kaiserin. Der Kaiser küßte nach

Digitized by Google

der Sitte des Landes Gregor Orlow, und ebenso thaten die Würdenträger des Hofes. Hordt, der als Andersgläubiger und Nichtrusse diese Ceremonie nicht mitzumachen brauchte, blieb im Hintergrund stehen; es wäre ihm nicht möglich gewesen, Maria zu gratuliren, und noch weniger, diesen Gregor Orlow zu küssen.

Das Brautpaar und der Hof begaben sich dann nach dem Speisesaal, wo ein großes Diner stattfand. Das neuvermählte Paar saß mit an der kaiserlichen Tafel — zum Glück für Hordt aber rechts und links vom Kaiser und der Kaiserin, so daß er Maria wenigstens nicht sich gegenüber hatte.

Die Kaiserin unterhielt sich angelegentlich mit Maria, der Kaiser dagegen sprach fast gar nicht mit Orlow. Auch mit seiner Gemahlin wechselte er kein Wort. Dafür trank er aber viel und hastig, und da er alle anwesenden Gäste fortwährend zum Trinken animirte, war kaum eine Stunde vergangen, bis es sehr wenig etikettenmäßig bei der Tafel zuging. Auf Befehl des Kaisers geleiteten eine Anzahl von Offizieren und Hofdamen mit brennenden Lichtern in der Hand die Neuvermählten nach dem Gemach, das im Flügel des Schlosses, wo die Kaiserin wohnte, für sie eingerichtet war. Unter Scherzen, Lachen und Glückwünschen entfernte sich dann die Begleitung mit den Lichtern, und als sie zur Tafel zurückkehrten, wurde diese vom Kaiser aufgehoben. Mit einer steifen Verbeugung verabschiedete er sich von der Kaiserin, die ihm durch ein hoheitsvolles Kopfnicken dankte. Dann zogen sich die Majestäten in ihre Gemächer zurück.

— — — — — — — — — — — —

In dem Zimmer, in dem das neuvermählte Paar zum ersten Male allein war, herrschte tiefes Schweigen. Die Kerzen brannten auf dem Tisch, weil draußen bereits die Dunkelheit eingebrochen war. Maria stand am Fenster

und sah in die Dunkelheit hinaus, und Gregor Orlow saß am Tisch und kaute an seinen Fingernägeln.

Endlich erhob er sich und sagte: „Es ist eigentlich gewaltig rasch gegangen mit unserer Heirath! Vor wenigen Tagen erst lernte ich Sie kennen, und nun sind Sie meine Frau. Die Verheirathung ist ja wider unseren Willen geschehen, es blieb uns kein anderer Ausweg übrig, aber ich muß Sie nun doch fragen, wie Sie über die Sache denken? Wollen Sie die Ehe ernst nehmen oder nicht? Ich will Sie zu nichts zwingen."

Maria fühlte sich über dieses Gespräch so beschämt, war überhaupt so peinlich von der ganzen Situation berührt, daß sie, ohne sich vom Fenster umzuwenden, erklärte: „Ihre Majestät die Kaiserin hat mir gesagt, daß es sich nur um eine Scheinehe handele."

„So!" sagte Orlow gedehnt. „Nun, wenn das Ihre Majestät die Kaiserin befohlen hat, wird es wohl richtig sein. Immerhin ist es eine eigenartige Sache; wir sind Eheleute, und der Welt gegenüber müssen wir uns als solche betrachten. In den nächsten vier Wochen werden wir zwar nicht zusammen kommen, aber dann, mein Täubchen, müssen wir öffentlich Mann und Frau spielen und uns dementsprechend auch öffentlich ein wenig zärtlich gegeneinander betragen. Teufel auch, mein Täubchen, weißt Du wohl, daß Du gar nicht übel bist?" sagte Orlow, der ebenfalls zu viel Wein bei der Tafel getrunken hatte. „Weißt Du, daß Du verteufelt hübsch bist?"

Er näherte sich Maria und versuchte seinen Arm um ihre Schulter zu legen; entrüstet jedoch entwand sie sich ihm und trat in die Mitte des Zimmers. Ihre Augen waren so zornig auf Gregor Orlow gerichtet, daß dieser doch keinen neuen Versuch wagte, sich ihr zu nähern, sondern bemerkte: „Nun, nun, warum so zornig, mein Seelchen? Schließlich sind wir doch Mann und Frau, und

Gregor Orlow ist es nicht gewohnt, bei Frauen lange zu bitten, vor Allem aber nicht bei seiner eigenen Gattin, die Du doch jetzt bist!"

Es waren sehr sonderbare Blicke, mit denen Orlow seine Gattin wider Willen betrachtete, die unschuldige Schönheit Maria's schien es ihm anzuthun, und je länger er das schöne Geschöpf betrachtete, das durch Schamröthe und sein ängstliches Wesen ihm noch interessanter erschien, desto mehr schien er zu vergessen, daß die Ehe nur zum Schein eingegangen sei. . . . Zum Glück öffnete sich in diesem Augenblick eine Tapetenthür, und die Daschkow trat ein, um dann die Thür noch einmal zu öffnen und auch die Kaiserin einzulassen. Einige Minuten später saßen die vier Personen in eifriger Berathung zusammen. Orlow war beim Anblick der Kaiserin verlegen und plötzlich wieder ganz nüchtern geworden.

Die Kaiserin befand sich noch im Festkleide, so wie sie von der Tafel kam. Eine so günstige Gelegenheit wie jetzt kam für die Verschworenen so bald nicht wieder, und in ausführlichster Weise wurde das, was man in den nächsten Wochen beginnen wollte, verabredet. Da Gregor Orlow durch seinen Stubenarrest doch in der Freiheit seiner Bewegung behindert war, sollte seine angebliche Gattin mit seinen Brüdern und den anderen Mitgliedern der Verschwörung verhandeln. Es war daher nothwendig, Maria in alle Einzelheiten des geheimen Planes einzuweihen. Sie erschrak jetzt doch gewaltig, als sie erfuhr, daß sie ein Werkzeug von Verschworenen gewesen sei, welche nichts anderes als die Entthronung des Kaisers und die Erhebung der Kaiserin Katharina zur Regentin und Selbstherrscherin aller Reußen planten.

Bis tief in die Nacht dauerte diese Berathung. Dann zog sich die Kaiserin in ihre Zimmer zurück und ebenso

suchten die Daschkow und Maria die Gemächer auf, die ihnen als Wohnung im Schlosse angewiesen waren.

Gregor Orlow wurde am anderen Morgen auf einen Wagen gesetzt, um mittelst berittener Eskorte als Gefangener nach Petersburg gebracht zu werden, und damit hatte auch diese eigenthümliche Episode in der Verschwörung gegen Peter III. ihren vorläufigen Abschluß gefunden.

8.

Ob die Fürstin Daschkow den Grafen Hordt liebte? Darüber war sie sich selbst nicht klar. Sie fand ein unbeschreibliches Vergnügen daran, die Männer zu unterjochen, und deshalb ging sie darauf aus, auch den Grafen Hordt vor ihren Triumphwagen zu spannen und zu einem dienstbaren Werkzeug ihrer Intriguen und Launen zu machen. Vielleicht interessirte sie sich für ihn mehr als für andere Männer, gerade weil er ihr nicht ohne Weiteres huldigte, sondern ihren Bemühungen, ihn zu erobern, Widerstand entgegensetzte. Graf Hordt war ein schöner Mann; er war anders geartet als sonst die Männer bei Hofe. Eine gewisse Romantik umgab ihn, und am Interessantesten machte ihn der Daschkow schließlich sein Verhältniß zu Maria Talizin, das sie aus deren offenherzigen Geständnissen kannte.

Hierdurch schien der Fürstin die Eroberung Hordt's noch viel reizvoller als früher, und gleich am Tage nach der Hochzeit Maria Talizin's mit Gregor Orlow kleidete sie sich wieder in die Uniform eines Junkers vom Preobraschenskischen Regiment, um dem unglücklichen Liebhaber einen heimlichen Besuch abzustatten.

Graf Hordt saß über einem Berichte, den er an den König Friedrich von Preußen schrieb, und absichtlich suchte er durch Arbeit und durch erzwungene Beschäftigung seine Gedanken von Maria Talizin und den Scenen des vorher-

gehenden Tages abzuleiten. Noch immer war sich Hordt darüber unklar, ob er Grund hatte, zornig zu sein, oder ob er den Vorfall als ein unvermuthetes Unglück betrachten sollte, das sowohl Maria wie ihn getroffen hatte. . . .

Der holsteinische Soldat meldete ihm, daß der Junker seinen Besuch wiederholen wolle, der neulich Abend da gewesen sei, und Hordt befahl hastig, ihn einzuführen. Heute kam ihm der Besuch der Daschkow gelegen. Er hoffte von ihr Aufklärung zu erhalten, denn er kannte sie als eine Vertraute der Kaiserin und auch der jetzigen Frau Orlow.

Mit einem Lächeln auf den Lippen erschien die schöne Frau im Zimmer Hordt's, warf rasch Mütze und Mantel ab und näherte sich dann dem Grafen mit der Vertraulichkeit eines Kameraden. Sie stellte sich dicht vor ihn hin, legte ihm die beiden Hände auf die Schultern und sah ihm prüfend in das Gesicht. Ein Lächeln, halb wie Koketterie, halb wie Hohn spielte um ihre Lippen.

„Ich komme, Sie in Ihrer Einsamkeit zu besuchen," begann sie, „und gleichzeitig, um mich um eine freigewordene Stelle bei Ihnen zu bewerben. Da Sie mir doch wahrscheinlich wieder keinen Platz anbieten werden, will ich selbst einen nehmen und fordere Sie auf, sich dahin zu setzen. — Sehen Sie, mein lieber Graf, ich gehe lange darauf aus, Sie zu meinem Sklaven zu machen. Es überrascht Sie vielleicht, daß ich das so offen sage; aber warum soll ich nicht Ihnen gegenüber mit offenen Karten spielen? Sie entdecken es ja doch, denn Sie sind zu klug, um sich täuschen zu lassen. Sie gefallen mir, Graf; Sie haben Herz und Gemüth, und ich hoffe, nachdem Sie einen kleinen Unfall mit Ihrem Herzen und Ihrer Liebe gehabt haben, wird es Ihnen willkommen sein, wenn Ihnen eine Freundin naht und sagt: ‚Da bin ich! Ich biete Dir Ersatz für das, was Du verloren hast!' Die tolle

Daschkow bietet Ihnen, Herr Graf, ihr Herz und ihre Freundschaft. Allerdings muß ich gestehen: ich habe von meiner Offerte einen besseren Erfolg erwartet. Sie scheinen ja über mein Angebot außer sich vor Schrecken zu sein."

„Das bin ich nicht, Durchlaucht! Aber es ist grausam von Ihnen, mit mir jetzt solchen Scherz zu treiben. Ich weiß zwar nicht, auf welche Weise Sie in den Besitz eines Geheimnisses gekommen sind, das mir sehr theuer ist; jedenfalls aber verdiene ich nicht Spott und Hohn, sondern im Gegentheil, wenn Sie wirklich ein freundliches Interesse für mich hätten, würden Sie mich hoch verpflichten, wollten Sie mir Aufklärung über die plötzlichen Vorgänge des gestrigen Tages verschaffen."

Die Fürstin nahm eine ernste Miene an. „Sie fordern etwas als Freundschaftsdienst von mir, was in der That kein Freundschaftsdienst ist. Ich soll Ihnen Mittheilungen machen, die Sie tief verletzen müssen, die Ihnen Schmerz bereiten, und das nennen Sie dann Freundschaftsdienst. Das heißt, Sie geben der Sache diese Bezeichnung, so lange Sie nicht wissen, um was es sich in Wirklichkeit handelt. Muß ich nicht fürchten, daß, wenn ich Ihnen schmerzliche Nachrichten bringe, Sie Ihren Groll auf die Person der Bringerin übertragen?"

Hordt schüttelte den Kopf. „Nein," sagte er etwas melancholisch, „Durchlaucht irren sich. Was Sie mir auch zu sagen haben mögen, ich werde Ihnen dankbar sein. Besser Gewißheit, als eine Pein, die daher stammt, daß man nicht weiß, was wahr und recht ist."

„Sie haben es gewollt, mein lieber Freund. Gestatten Sie, daß ich etwas weiter aushole, gewissermaßen, um Sie selbst zu entschuldigen. Sie haben am Hofe König Friedrich's II. gelebt, und an diesem gibt es bekanntlich keine Damen. Ihr König ist ein Weiberfeind, und er scheint die Herren seines Gefolges und seiner näheren Um-

gebung auch systematisch zu Weiberfeinden zu machen. Sie haben eine lange Kriegs- und Lagerzeit hinter sich und haben wahrscheinlich nie Gelegenheit gehabt, das galante Leben und Treiben an einem Hofe kennen zu lernen, besonders nicht an einem Hofe, wie dem russischen. Nach langer Gefangenschaft sind Sie plötzlich zu der Würde eines kaiserlichen Günstlings und Freundes emporgestiegen, und der Wechsel Ihrer Verhältnisse hat Sie wohl dazu veranlaßt, die Zukunft ein wenig zu rosig anzusehen. Er hat bei Ihnen eine Ueberschwenglichkeit erzeugt, welche sich auch auf die Beurtheilung neuer Bekanntschaften erstreckt, und Sie veranlaßt, ein wenig unvorsichtig zu sein. Sie sehen, ich spiele mich als Menschenkennerin auf und halte Ihnen eine Standrede. Sind Sie mir böse?"

„Nein!" erwiederte Hordt, die angebotene Hand der Fürstin ergreifend und küssend, „nein, ganz und gar nicht! Sie haben durchaus Recht, Durchlaucht! Sie sind eine Menschenkennerin und beurtheilen mich und mein Handeln in der That so unparteiisch und richtig, wie ich dies selbst nicht thun kann. Darf ich Sie bitten, fortzufahren."

„Auf Ihren Wunsch fahre ich fort. Eine der Personen, die Ihnen nach Ihrem Situationswechsel in den Weg traten, war unsere kleine Maria Nikolajewna, ein zierliches, liebliches Geschöpf und eine Art Landsmännin von Ihnen. Sie unterhielten sich mit ihr, Sie verkehrten zeitweise mit ihr und verliebten sich Hals über Kopf in meine Freundin. Das war ein wenig unklug von Ihnen, Herr Graf. Sie hätten sich sagen müssen, daß man an einem so galanten Hofe wie dem russischen wohl mit der Liebe spielt, aber daß hier nicht der Boden ist, auf dem eine innige, tiefe Herzensneigung gedeihen kann. Sie haben unserer kleinen Maria ganz energisch den Hof gemacht, wie wir Alle beobachten konnten, und Maria hat sich das gefallen lassen. Keine Frau zürnt, wenn ihr

Digitized by Google

Jemand den Hof macht. Ob Maria Gregor Orlow mehr geneigt war wie Ihnen, weiß ich nicht. Selbst wenn wir miteinander befreundet sind, pflegen wir Frauen uns unsere Herzensgeheimnisse doch nicht mitzutheilen. Jedenfalls aber bestehen die Beziehungen zwischen Maria Talizin und Gregor Orlow schon seit geraumer Zeit. Sie erinnern sich der Schlittenfahrt, die Sie mit meiner kleinen Freundin vor einigen Wochen von Petersburg nach Peterhof machten. Ich hoffe, Sie werden binnen kürzester Zeit mit Lächeln an diese Fahrt denken, auf der Sie unserer lieben Maria eine glühende Liebeserklärung machten. Maria war in zärtlicher Stimmung; sie kam von einer Zusammenkunft mit Gregor Orlow. Sie hörte freudig Ihren begeisterten Worten zu, sie tauschte mit Ihnen Küsse und begann dann mit Ihnen ein heimliches Verhältniß, das sich allerdings auf das Wechseln von einigen Briefchen beschränkte. Sie haben, Herr Graf, die Sache zu tragisch genommen, Maria jedenfalls nicht. So viel ich weiß, haben Sie nie eine heimliche Zusammenkunft mit ihr gehabt; Gregor Orlow dagegen besuchte sie wiederholt in Oranienbaum, und zwar mit Genehmigung der Kaiserin. Der Zufall wollte es gestern, daß der Kaiser uns dabei überraschte, denn — ich will es Ihnen gestehen — auch ich war eine Protektorin des Liebesverhältnisses zwischen Orlow und Maria Talizin. Ich habe erst gestern von Maria erfahren, daß sie auch mit Ihnen eine kleine Liebelei angefangen hat. Ich habe Sie während der Trauung beobachtet, und bin fast erschrocken, als ich sah, wie ernst, wie leidenschaftlich Sie die Sache nehmen, und daß Sie sich unglücklich fühlen. Auch Maria hat dies bemerkt und mir gesagt, daß sie Mitleid mit Ihnen empfinde; andererseits aber fand sie die Sache so komisch, daß sie noch laut lachte, als sie mit ihrem Gatten allein war. Ich glaube, es wird nur dieser Erklärung bedürfen, Herr Graf, um

Sie anders über die ganze Sache denken zu lassen, als bisher. Maria Talizin ist für Sie verloren; sie ist die Gattin eines Anderen. Sie läßt Sie grüßen und hat mir ihr Erstaunen darüber ausgedrückt, daß Sie ihr nicht einmal Glückwünsche sendeten. Sie sagte es mir selbst noch gestern Abend, sie könne es sich nicht denken, daß Sie einen kleinen Scherz so ernst genommen hätten."

Die Fürstin schwieg, als erwarte sie eine Antwort. Da sie keine erhielt, fuhr sie fort: „Es freut mich, Herr Graf, daß Sie so ruhig meine Auseinandersetzung anhörten, um so mehr, als ich jetzt meine Bitte wiederholen kann. Gönnen Sie mir die Stelle in Ihrem Herzen, aber seien Sie auch mir gegenüber recht vorsichtig. Ich gestatte Ihnen nicht nur, ich bitte Sie darum, mir den Hof zu machen; ich will, daß mich die anderen Frauen am Hofe um die Gunst des schönen Grafen Hordt beneiden. Ich biete Ihnen meine Freundschaft und will Ihnen versprechen, keine anderen Götter zu haben neben Ihnen. Ich will Sie nicht zwingen, sich sofort zu erklären, ich lasse Ihnen Bedenkzeit. Ein Wort, ein Blick werden mir genügen, um mir die Ueberzeugung beizubringen, daß Maria Talizin aus Ihrem Herzen verschwunden und daß ich dafür eingezogen bin. Ich erwarte mindestens, daß Sie mir auch einmal das Vergnügen eines Gegenbesuches machen werden, nachdem ich zweimal zu Ihnen gekommen bin. Also Kopf hoch, Sie verliebter Schwärmer!"

Die schöne Frau gab Hordt einen leichten Backenstreich und war im nächsten Augenblick aus dem Zimmer verschwunden.

— — — — — — — — — — — —

Am 16. März 1762 wurde zwischen Preußen und Rußland ein Waffenstillstand geschlossen. Am 5. Mai erfolgte der Abschluß eines Defensivbündnisses zwischen Rußland und Preußen, laut dem die russische Armee

Digitized by Google

Friedrich dem Großen Hilfe gegen seine Feinde leisten sollte, während andererseits Friedrich der Große sich verpflichtete, Peter III. in seinem Feldzug gegen Dänemark zu Hilfe zu kommen, wenn solches nothwendig sein sollte.

Die ganze europäische Konstellation war mit einem Schlage durch diesen Vertrag verändert worden. Oesterreich hatte im Vertrauen auf die russische Hilfskraft zwanzigtausend Mann seiner Truppen entlassen und verlor nun außerdem noch zwanzigtausend Mann Russen unter Tschernyschew. Da diese zwanzigtausend Mann Russen zur preußischen Armee stoßen sollten, ergab dies einen Unterschied von sechzigtausend Mann zu Ungunsten der Oesterreicher.

Bevor noch der Defensivvertrag vom 5. Mai ratifizirt war, gab Peter III. in seiner Ungeduld Tschernyschew den Auftrag, zum Heere Friedrich's des Großen zu stoßen.

Niemand war über den Wechsel der Verhältnisse weniger erstaunt, wenn auch freudig überrascht, als Friedrich der Große selbst. Er schloß das Bündniß mit Rußland, nachdem er dem Kaiser wiederholt von dem Kriege mit Dänemark abgerathen hatte. Zu einem solchen Kriege lag ja gar keine Veranlassung vor. Peter III. wollte die Unbilden rächen, die seinem Hause von Dänemark seit Jahren zugefügt worden waren. Andererseits aber wollte er doch nicht vor Europa sich den Anschein geben, als überfalle er im tiefsten Frieden ohne Weiteres ein Nachbarreich, und so suchte er denn mit Gewalt einen Kriegsgrund herbeizuführen, durch welchen Dänemark gezwungen werden sollte, unter allen Umständen loszuschlagen.

Daß dieser gewaltsam herbeigeführte Krieg gegen Dänemark in Rußland durchaus unpopulär war, wußte Friedrich der Große ganz genau. Ebenso wußte Preußens König, daß die plötzlichen, ununterbrochen aufeinander folgenden Reformen, welche Peter III. in Rußland in bester Absicht vorgenommen hatte, seine Stellung erschüttern mußten, sowie

daß die eigene Gemahlin Peter's III. gegen den Gatten konspirire. An Warnungen hatte er es gegenüber seinem enthusiastischen Verehrer nicht fehlen lassen.

„Um ihn für jetzt von einem Kriege gegen Dänemark abzubringen," heißt es in Friedrich's Geschichte des Siebenjährigen Krieges, „setzte ihm der König*) alle Gründe auseinander, welche die Aufschiebung dieses Unternehmens um ein Jahr wünschenswerth machten. Er bat namentlich den Kaiser, bevor er aus seinen Staaten gehe und auswärts Krieg führe, sich in Moskau krönen zu lassen, um durch die Weihe seine Person in den Augen der Nation unverletzlicher zu machen, wie denn auch seine Vorfahren diesen Brauch getreulich beobachtet hätten. Er erwähnte hierauf der verschiedenen Revolutionen, welche während der Abwesenheit Peter's I. vorgefallen; aber er glitt nur so über diesen Gegenstand hin, indem er auf herzliche Weise den Kaiser beschwor, nur keine wesentliche Vorsicht zur Sicherheit seiner Person zu verabsäumen und ihm betheuerte, daß die warme Theilnahme für sein Wohl der einzige Beweggrund sei, der ihn bestimmt habe, dies zu schreiben. Dieser Brief machte wenig Eindruck auf den Kaiser. Er antwortete darauf folgendermaßen: ‚Mein Ruhm verlangt, daß ich mir für die Beleidigungen, welche die Dänen mir und besonders meinen Vorfahren zugefügt haben, Genugthuung verschaffe. Es soll nicht heißen, daß die Russen für mich Krieg führen, ohne daß ich mich an ihrer Spitze befände. Uebrigens macht die Krönungsceremonie zu viel Unkosten; das Geld kann gegen die Dänen besser verwendet werden. Was die Theilnahme anbetrifft, welche Sie für meine Person bezeigen, so bitte ich Sie, deshalb unbesorgt zu sein. Die Soldaten nennen mich ihren Vater; sie sagen,

*) An Stelle von „Ich" schreibt Friedrich der Große stets: „der König."

Digitized by Google

sie wollten lieber von einem Mann, als von einem Weibe geleitet werden. Ich gehe durch die Straßen Petersburgs allein umher; wenn Jemand mir etwas Böses thun wollte, so hätte er längst sein Vorhaben ausgeführt. Aber ich thue Jedermann Gutes und vertraue mich nur dem Schutze Gottes an; dann habe ich nichts zu fürchten.' Diese Antwort hielt den König nicht ab, den Kaiser wiederholt auf die ihm drohende Gefahr aufmerksam zu machen. Die Herren v. Goltz und v. Schwerin hatten Befehl, diese Sachen in vertraulichen Gesprächen mit dem Monarchen auf's Tapet zu bringen. Allein nur vergeblich stellte man ihm vor, daß in einem Lande, wo Sitten wie in Rußland herrschten, ein Landesherr nicht vorsichtig genug für die Sicherheit seiner Person sein könne. ‚Hören Sie,' sprach er endlich, ‚wenn Sie zu meinen Freunden gehören wollen, so berühren Sie diesen Punkt nicht weiter, der mir verhaßt ist.' So mußte man schweigen und den unglücklichen Fürsten seiner Zuversicht überlassen, die ihn stürzte." ...

Diese Meinungsverschiedenheiten zwischen Peter III. und Friedrich dem Großen waren wohl Veranlassung, daß Ersterer sich darnach sehnte, sich mit seinem enthusiastisch verehrten Freunde persönlich auszusprechen. Peter III. beschloß ganz plötzlich und im Geheimen eine Zusammenkunft mit Friedrich in Danzig, wobei alle Meinungsverschiedenheiten besprochen und gleichzeitig der Feldzugsplan gegen Dänemark endgiltig festgestellt werden sollte. Peter III. bedurfte eines Vertrauten, den er in dieser Angelegenheit an König Friedrich senden wollte, und Niemand schien dazu geeigneter, als Graf Hordt.

In den letzten Tagen des Mai 1762 bat ihn daher der Zar, zu dem König nach Breslau zu gehen, um dort mit ihm die einleitenden Maßregeln für die Zusammenkunft in Danzig zu berathen. Der Feldzug des Jahres

1762 hatte in Deutschland noch nicht begonnen. König Friedrich hatte seine ganze Armee um Breslau zusammengezogen und erwartete die Ankunft Tschernyschew's, um die Oesterreicher, die in Böhmen und Oberschlesien sehr schwach waren, an diesen Stellen anzugreifen und, wenn möglich, ihren linken Flügel zu umgehen.

Noch nie war dem Grafen Hordt ein Auftrag so willkommen gewesen; andererseits war Peter sehr entzückt darüber, daß Hordt ohne Weiteres auf seinen Gedanken einging. Er sandte augenblicklich Kuriere voraus, die dafür sorgen sollten, daß der Graf auf seinem Wege bis Königsberg auf allen Stationen nicht nur die nöthigen Vorspannpferde, sondern auch glänzende Verpflegung und die Aufwartung fand, die einem Freunde des Zaren von Rußland gebührt.

Am 26. Mai 1762 trat Hordt seine Fahrt nach Breslau an, die unter günstigen Umständen in zwölf Tagen vollendet sein konnte.

9.

In Maria's äußerlichen Verhältnissen änderte sich in der nächsten Zeit nichts. Sie blieb im Dienst der Kaiserin, in der Wohnung, die sie bisher in Oranienbaum inne gehabt hatte, und ihren angetrauten Gatten Orlow sah sie nicht, da er ja im Arrest war. Die Fürstin Daschkow und die Kaiserin selbst, die in letzter Zeit mit den Fortschritten der Verschwörung sehr zufrieden war, scherzten über die vom Kaiser improvisirte Verheirathung, und nannten Maria Madame Orlow, während sie sonst Beide nach russischer Sitte nur mit dem Namen Maria Nikolajewna angeredet hatten.

Maria blieb in ihren Gemächern, um auf Anrathen Katharina's dem Kaiser während der nächsten Tage nicht in den Weg zu gerathen. Hier erfuhr sie nun durch die

Besuche der Daschkow Näheres von den Vorgängen bei Hofe, und gerade dies erleichterte es der Daschkow, Maria ganz ihren Zwecken entsprechend zu belügen.

Zwei Tage nach der Trauung kam sie zu Maria, um ihr mitzutheilen, sie habe eine Unterredung mit dem Grafen Hordt gehabt. Dieser habe sofort begriffen, um was es sich handle, und sei davon überzeugt, daß Maria sich nicht anders habe verhalten können.

„Der Graf," sagte die Daschkow auch, „hält es für nothwendig, das Geheimniß jetzt noch strenger zu wahren als früher. Gerade weil er in der Umgebung des Kaisers sich befindet, gerade weil er gezwungen ist, auf sich und auf seinen König Rücksicht zu nehmen, darf der Kaiser keine Ahnung davon haben, daß Graf Hordt mit einer Hofdame der Kaiserin ein Verhältniß unterhält, daß er eingeweiht ist in die Geheimnisse der Kaiserin. Graf Hordt läßt Dir also, mein Kind, sagen, daß Du Dich seiner unwandelbaren Liebe versichert halten kannst, daß er aber äußerlich Dir gegenüber durchaus den Fremden spielen wird, um bei den anderen Personen am Hofe und am allerwenigsten beim Kaiser keinen Verdacht zu erwecken. Du bist für ihn jetzt Frau Orlow und eine durchaus gleichgiltige Person. Er hat mir geschworen, daß es ihm sehr schwer fallen wird, diese gleichgiltige Rolle Dir gegenüber zu spielen, aber es bleibt Dir, mein Kind, nichts Anderes übrig, als seinem Beispiel zu folgen. Nebenbei kann ich Dir mittheilen, daß es sich nur um wenige Wochen handelt, denn wir sind ziemlich nahe vor der Entscheidung. Es muß in allernächster Zeit gehandelt werden, und siegt die Kaiserin, dann haben wir mit ihr gesiegt, und Deine Ehe mit Orlow wird sofort getrennt und Du mit Wohlthaten und Geschenken überhäuft. Verliert freilich unsere Partei, so gehen wir Alle zusammen nach Sibirien, wenn wir nicht zuvor todtgeknutet werden. Also halte aus und zeige der

Welt ein gleichgiltiges Gesicht! Verrathe nicht durch einen Blick ein Einverständniß mit Hordt, und sollte er sich Dir unvorsichtig nähern, so weise ihn ab! Was Du ihm mitzutheilen hast, laß ihm durch mich zukommen, ich habe einen sicheren Weg, um mit ihm zu verkehren."

Maria umarmte und küßte die Fürstin und schluchzte: „Ich danke Ihnen für Ihre Liebe und vertraue mich ganz und gar Ihren Rathschlägen an. Es ist jedoch ein Glück, daß diese Komödie nicht länger dauert, denn auf die Dauer wäre sie für mich unerträglich." . . .

Die Fürstin konnte sich über das Gelingen ihrer Intrigue freuen. Sie veranlaßte die leichtgläubige und unschuldige Maria, Hordt gegenüber die Gleichgiltige zu spielen, und das mußte Hordt in dem Glauben bestärken, daß Maria in der That nur früher mit ihm gespielt habe und daß er ihr gänzlich gleichgiltig sei. Wenn die Daschkow so gegen Hordt operirte, dann gelang es ihr wohl, diesen „nordischen Eiszapfen", wie sie ihn heimlich nannte, zum Schmelzen zu bringen und zu ihrem Trabanten zu machen.

Sie hatte es sich einmal in den Kopf gesetzt, öffentlich den Glauben zu erwecken, Graf Hordt mache ihr den Hof, und diesen Plan wollte sie durchführen. Allerdings, die plötzliche Abreise des Grafen, von der man doch bei Hofe Kunde erhielt, erschreckte die Daschkow fast, denn sie sah dadurch alle ihre Berechnungen über den Haufen geworfen. Man glaubte zuerst in der Hofgesellschaft, Hordt habe sich nur auf einen Tag nach Petersburg begeben, am zweiten Tage aber wußte man in der Partei der Kaiserin schon durch die guten Verbindungen, die sie hatte, daß der Graf als Spezialgesandter des Kaisers zum König Friedrich gegangen sei und wohl erst in vier Wochen zurückkehren werde. Die Daschkow beschloß zu warten und widmete sich jetzt eifriger als je dem Dienst der Kaiserin. Wöchent-

lich mehrmals fuhr sie nach Petersburg, um dort mit den Orlows zu berathen.

Auch die Haft Gregor Orlow's war nicht so streng, dafür sorgte die Bekanntschaft der Kaiserin mit Villebois, dem Generalfeldzeugmeister der Artillerie, und mit dem Gouverneur der Festung. Alle Korrespondenzen für die Kaiserin und die Daschkow wurden an Maria Orlow in Oranienbaum adressirt, und in der That hatte die durch den Kaiser erzwungene Verheirathung Orlow's der Kaiserin und der Daschkow erst recht die Mittel gegeben, um ungehindert mit den Verschworenen korrespondiren zu können. Gregor Orlow wurde sogar so dreist, zur Beförderung seiner Korrespondenzen die offiziellen Kuriere zu benutzen, welche täglich zwischen Petersburg und Oranienbaum hin und her gingen. Diese Kuriere beförderten die Briefschaften an den Kaiser und nahmen auch Privatbriefe hochgestellter Persönlichkeiten mit. Die Orlows hatten es durchgesetzt, daß auch die an Maria Orlow adressirten Briefe denselben Weg gingen, eine Unvorsichtigkeit, welche sich bitter rächen sollte. Keine Verschwörung in Rußland ist wohl an Unvorsichtigkeiten so reich gewesen als die, welche die Gebrüder Gregor, Alexei und Wladimir Orlow zu Gunsten der späteren Kaiserin Katharina II. in Scene setzten; wenn sie dennoch gelang, so lag dies an besonderen Glücksumständen und daran, daß es vom Schicksal so bestimmt war. — —

Kaiser Peter III. saß in seinem Arbeitszimmer mit Gudowitsch schon seit Stunden beschäftigt, und die ganzen Arbeiten drehten sich um den Krieg gegen Dänemark. Die neuorganisirte Flotte war in der Nähe von Kronstadt versammelt, die Landtruppen waren auf dem Marsch nach Holstein und die ganze Mobilmachung in vollem Gange, da Peter es wirklich durchgesetzt hatte, daß die Geistlichkeit den größten Theil der Kirchenschätze zur Führung des Krieges herausgab.

Der Kaiser wartete ungeduldig auf Nachrichten von Petersburg, wiederholt hatte er Gudowitsch hinausgeschickt, um zu fragen, ob der Kurier noch nicht da sei. Endlich erschien er, und Gudowitsch riß ihm die Kuriertasche aus der Hand, um damit in das Arbeitskabinet des Kaisers zu eilen.

Durch einen verhängnißvollen Zufall hatte sich nun der wirkliche Kurier, der genau wußte, wie die verschiedenen Briefe in seiner Tasche zu vertheilen waren, kurz bevor er abritt, betrunken. Ein Anderer, der durchaus nicht instruirt war, mußte daher in Petersburg im letzten Augenblick an seine Stelle treten. Dieser nahm die verschlossene Kuriertasche und überreichte sie mit ihrem gesammten Inhalte Gudowitsch, der sie nun zum Kaiser brachte.

Die Tasche wurde geöffnet, und Peter III. riß in seiner Hast selbst die Briefe auf. Plötzlich stutzte er, und Gudowitsch sah die Stirn des Kaisers sich kraus zusammenziehen. Peter hielt ein Manuskript in der Hand, welches mit Schriftzügen und Federzeichnungen bedeckt war. Die Bilder und die Verse darunter waren eine beißende Satire, ein vernichtender Spott auf die bisherigen Handlungen des Kaisers, besonders auf seine lächerliche Vorliebe für den Preußenkönig.

Orlow hatte dieses Manuskript und die Zeichnungen anfertigen lassen, sendete sie an die Kaiserin, damit sie Einsicht in das Machwerk nehme, und wollte dann veranlassen, daß im ganzen Lande die Schmähschrift in Tausenden von Abzügen heimlich durch Sendlinge der Kaiserin verbreitet würde. Das Manuskript steckte in einem Umschlag, der nur den Namen Maria Orlow, geborene Talizin, trug. Kein Brief lag bei; Maria wußte ja so wie so, daß derartige Briefe von ihr uneröffnet sofort an die Kaiserin gegeben werden mußten. Nun hatte der Zufall dem

Kaiser diese Schmähschrift in die Hand gespielt, die nicht nur ihn selbst, sondern, was bei ihm fast noch wichtiger war, seinen abgöttisch verehrten Freund, den Preußenkönig, lächerlich machte und beschimpfte.

Ein furchtbarer Wuthausbruch erfolgte bei ihm, wie ihn Gudowitsch bei seinem Herrn lange nicht erlebt hatte. Mit krampfhaft verzerrtem Gesicht lief der Zar im Zimmer umher und warf alle leicht beweglichen Gegenstände zu Boden, um sie zu zerbrechen oder zu zertreten, er geberdete sich wie ein Rasender.

„Das wagt man," schrie er, „in meinem Reiche, das wagt man in Rußland! Man wagt es, den größten Monarchen zu beschimpfen, meinen Freund, und mich selbst macht man lächerlich dazu, weil ich das Genie dieses Mannes erkannt habe. Gibt es noch einen Zaren in Rußland oder darf hier Jeder thun und lassen, was er will? Gibt es keine Gesetze mehr und keinen Zaren? Aber ich will sie vernichten, die Frechen, die es wagen, meinen Freund Friedrich zu beschimpfen, und denen die Person des eigenen Zaren nichts mehr gilt. Laß sofort diese Maria Orlow verhaften! Ich möchte schwören, da steckt das nichtswürdige Weib dahinter, das noch immer meine Gattin ist. Die Adressatin soll verhaftet werden, und man soll von ihr ein Geständniß erzwingen, wäre dies selbst mit der Folter. Sie soll vor ein militärisches Gericht gestellt werden; hier in Oranienbaum soll die ganze Verhandlung unter meinen Augen stattfinden. Du sorgst dafür, Gudowitsch, daß ich erfahre, wie die Angelegenheit geführt wird. Ich will wissen, wer es wagt, mir in dieser Weise zu trotzen und mich lächerlich zu machen. Du haftest mir mit Deinem Kopf für die Ausführung meiner Befehle!"

Stoßweise nur hatte der Kaiser diese Rede herausgebracht, und es dauerte wohl eine Stunde, bis Gudowitsch wußte, um was es sich handle. Der Kaiser befahl ihm

dann, die Satire zu lesen, und Gudowitsch mußte allerdings zugeben, es sei das Aergste, was ihm in dieser Art je zu Gesicht gekommen sei.

Der Kaiser klingelte selbst, nachdem sich seine Wuth einigermaßen gelegt hatte, und befahl dem dienstthuenden Offizier der Wache, der bald darauf eintrat: „Du gehst hinüber nach dem Schloßflügel, in dem die Kaiserin wohnt, und verhaftest die Maria Orlow, die Hofdame der Kaiserin. Du verhaftest sie ohne Weiteres und durchsuchst dann mit Deinen Mannschaften die Zimmer, welche die Gefangene bewohnt, und bringst mir jedes Blättchen Papier. Du bringst die Verhaftete an einen sicheren Ort und stehst mir mit dem Kopfe dafür, daß sie mit Niemand verkehrt, daß sie mit Niemand ein Wort wechselt. Laß Dir von dem deutschen Regiment so viel Mannschaften geben, als Du brauchst, um meinen Befehl auszuführen, und sei versichert, daß ich Dich vernichte und zermalme, wenn Du es wagst, nur im Geringsten von meinem Befehle abzuweichen.“

Eine Viertelstunde später gab es in dem Schloßflügel, in dem die Kaiserin wohnte, einen heillosen Schreck, und selbst die Kaiserin war einen Augenblick so bestürzt, daß sie ganz fassungslos war und Katharina Iwanowna ihre Gebieterin trösten mußte, weil diese geradezu verzweifelte. Die plötzliche Verhaftung Maria's kam so überraschend für die Verschworenen, war für sie so schreckhaft, daß sie in der That glauben mußten, ihre ganze Verschwörung sei verrathen und Alles für sie verloren. Erst als keine weiteren Verhaftungen stattfanden, beruhigten sich die Kaiserin und die Fürstin Daschkow wieder etwas, obgleich sie immer noch nicht wußten, aus welchen Gründen die Verhaftung Maria's erfolgt sei. (Fortsetzung folgt.)



Ueberflüssig.

Novelle

von

Karl Ruß.

Mit Illustrationen von E. Buffetti.

(Nachdruck verboten.)

1.

Wenn Sie nur etwas Bestimmtes gelernt hätten, die kaufmännische Buchführung, Musterzeichnen oder Schneidern, Wäsche-Zuschneiden, Putzmachen oder Maschinennähen, dann vermöchte ich Sie schon unterzubringen," sagte die Vorsteherin eines Arbeitsnachweisungsbureau's. Dabei schaute sie einem vor ihr stehenden, einfach gekleideten, schlanken jungen Mädchen mitleidig in das schmale, bleiche Gesicht und in die mit einem rührenden Ausdruck der Angst und Hilflosigkeit auf sie gerichteten braunen Augen. „Aber so ohne jede bestimmte Fertigkeit, für welche Sie sich anbieten könnten, hält das recht schwer."

„Ich habe es bereits erfahren," war die leise und niedergeschlagene Antwort; „schon länger als zwei Wochen suche ich vergeblich. Ich hatte es mir viel leichter gedacht, eine Stelle als Gesellschafterin, Vorleserin oder auch als Stütze der Hausfrau zu finden."

Die Angeredete zuckte mit den Schultern. „Das Angebot für solche Stellen übersteigt die Nachfrage um das

Hundertfache. Jedes junge und auch ältere Mädchen, das eine leidliche Schulbildung genossen hat und ein wenig Handarbeiten machen kann, glaubt sie ausfüllen zu können."

„Ich habe auch Französisch, Englisch und Klavierspielen gelernt und zu Hause in der Wirthschaft tüchtig mit angreifen müssen."

„Das sagen mir die meisten der Damen, denen ich Stellen, wie Sie eine wünschen, verschaffen soll."

„Was soll ich denn aber anfangen?"

Der Schmerzenszug, welcher sich bei dieser Frage um den blassen Mund ausprägte, die bescheidene Haltung der schmächtigen Gestalt rührten die Vermittlerin und sie sagte: „Ich will Ihnen einen guten Rath geben, Fräulein. Sie sind noch so jung: lernen Sie erst etwas, ehe Sie sich um eine Stellung bemühen. Machen Sie einen Kursus in einer Handlungsschule durch; bilden Sie sich zur Photographie oder Stenographie aus oder erlernen Sie das Putzmachen, das Schneidern, die Kunst- und Goldstickerei. Es gibt eine ganze Anzahl von Berufsarten, in welchen Frauen heutzutage wenn auch keinen reichlichen, so doch einen auskömmlichen Erwerb erlangen können."

Der Hoffnungsschimmer, der im Auge des jungen Mädchens aufgeleuchtet hatte, erlosch wieder. „Das Alles kostet Geld und erfordert Zeit," flüsterte sie.

„Allerdings —"

„Und ich habe beides nicht!"

„Sie sind doch aus guter Familie, wie ich aus Ihren Zeugnissen ersehe. Ihr Vater ist der Bürgermeister Bindemann in Waldburg?"

„Aber meine Eltern haben fünf Töchter," stammelte Gertrud Bindemann und wurde glühend roth. Ein so großes Vertrauen ihr die freundliche Frau auch einflößte, so konnte sie sich doch nicht entschließen, ihr die Verhältnisse auseinanderzusetzen, welche sie aus dem elterlichen

Hause fortgetrieben und sie gezwungen hatten, in möglichst kurzer Zeit ein Unterkommen und die Mittel für ihre Existenz zu suchen.

„Ich kann nicht warten, haben Sie denn gar nichts Passendes für mich?"

„Ich will Ihnen einige Adressen geben," antwortete die Vermittlerin, „aber viel Hoffnung kann ich Ihnen nicht machen; man pflegt sich Seitens der Herrschaften häufig gleichzeitig an mehrere Bureaux zu wenden, und der Zulauf ist immer recht groß."

Sie schrieb ihr die Namen und Wohnungen einiger Damen auf, und Gertrud empfahl sich dankend, aber noch weit niedergedrückter, als sie gekommen war. —

Seit vierzehn Tagen befand sie sich in Berlin. Rastlos wanderte sie von einem Vermiethungs- und Arbeitsnachweisungsbureau in das andere, unermüdlich ging sie vom Westen nach dem Osten, vom Norden nach dem Süden der Weltstadt, um sich bei den Herrschaften vorzustellen, und immer erhielt sie einen ablehnenden Bescheid. Sie war entweder zu spät gekommen und fand die Stelle bereits besetzt, oder man nahm Anstoß an ihrer großen Jugend, ihrer schmächtigen Gestalt, oder es wurden Leistungen gefordert, für welche sie sich nicht als befähigt auszugeben wagte.

In den ersten Tagen ihres Aufenthaltes in Berlin hatte sie für ihre Streifzüge durch die Stadt die Pferdebahn benutzt, dies aber, je länger ihr unfruchtbares Suchen währte, mehr und mehr eingeschränkt, und jetzt hatte sie es gänzlich aufgegeben und muthete ihren bereits wunden Füßen, ihren immer schwächer werdenden Kräften beinahe Uebermenschliches zu. Sie mußte sich mit ihren Ausgaben auf das Aeußerste beschränken, denn obgleich sie nur noch von Brod und Kaffee lebte, sah sie doch schon in beängstigender Nähe den Tag erscheinen, wo sie nicht mehr so

viel besitzen würde, um die Schlafstelle bezahlen zu können, die sie bei ihrem Eintreffen in Berlin in einer dem schlesischen Bahnhof zunächst gelegenen Straßen gemiethet und zu ihrem Glücke bei ordentlichen Leuten gefunden hatte. Sie mußte aber jeden Tag bezahlen und besaß nur ein Obdach für die Nacht, weiter bekümmerten ihre außerhalb der Wohnung selbst schwer arbeitenden Wirthe sich nicht um sie.

Wäre Gertrud nicht gar zu weltfremd gewesen, hätte sie ihre Reise nach Berlin planmäßig vorbereitet und Erkundigungen eingezogen, so würde sie erfahren haben, daß es in der Reichshauptstadt eine ganze Anzahl Vereine und Veranstaltungen gibt, welche jungen Mädchen, die fremd und arbeitsuchend dahinkommen, Schutz, Anhalt und Förderung gewähren. Sie hatte jedoch ihr Vaterhaus, einer plötzlichen Eingebung folgend, und ohne vorher eine solche Möglichkeit sich recht klar gemacht zu haben, verlassen, in dem traurigen Wahn vieler Provinzbewohner, man brauche nur nach Berlin zu kommen, dort gebe es für solche, die arbeiten wollen, Verdienst in Hülle und Fülle.

Gertrud wollte arbeiten und hätte sich mit einem recht bescheidenen Lohn dafür begnügt, aber sie fand keine Gelegenheit dazu. Von den vielen hohen Häusern, die sie zuerst so sehr bewundert, und welche jetzt auf sie niederzublicken schienen, als wollten sie sie erdrücken, öffnete sich ihr auch nicht ein einziges; von den an ihr vorübereilenden zahllosen Menschen hatte kein einziger einen Blick, ein Wort oder gar einen Rath, eine Hilfe für sie. Die bitterste Noth gähnte sie an, und doch war nichts für sie so schrecklich wie der Gedanke, heimkehren zu müssen mit dem Geständniß: es ist mir in Berlin nicht gelungen, mich auf die eigenen Füße zu stellen, man hat dort kein Unterkommen, keine Beschäftigung für mich, ich bin dort ebenso überflüssig, wie ich es im Hause meiner Eltern allezeit gewesen bin.

Google

Gertrud war die dritte von fünf Töchtern des Bürgermeisters Bindemann in Waldburg, dem seine Gattin ein ansehnliches Vermögen nebst Haus und Garten zugebracht hatte, so daß die Familie im Wohlstande leben, die Töchter eine gute Erziehung erhalten und später recht viel von den Annehmlichkeiten des Daseins genießen konnten. Den großen Vortheilen, welche aus dieser günstigen Vermögenslage flossen, stand jedoch ein mindestens ebenso großer Nachtheil gegenüber: Frau Bindemann behauptete als die eigentliche Besitzerin des Reichthums das Uebergewicht im Hause, und ihr Gatte war schwach genug, ihr dasselbe einzuräumen, obwohl sie es nicht gerade zum Heil der Ihrigen anwendete. Sie war eine beschränkte und in hohem Grade äußerliche Frau, und nur solche Personen und Dinge hatten bei ihr Geltung, welche ihrer Eitelkeit schmeichelten, von denen man Vergnügen haben, mit denen man glänzen konnte.

Aus einem solchen Gesichtspunkte betrachtete sie auch ihre Töchter, von denen die ältesten und die jüngsten pärchenweise auf die Welt gekommen waren. Das erste Paar war hellblond, hatte tiefblaue Augen, herrliche Gesichtsfarbe und sah einander zum Verwechseln ähnlich, und ganz dasselbe war der Fall mit dem zweiten Paare, nur daß diese Beiden schwarzes, glänzendes Haar, einen bräunlichen Teint, kirschrothe Lippen und dunkle Augen hatten. Zwischen diesen beiden schlanken, wohlgewachsenen Mädchenpaaren stand Gertrud mit ihrer unbedeutenden Gestalt, dem zwar reichen, aber glanzlosen blonden Haar, dem schmalen, blassen Gesicht mit den unregelmäßigen Zügen, aus dem freilich ein braunes, tiefes und seelenvolles Auge leuchtete, das leider nur allzu oft durch allerlei Schatten getrübt ward.

Machte der Mangel an körperlichen Reizen die Mutter beinahe von der Stunde der Geburt an dem Kinde ab-

Digitized by Google

geneigt, so gesellte sich noch ein anderer Umstand, dieses Gefühl verstärkend, hinzu. Die Zwillingsschwestern waren gesunde, kräftige Kinder, Gertrud dagegen schwächlich und häufig kränkelnd. Solche Kinder sind für tiefer angelegte weibliche Naturen gewöhnlich diejenigen, welche sie am zärtlichsten lieben; Frau Bindemann in ihrer Oberflächlichkeit und Vergnügungssucht grollte aber dem unscheinbaren kleinen Mädchen, das ihr weit mehr Mühe verursachte, als die vier schönen Schwestern, und sie zuweilen nöthigte, seiner Pflege halber von einem Balle oder einer Lustparthie zurückzubleiben. Auch als Gertrud's erstarkende Gesundheit der Mutter nicht mehr derartige Veranlassungen zur Unzufriedenheit gab, wurden deren Gefühle für die Tochter nicht wärmer. Das unschöne Mädchen erschien ihr wie ein störender Fleck im Gesammtbilde ihrer schönen Töchter, und auch diese hatten kein Herz für die Schwester, welche fremd und allein zwischen den beiden Paaren stand.

Gertrud's scheue, tief innerliche Natur hätte zu ihrer Entfaltung viel Liebe und viel Sonnenschein bedurft; da ihr beides fehlte, ward sie verschüchtert, verschlossen und erschien trotzig und wenig liebenswürdig. Das beständige Tadeln der Mutter, das Hänseln und Necken der Geschwister hatte sie unsicher, ungeschickt und linkisch gemacht. „Gertrud läßt fallen, was sie in die Hände nimmt!" — „Gertrud steht überall im Wege," konnte man alle Tage hören. Sie erhielt, auch mit Rücksicht auf ihre Stellung zwischen den Schwesterpaaren den Spitznamen „das fünfte Rad am Wagen" und mußte bei jeder Gelegenheit empfinden, daß sie überflüssig sei.

Wie ein Mehlthau fiel diese unselige Wahrnehmung auf das nach Liebe dürstende Herz des jungen Mädchens. Wohin man auch ging, in's Theater, in's Konzert, in Gesellschaft und auf Bälle, immer erklärte die Mutter, man könne nicht im großen Zuge erscheinen. Die Zwillings-

schwestern wollten sich nicht von einander trennen und durften auch wegen der Gesammtwirkung nicht getrennt werden; Gertrud machte die Zahl ungleich, sie also mußte zurückbleiben, sie war überflüssig.

Ueberflüssig nannte man sie auch bei den häuslichen Beschäftigungen, obwohl sie sich durch Fleiß und Beharrlichkeit eine recht gute Fertigkeit darin angeeignet hatte; für überflüssig erklärte man es, wenn sie sich an das Klavier setzte, da sie nie eine muntere Tanzweise, nie eines der neuen leichten Lieder, sondern schwere gehaltvolle Sachen spielte. Ueberflüssig war ihr Lesen und Lernen, da sie in Gesellschaft, wenn sie dort einmal anwesend war, doch den Mund nicht aufthat.

Da sich das junge Mädchen infolge dieser Behandlung im Elternhause grenzenlos unglücklich fühlte, so hatte sie mehrmals den Wunsch zu erkennen gegeben, sich zur Lehrerin auszubilden, um sich auf diese Weise auf eigene Füße zu stellen. Damit war sie aber auf allseitigen Widerstand gestoßen. Die Schwestern hatten gelacht und spöttisch gefragt, ob sie wirklich glaube, man werde ihr, die selbst so ungeschickt und linkisch sei, Kinder zur Ausbildung übergeben? Die Mutter hatte mit dem ganzen beschränkten Hochmuth der einzigen Tochter eines reich gewordenen Bäckers, die sie war, erklärt, sie werde niemals zugeben, daß eine ihrer Töchter unter andere Leute gehe und diene, und der Bürgermeister, welcher diese Auffassung seiner Frau allerdings nicht theilte, erachtete es doch mit seiner Stellung nicht vereinbar, daß seine Tochter einen Beruf ergreife.

So waren die Jahre verstrichen, und das Verhältniß im Hause für Gertrud immer unerträglicher geworden, besonders da die vornehmen reichen Freier, welche Frau Bindemann für ihre schönen Töchter zuversichtlich erhofft, sich nicht so schnell einstellen wollten. Gertrud ward jetzt

der Ableiter für alle üblen Launen, sie ward sogar zum Sündenbock für viele fehlgeschlagene Hoffnungen gemacht. Verlobte sich ein Offizier, ein soeben zum Amtsrichter ernannter Assessor, auf den eine der Schwestern gerechnet, mit einer Anderen, so hatte sicher Gertrud etwas gesagt oder nicht gesagt, gethan oder nicht gethan, was ihn stutzig gemacht und abgeschreckt hatte.

Der Unfriede im Bindemann'schen Hause erreichte zuletzt einen solchen Grad, daß er die Aufmerksamkeit der Stadt erregte, denn Gertrud nahm jetzt nicht mehr wie früher schweigend und geduldig alle Kränkungen und Beleidigungen hin, sondern setzte sich dagegen zur Wehr, rief auch wohl einmal die Vermittelung und den Schutz ihres Vaters an und verlangte, man solle sie ihres Weges ziehen lassen. Davon wollten dann wieder Mutter und Vater nichts hören. Dem Letzteren that das arme, gemißhandelte Kind zwar in der Seele leid, aber er hatte wohl das Regiment der Stadt, jedoch nicht in seinem eigenen Hause. Da er der Tochter nicht zu helfen vermochte, besaß er auch nicht den Muth, sie wenigstens wissen zu lassen, daß er einsehe, wie unrecht ihr geschehe; er begnügte sich, sie zu ermahnen, sie solle Frieden mit der Mutter und den Schwestern halten.

Endlich kam aber doch ein Tag, an welchem alle diese Ermahnungen nichts mehr fruchteten, und der Bürgermeister sich eingestehen mußte, daß die Dinge unhaltbar geworden seien. Mit zerzaustem Haar und hochgerötheten Wangen kam Gertrud weinend in seine Amtsstube gelaufen. Die Geschwister hatten sich thätlich an ihr vergriffen, und die Mutter dem gelassen zugesehen.

„Ich bleibe nicht mehr im Hause, keine Nacht schlafe ich mehr hier!" hatte ihm die Tochter mit einer Bestimmtheit erklärt, welche ihn in Staunen setzte. „Laß mich fort, Vater," hatte sie flehend hinzugesetzt, „gib Du mir wenig-

stens Deine Einwilligung, daß ich nicht heimlich davonlaufen muß, denn fort muß ich. Sperrt ihr mich ein, so springe ich zum Fenster hinaus, ich gehe lieber in's Wasser, als daß ich diese Behandlung noch länger erdulde."

Der Bürgermeister hatte eingesehen, daß die Verzweiflung des Mädchens einen Grad erreicht, der das Schlimmste befürchten ließ.

„Gut, so gehe, ich will Dich nicht halten," hatte er schweren Herzens gesagt, „aber überstürze nichts. Ich will mich umthun und werde eine passende Stelle in einer befreundeten Familie für Dich ausfindig machen."

Davon hatte aber wieder Gertrud nichts hören wollen. In der begründeten Befürchtung, daß, wenn die Mutter von ihrem Vorhaben etwas erführe, sie es schon zu vereiteln wissen würde, bestand sie darauf, sofort abzureisen, und der Vater gab ihrem stürmischen Verlangen endlich nach. Während Mutter und Schwestern sich auf einem Feste außerhalb der Stadt befanden, packte sie die nothwendigste Wäsche und Kleidungsstücke in einen Koffer, steckte ihre geringen Kostbarkeiten zu sich und empfing von ihrem Vater eine mäßige Summe als Reisegeld und Zehrpfennig. Viel vermochte der Herr Bürgermeister ihr mit dem besten Willen nicht zu geben, denn die Einkünfte ihres Vermögens verwaltete seine Frau selbst.

„Ich schreibe Dir, sobald ich eine Stelle gefunden habe," hatte ihm Gertrud versprochen, als sie Abschied von ihm genommen hatte; „zürne mir nicht und mache Dir keine Sorge um mich, wenn ich nicht früher von mir hören lasse."

Dann war sie abgereist, es dem Vater überlassend, dem durch ihre eigenmächtige Handlungsweise entfesselten Sturm Trotz zu bieten. Der hatte denn auch furchtbar getobt, und Frau Bindemann endlich hoch und theuer geschworen, Gertrud sei ihre Tochter nicht mehr, und sie werde sie nicht

Digitized by Google

aufnehmen, käme sie auch und läge frierend und hungernd auf der Schwelle.

Die verblendete Frau wußte nicht, wie nahe sie mit diesem grausamen Bilde der Wirklichkeit kam, und der Bürgermeister wartete in heimlicher Angst und Sorge auf Nachricht von der Tochter, die nicht eintraf, denn Gertrud hatte noch immer keine Stelle gefunden.

Ihr Geld war verausgabt, der Erlös für ihre wenigen Schmucksachen dahingeschmolzen, schon hatte sie ein Kleid um wenige Mark verkauft — und noch immer keine Stelle, noch immer keine Aussicht auf Arbeit, Erwerb, auf Unterkommen.

Es war ein starker Wille, welcher den schwächlichen Körper des Mädchens aufrecht erhielt, der Wille, auszuharren bis zum Aeußersten; lieber das tiefste Elend zu ertragen, als mit dem Eingeständniß, „ich habe Schiffbruch gelitten", heimzukehren in das Elternhaus, wo sie überflüssig war.

2.

„Adalbert Heidenreich und Sohn. Fabrik von Shawls, Tüchern und Phantasieartikeln," war in großen, weithin leuchtenden Buchstaben an einem Gebäude in der Köpnickerstraße zu lesen, vor welchem Gertrud Bindemann um die Mittagsstunde des folgenden Tages stand.

Schon seit dem frühen Morgen war sie wieder umhergelaufen, um bei den Herrschaften, deren Adressen man ihr gegeben hatte, ihre Dienste anzubieten; und wohin sie gekommen war, hatte man ihr wieder das trostlose „Nein" entgegengerufen. Die Stelle, um welche sie sich bewarb, war entweder bereits besetzt, oder man hatte sie nicht dafür geeignet gefunden.

Erschöpft und auf's Tiefste entmuthigt, war sie endlich nach der Köpnickerstraße gekommen, wo die verwittwete Frau Heidenreich, welche ein junges Mädchen als Stütze

der Hausfrau zu engagiren wünschte, im ersten Stock wohnen sollte. Die Dame hatte die Sprechstunde von halb zwölf bis ein Uhr angegeben, und Gertrud, die sich beeilt hatte, früher zu kommen, um wo möglich als erste Bewerberin auf dem Platze zu sein, wartete geduldig, bis die Uhr der nahen Michaelskirche verkündete, daß die festgesetzte Zeit herangekommen sei.

Noch ein paar Minuten zögerte Gertrud, dann trat sie in den breiten, gewölbten Hausflur, dessen Thorflügel offen standen; mehrere Thüren, einige mit Eisen beschlagen, führten rechts und links zu verschiedenen Abtheilungen des weitläufigen Gebäudes; erst nach einigem Suchen fand Gertrud eine, an welcher ein Schild mit dem Namen der Frau Heidenreich angebracht war. Sie zog die Glocke, und wie von unsichtbarer Hand geöffnet, flog die Thür auf und gab eine breite, bequeme Treppe frei.

Mit klopfendem Herzen stieg Gertrud die Stufen empor, die Adresse der Frau Heidenreich war die letzte von allen, die man ihr gegeben hatte, gewissermaßen die letzte Karte, die sie in der Hand hielt; schlug auch diese fehl, so wußte sie nicht mehr, was sie anfangen sollte; sie war zu Ende mit ihrem Gelde, mit ihrem Muthe, mit ihrer Kraft.

„Ruhig, ruhig!" gelobte sie sich, und fuhr heftig zusammen, als sie von einer einfach gekleideten älteren Frau, welche auf dem Vorplatz stand, mit den Worten angeredet wurde: „Sie wünschen, mein Fräulein?"

„Ich möchte zu Frau Heidenreich," antwortete Gertrud, welcher der Anblick der schlichten Frau mit dem glattgescheitelten Haar unter dem weißen Häubchen und dem guten, faltenreichen Gesicht Vertrauen einflößte.

„Die bin ich. Womit kann ich Ihnen dienen?" Doch sich besinnend setzte sie, ohne Gertrud's Antwort abzuwarten, schnell und in bedauerndem Tone hinzu: „Ach, Sie kom-

nen wegen der Stelle? Die ist bereits besetzt, ich habe gestern Abend ein junges Mädchen engagiert."

Gertrud vermochte keine Silbe hervorzubringen. Obwohl sie auf einen solchen Bescheid nach den gemachten Erfahrungen vorbereitet war, traf sie doch die Vernichtung ihrer letzten Hoffnung wie ein betäubender Schlag. Sie hörte kaum, daß die freundliche Frau noch hinzufügte: „Ich bedauere, daß Sie zu spät gekommen sind, ich würde es mit Ihnen versucht haben." Eine Entschuldigung stammelnd, schwankte sie die Treppe hinunter.

Betroffen von der tiefen Blässe, dem todestraurigen Blick des jungen Mädchens wollte Frau Heidenreich sie noch zurückhalten, da ertönte aber aus dem Zimmer die Stimme ihres Sohnes, der soeben aus der Fabrik nach der Wohnung, die er mit der Mutter theilte, gekommen war, und unten fiel bereits die Treppenthür in's Schloß.

„Ueberflüssig, auch hier überflüssig!" seufzte Gertrud, aber sie war schon nicht mehr eines klaren Gedankens fähig. Wie Meereswellen brauste es vor ihren Ohren, grüne und gelbe Kreise tanzten ihr vor den Augen, dann ward es finstere Nacht; ihr war es, als versinke sie in einen Abgrund. — —

Die Fabrikuhr verkündete die Mittagsstunde. Aus dem Hausthor kamen einzeln und paarweise, mit Körben und kleinen Kannen am Arm und in den Händen, junge und ältere Mädchen, meistens in lebhaftem Geplauder. Plötzlich verstummte dasselbe. Ein Aufschrei der Vordersten hatte die Nachfolgenden herbeigerufen, und nun umstanden sie mit betroffenen, erschrockenen Gesichtern ein junges Mädchen, das dicht am Bürgersteig vor der Fabrik zusammengesunken war.

„Kinder, was gibt's hier?" ließ sich, während die Mädchen einander noch rathlos ansahen, die Stimme einer älteren Frau vernehmen, welche jetzt aus dem Hause trat.



Sofort wandten sich ihr alle Köpfe zu, und mehrere Antworten klangen durcheinander.

„Es ist keine aus der Fabrik, Frau Berner.“ — „Das Fräulein scheint hier eine Ohnmacht gekriegt zu haben.“

Frau Berner, welche in der Fabrik die Stelle einer Vorarbeiterin bekleidete und somit die nächste Vorgesetzte der jungen Arbeiterinnen war, trat herzu.



„Haltet euch nicht mit Vermuthungen auf, sondern legt Hand an, wir wollen die Ohnmächtige hier in das Wartezimmer zu ebener Erde tragen,“ sagte sie kurz entschlossen.

Im nächsten Augenblicke war der Aufforderung Folge geleistet. Mehr Arme als nöthig waren, die leichte Last vom Boden aufzuheben, streckten sich aus, man trug Gertrud in das Haus zurück und in ein kleines, jetzt leer stehendes Zimmer, in welchem die Arbeiter der Fabrik,

und wer sonst den Herrn zu sprechen wünschte, zu warten hatten, bis die Reihe an sie kam.

Unter dem Beistand der Mädchen bettete Frau Berner, so gut es gehen wollte, die Leblose auf eine Bank und schob ihr eines von den im Zimmer aufgehäuften Packeten Wolle unter den Kopf; man öffnete ihr die Kleider und sprengte ihr schnell herbeigeholtes Wasser in's Gesicht. Gertrud schlug unter diesen Bemühungen auch einmal die Augen auf, schloß sie aber wieder und sank von Neuem in ihre Ohnmacht zurück.

„Frau Berner," meinte eine der Arbeiterinnen, „mir scheint, das arme Ding ist entkräftet von Ueberanstrengung oder durch Hunger."

„Kann schon sein. Schnell, springe eine von euch hinüber nach dem Speisehaus, und hole eine Tasse Fleischbrühe mit Ei, ich werde zu Herrn Sebaldus gehen und ihn um ein Glas Wein bitten; er hält sich ja immer eine Flasche in seinem Schranke."

Damit drückte die Vorarbeiterin einem der Mädchen Geld in die Hand und eilte selbst hinaus, die Kranke unter der Obhut der sie neugierig und mitleidig betrachtenden Arbeiterinnen zurücklassend.

Mit dem den Berliner Kindern des Volkes eigenen Scharfblick hatten sie sofort erkannt, daß die Ohnmächtige den sogenannten höheren Ständen angehöre.

Die erforderlichen Stärkungsmittel waren bald herbeigeschafft und übten die gewünschte Wirkung. Nach einer halben Stunde hatte sich Gertrud so weit erholt, daß sie sich mit dem innigsten Dank für den ihr geleisteten Beistand zum Fortgehen anschicken wollte. Diesem Vorhaben widersetzte sich aber Frau Berner ganz entschieden; sie war jetzt mit dem jungen Mädchen allein, die Arbeiterinnen hatten sich entfernt, um eiligst zu ihrem Mittagsessen zu gehen; die Vorarbeiterin hatte sie gemahnt, sich zu sputen,

damit sie rechtzeitig wieder an die Arbeit kämen, es lag ihr daran, mit ihrem Schützling allein zu sein.

„Nein, mein liebes Fräulein, Sie können noch nicht fort, Sie sind noch viel zu schwach," sagte sie, indem sie das junge Mädchen wieder auf die Bank zurückdrückte. „Ich möchte Sie überhaupt nicht gern allein gehen lassen. Wo wohnen Sie? Könnte ich Ihre Angehörigen nicht vielleicht benachrichtigen?"

„Ich habe hier keine Angehörigen — und auch eigentlich keine Wohnung," antwortete Gertrud, und eine schwache Röthe flog bei diesem beschämenden Geständniß über ihre bleichen Wangen.

„Keine Angehörige, keine Wohnung! Na, wie kommt denn das. Sind Sie fremd in Berlin?"

„Ja, ich kam hierher, um Arbeit, um eine Stellung zu suchen," versetzte Gertrud, während sie in Thränen ausbrach. Sie war jetzt auch mit der Kraft des Schweigens zu Ende und erzählte ihrer Beschützerin ihre ganze Leidensgeschichte.

Die Vorarbeiterin hörte ihr theilnahmsvoll zu; je weiter Gertrud in ihrer Erzählung kam, desto nachdenklicher wurde sie.

„Also Sie sind Ihren Eltern heimlich davongegangen?" fragte sie, als Gertrud geendet hatte.

„Nein, nein; mein Vater wußte um meine Abreise, er hat mir die Erlaubniß schriftlich gegeben, ich trage alle meine Papiere bei mir!" Sie suchte ängstlich nach der Brieftasche, die sie in ihrer Kleidertasche bei sich trug. Dann die Hand der neben ihr sitzenden Frau ergreifend, bat sie: „Denken Sie nicht schlecht von mir; ich habe nichts gethan, um dessentwillen meine Eltern mich verstoßen hätten; ich bin einzig und allein vom Vaterhause fortgegangen, weil ich dort überflüssig war."

Die schlichte Erzählung des jungen Mädchens und der

Digitized by Google

Ausdruck ihres Gesichtes trugen so sehr den Stempel der Wahrhaftigkeit, daß die Vorarbeiterin alle ihre Zweifel schwinden fühlte; aus dem Worte „überflüssig" klang eine Leidensgeschichte, welche die Zuhörerin tief erschütterte; die einfache Frau aus dem Volke besaß den feinen Herzenstakt, hier nicht weiter nachzuforschen.

Sie hielt es indeß für ihre Pflicht, dem jungen Mädchen vorzustellen, daß es jetzt, wo sie eingesehen, wie schwer es halte, eine angemessene Stellung zu finden, doch wohl gerathen sei, wieder zu den Eltern zurückzukehren. Sie war betroffen von der Heftigkeit, mit welcher Gertrud auffuhr und rief:

„Nie, nie, das thue ich nicht! Lieber das Härteste ertragen, nur das nicht!"

„Aber was wollen Sie denn beginnen?"

„Das weiß ich nicht. Nur das Eine weiß ich, nach Hause kehre ich nicht. Lieber in's Wasser!"

„Na, so weit sind wir noch nicht!" sagte die Verwalterin. „Wenn Sie arbeiten wollen, so —"

„Sie wüßten etwas?" unterbrach sie Gertrud lebhaft und ergriff ihre Hand, „o sagen Sie es mir, was es auch sei, ich nehme es an und werde Ihnen ewig dankbar sein."

„Nur ruhig, mein liebes Fräulein, hören Sie erst, was ich Ihnen vorschlagen will," wehrte die Frau ab. „Ich könnte Ihnen vielleicht Arbeit hier in der Fabrik verschaffen, aber unsere Mädchen sind alle aus geringem Stande, wenn auch darauf gesehen wird, daß sie sich ordentlich halten, und Sie sind die Tochter eines Bürgermeisters."

„O, das thut nichts, wenn Sie meinen, daß ich die Arbeit leisten könnte —"

„Ei, warum denn nicht? Sie werden die Handgriffe leicht erlernen; wenn Sie sich also nicht schämen, Fabrikarbeiterin zu werden —"

„Ich schäme mich keiner Arbeit und fürchte nur Eines: überflüssig zu sein," fiel ihr Gertrud in's Wort.

„Brav gesprochen!" sagte Frau Berner, die ein immer größeres Wohlgefallen an dem jungen Mädchen fand; „hören Sie jetzt meine weiteren Vorschläge. Sie kommen zunächst mit mir in meine Wohnung und ruhen sich dort noch ein wenig aus. Nachmittags spreche ich mit Herrn Heidenreich Ihretwegen, stelle Sie ihm vor und zeige Ihnen die Arbeitssäle. Geht Alles, wie wir wünschen, so können Sie sich heute noch eine Wohnung hier in der Nähe besorgen, Ihre Sachen aus Ihrer Schlafstelle holen und morgen die Arbeit beginnen."

Gertrud war damit wohl zufrieden. Das Herz ging ihr auf; nach so viel Tagen der Kümmerniß und Verzweiflung war es doch schon ein Glück, in ein theilnehmendes Menschenantlitz zu blicken, der Gegenstand freundlicher Fürsorge zu sein.

Die Vorarbeiterin führte sie die Köpnickerstraße hinab in ein Haus und über den Hof, eine Seitentreppe hinauf. Hier hatte sie im dritten Stock eine aus Stube, Kammer und Küche bestehende kleine und sehr einfach eingerichtete Wohnung inne; aber es sah darin sauber und ordentlich aus, und die Fenster gingen auf einen Rasenfleck mit etlichen grünen Bäumen.

Im Augenblick war der Tisch gedeckt, und Frau Berner erklärte es für selbstverständlich, daß Gertrud an ihrem Mittagessen theilnehme. Und das junge Mädchen ließ sich nicht lange nöthigen. Sie glaubte selten ein so köstliches Gericht gegessen zu haben, wie diese Graupen mit Rindfleisch, wovon ihre Beschützerin ihr einen großen Teller voll auffüllte.

„Und nun machen Sie es sich bequem," sagte die Letztere, während sie das Geschirr abräumte, nachdem die Mahlzeit beendet war, und deutete auf das braun be-

zogene, ganz und gar mit weißen gehäkelten Schutzdecken überzogene Sopha, das Prachtstück ihrer Einrichtung. „Ich muß mich sputen und wieder in die Fabrik gehen, zur Vesperzeit komme ich wieder und bringe Ihnen Bescheid.“ —

Frau Berner hatte in der That durch ihre Bemühungen um Gertrud die für die Mittagspause bestimmte Zeit weit überschritten und ging stracks in das Komptoir zu Herrn Heidenreich, um sich wegen dieser Unpünktlichkeit zu entschuldigen und ihm die Veranlassung zu erzählen.

Der Fabrikherr, ein noch junger Mann, der erst seit dem vor zwei Jahren erfolgten Tode seines Vaters alleiniger Inhaber der Firma war, die Geschäfte aber mit großer Umsicht und Thatkraft zu führen verstand, hörte die Entschuldigungen der Vorarbeiterin etwas zerstreut an, denn er war gerade mit viel wichtigeren Dingen beschäftigt, und sagte freundlich: „Schon gut, schon gut, beste Frau Berner, das hätte gar keiner Entschuldigung bedurft. Es wäre ja traurig, wenn es mir auf eine Stunde ankommen sollte, während Sie ein Werk der Barmherzigkeit gethan haben.“

Damit wollte er sich wieder seinem Pulte zuwenden; so ließ die resolute Frau sich aber nicht abfertigen.

„Ich möchte das Werk der Barmherzigkeit nicht gern halb gethan haben, Herr Heidenreich,“ sagte sie, „und wenn Sie mir daher —“

„Ach, ich verstehe.“ Er machte eine Bewegung, um nach der in seinem Bereich stehenden Kassette zu greifen.

„Nein, Herr Heidenreich, Geld will ich nicht,“ wehrte die Vorarbeiterin ab und rückte sodann mit ihrem Anliegen heraus.

Der Fabrikbesitzer machte ein bedenkliches Gesicht. „Sie wissen, Frau Berner, daß ich grundsätzlich keine Mädchen aus den besseren Ständen in die Fabrik aufnehme; sie

glauben eine Ausnahmsstellung beanspruchen zu dürfen, und bei uns kann keinerlei Unterschied gemacht werden."

„Das wird das Fräulein gewiß nicht thun, Herr Heidenreich. Sie ist froh, unterzukommen."

„Es gibt auch leicht Unzuträglichkeiten mit den anderen Arbeiterinnen."

„O, dafür lassen Sie mich nur sorgen, Herr Heidenreich, wir bekommen an dem Mädchen eine geschickte, zuverlässige Arbeiterin, und da sollen die Anderen schon den Mund halten. Ich bitte Sie, Herr Heidenreich, machen Sie einmal den Versuch, oder sehen Sie sich das junge Mädchen wenigstens einmal an. Ich weiß nicht, was sonst aus dem armen Ding werden soll, wenn ihr auch diese Hoffnung fehl schlägt."

„Nun, sei es d'rum, aber Sie übernehmen die Verantwortung, Frau Berner."

„Gewiß, sehr gern."

„Und sobald sich irgend ein Uebelstand zeigt, wird das Mädchen wieder entlassen. Sagen Sie ihr, daß wir die Sache nur als Versuch betrachten. Und nun können Sie sie meinetwegen holen."

Als die Vorarbeiterin in ihre Wohnung kam, fand sie ihre Schutzbefohlene fest eingeschlafen, und einige Minuten stand sie vor ihr, ohne sich entschließen zu können, das arme Mädchen zu wecken, das in diesem Schlummer Stärkung und Vergessenheit ihres Leids zu finden schien, denn ein glückliches Lächeln umspielte ihren Mund, ein rosiger Schein lag auf ihren blassen Wangen und gab ihr das ihren Jahren zukommende jugendliche Aussehen zurück.

Jetzt schien sie im Schlaf zu fühlen, daß ein forschender Blick auf sie gerichtet war; sie schlug die Augen auf, schaute verwirrt um sich, besann sich langsam, wo sie sich befand und rief aufspringend: „O, verzeihen Sie, ich bin eingeschlafen, ich weiß selbst nicht, wie das gekommen ist."

Digitized by Google

„Weil Sie müde und matt waren, armes Kind," antwortete die gute Frau mitleidig; „fühlen Sie sich jetzt gestärkt?"

„O, wie neugeboren; so lange ich in Berlin bin, habe ich nicht so gut geschlafen."

„Das freut mich; nun aber machen Sie sich schnell fertig; Herr Heidenreich will Sie sehen."

„Wird er mich annehmen?"

„Ich hoffe es; seien Sie nur nicht ängstlich, antworten Sie ohne Scheu auf alle seine Fragen. Herr Heidenreich ist ein ernster, strenger Mann, der keinerlei Unordnung im Geschäft duldet und unnachsichtlich verlangt, daß Jeder seine Schuldigkeit thut, aber er ist gerecht und hat ein Herz für seine Arbeiter."

Sie half während dieser Rede Gertrud, ihren Anzug und ihr Haar in Ordnung bringen und ging dann mit ihr nach der Fabrik, wo sie sie geradewegs in das zu ebener Erde gelegene Komptoir des Fabrikherrn führte.

Trotz des freundlichen Zuspruchs ihrer Beschützerin zitterte Gertrud an allen Gliedern, als Heidenreich, von seinem Pulte aufstehend, die hellen grauen Augen mit einem durchdringenden Blick auf sie richtete und sie nach Namen und Herkunft befragte. Nur mit leiser Stimme vermochte sie Bescheid zu geben.

„Ich hoffe, Sie sind im Besitz der erforderlichen Papiere, ohne welche wir Sie nicht einstellen dürfen," fuhr er fort.

„Mein Vater hat mir mitgegeben, was er für nothwendig hielt;" sie zog ihre Brieftasche hervor und reichte ihm die Papiere, die er prüfte.

„Das wäre Alles in Ordnung; aber Sie sind die Tochter eines Bürgermeisters und haben eine gute Erziehung genossen; wird es Ihnen da auch bei uns behagen? Ihre künftigen Gefährtinnen gehören alle dem Arbeiter- und kleinen Handwerkerstande an."

„Gewiß!“ rief Gertrud, sich jetzt ein Herz fassend, „ich verlange ja nichts, als fleißig und redlich für meinen Unterhalt arbeiten zu dürfen.“

„Nun, wenn Sie so denken, dann wollen wir es wagen,“ versetzte Heidenreich und ließ seine Blicke mit erhöhter Theilnahme auf der schlanken Gestalt und den intelligenten Gesichtszügen des jungen Mädchens ruhen. Ernster setzte er hinzu: „Aber merken Sie sich, es ist nur ein Versuch, der weder mich, noch Sie zu etwas verpflichtet, und vor allen Dingen möchte ich keine Unannehmlichkeiten haben, falls Ihr Herr Vater mit Ihrem Entschlusse nicht einverstanden sein sollte!“

„O, er wird nichts dagegen haben,“ versicherte Gertrud, und ließ sich von Frau Berner nach dem Bureau führen, wo sie in die Listen der Arbeiterinnen eingetragen wurde. Als der Kommis, welcher dieses Geschäft besorgte, nach ihrer Wohnung frug, stutzte sie; unmöglich konnte sie ihre Schlafstelle in der Krautstraße als eine solche angeben, und doch besaß sie keine andere.

Aber Frau Berner kam ihr zuvor. „Köpnickerstraße 19; Fräulein Bindemann wohnt bei mir,“ sagte sie, Gertrud's Arm leise drückend. Nachdem Beide dann das Bureau verlassen, flüsterte sie: „Der junge Mensch brauchte auch gerade nicht zu wissen, wie Alles zusammenhängt, und wenn's Ihnen recht ist, können wir die Ausrede zur Wahrheit machen. In meiner Kammer ist noch Platz frei für ein Bett.“

„O, Frau Berner, Sie wollten —“ rief Gertrud freudig.

„Natürlich, warum denn nicht! Also es ist abgemacht, Sie wohnen bei mir. Und nun fahren Sie hin und holen Sie Ihre Siebensachen; morgen früh treten Sie an.“

Dankend wollte Gertrud davoneilen; Frau Berner hielt sie am Arm zurück und fragte zögernd: „Haben Sie denn so viel Geld, daß Sie die Fahrt machen und bei den

Leuten zahlen können, was Sie ihnen schuldig sind? Sonst könnte ich Ihnen einen kleinen Vorschuß geben."

„Ohne daß Sie noch wissen, ob ich die Arbeit leisten und den Vorschuß abzahlen kann!" unterbrach sie Gertrud, und Thränen traten ihr in die Augen; „o, Frau Berner, womit habe ich so viele Güte verdient?"

„Machen Sie nicht so viel unnütze Redensarten, und halten Sie mich nicht weiter auf; ich habe Ihretwegen heute ohnehin viel Zeit versäumt. Ja oder nein?"

„Nein, ich danke, denn ich habe noch so viel; ich wagte ja nicht warm zu essen, um nur recht lange Geld für die Wohnung zu haben."

„Na, denn vorwärts! Wenn ich von der Arbeit komme, hoffe ich Sie bei mir zu finden." —

Als Gertrud mit ihren Habseligkeiten in der Wohnung ihrer Beschützerin ankam, war dieselbe noch nicht heimgekehrt. Sie benutzte die Zeit des Alleinseins, um an ihren Vater zu schreiben, ihm ihre bisherigen Erlebnisse in Berlin zu schildern und ihn mit der Wendung, welche ihr Schicksal genommen, bekannt zu machen.

„Was wird der Vater, was werden die Mutter und die Schwestern dazu sagen?" fragte sie sich voll banger Sorge, während sie den Brief nach dem nächsten Briefkasten trug. Gleichzeitig that sie sich aber das Gelübde, sich nicht von dem nun gewählten Lebensweg abbringen zu lassen.

3.

„Ich fürchte, ich habe heute einen dummen Streich begangen," sagte Herr Adalbert Heidenreich, als er am Abend des Tages, an welchem Gertrud Bindemann als Fabrikarbeiterin eingetragen worden war, mit seiner Mutter bei Tische saß und sich den Spargel schmecken ließ, welcher heute in dem an das Fabrikgebäude stoßenden großen Garten frisch gestochen worden war.

„Nun, damit wird es wohl so arg nicht sein," erwiederte die alte Frau und ließ mit mütterlichem Wohlgefallen ihr Auge auf den hübschen, intelligenten, nur für seine Jahre fast zu ernsten Zügen des einzigen Sohnes ruhen; „Du hast eigentlich nie lose Streiche gemacht und wirst doch jetzt nicht damit anfangen."

„Alter schützt vor Thorheit nicht," lächelte Heidenreich; „die Berner hat mich dazu überredet."

„Die Berner! Ach, weil Du die neue Arbeiterin angenommen hast."

„Das weißt Du auch schon, Mutter?"

Heidenreich war verstimmt. Er hatte keine Geheimnisse vor der Mutter, besprach auch manche Geschäftsangelegenheit mit ihr, aber er liebte es nicht, wenn sie dergleichen auf anderem Wege, als durch ihn selbst erfuhr.

Frau Heidenreich merkte sofort seine Verstimmung und sagte begütigend: „Du riefest mich heute Morgen nach dem Keller, weil der Küfer gekommen war. Gerade war ein junges Mädchen da, welches sich mir als Stütze anbot. Die Geschichte im Keller dauerte ziemlich lange, und so erfuhr ich erst, als Alles vorüber war, daß das arme Ding vor unserem Hause ohnmächtig zusammengebrochen war, und Frau Berner sich ihrer angenommen hatte. Natürlich erkundigte ich mich bei ihr, was aus dem Mädchen geworden sei."

„Und spürtest eine gewisse Eifersucht, daß die Berner einen Eingriff in Deine Rechte begangen hatte," scherzte der Sohn, jetzt wieder ganz heiter.

„Gewissermaßen ja, denn das Mädchen war zu mir gekommen, ich hatte sie abgewiesen —"

„Machst Du Dir das zum Vorwurf? Du konntest von den siebzig Mädchen, die sich für die Stelle meldeten, doch nur eine nehmen."

„Das nicht; aber ich hätte mich näher nach diesem

Mädchen erkundigen sollen; sie war so bleich, so verängstigt, sah mich, als ich ihr sagte, die Stelle sei schon besetzt, mit den braunen Augen so tödtlich erschrocken an —"

„Ja, sie hat wunderbare Augen!" fiel der Sohn ein, setzte dann aber schnell und anscheinend gleichgiltig hinzu: „Die Berner scheint einen Narren an dem Mädchen gefressen zu haben. Ich konnte mich ihrer Bitte nicht erwehren, aber mich reut es jetzt beinahe, daß ich meine Zusage gegeben habe."

„Warum? Fürchtest Du, das Mädchen werde nicht ordentlich und gewissenhaft arbeiten?"

„Das nicht, im Gegentheil, ich traue ihr Fleiß, Geschicklichkeit und Ausdauer zu, aber die Sache will mir doch nicht recht scheinen; Du weißt, ich habe bisher nie Mädchen aus höheren Ständen in der Fabrik beschäftigt."

„Und ich habe Dir darin Recht gegeben, weil es mit ihnen meistens eine besondere Bewandtniß hat," stimmte die Mutter zu, „aber —"

„Glaubst Du nicht, daß es mit dieser auch eine besondere Bewandtniß hat?" fiel Heidenreich ein und sah die Mutter so eigenthümlich gespannt an, als wünsche er nichts dringender, als eine Widerlegung seiner Vermuthung.

„Eine Bewandtniß wird es wohl haben, aber sicher keine, die ihr zur Unehre gereicht, dafür bürgt mir ihr Gesicht. Man könnte sich ja auch nach ihr erkundigen."

„Nein! Ihre Papiere sind in Ordnung und weiter gehen mich die Angelegenheiten meiner Arbeiterinnen nichts an."

„Aber, Adalbert, wer nicht das Gegentheil wüßte, müßte Dich für einen recht harten, eigensüchtigen Fabrikherrn halten, und die Gertrud Bindemann ist doch nun einmal keine gewöhnliche Fabrikarbeiterin."

„Sie will es, und sie soll und muß es sein!" rief Herr Heidenreich, den Teller mit einer unmuthigen Geberde zurückschiebend, „nur unter dieser Bedingung werde ich sie

behalten. Das habe ich ihr und auch der Berner sehr nachdrücklich zu verstehen gegeben, und ich bin fest entschlossen, mein Wort zu halten."

„Jedenfalls werde ich das Mädchen im Auge behalten."

„Weshalb? Sie ist bei Frau Berner gut aufgehoben."

„Weil sie mir gefällt; es wäre möglich, daß ich mit meiner ‚Stütze' nicht zufrieden wäre, dann würde ich sie nehmen, wie ich es gethan hätte, wenn sie früher gekommen wäre."

„Das wirst Du nicht!" rief der Sohn und stand vom Tische auf. Er schämte sich sogleich des heftigen, befehlenden Tones, den er gegen die Mutter angeschlagen hatte, und fügte wie abbittend und erklärend hinzu: „Ein Mädchen, das einmal in der Fabrik gearbeitet hat, kann in unserem Hause keine andere, höhere Stellung einnehmen."

„Aber das sehe ich durchaus nicht ein —"

„Verzeihe, liebe Mutter, das verstehst Du nicht; das würde böses Blut unter den Arbeiterinnen machen und Hoffnungen und Ansprüche erwecken, die nicht befriedigt werden können."

„Nun, streiten wir nicht um's Kaisers Bart," lenkte Frau Heidenreich ein, „hoffentlich entspricht mein Fräulein Rosalie Wölfel allen meinen Erwartungen."

„Und wenn nicht sie, dann eine andere von den siebzig ‚Stützen', die sich gemeldet haben, aber keinenfalls Gertrud Bindemann, die ist entweder als Arbeiterin hier oder gar nicht."

Er wünschte der Mutter eine gesegnete Mahlzeit und verließ das Speisezimmer.

Frau Heidenreich sah ihm kopfschüttelnd nach. Was war denn nur heute in ihren sonst so ruhigen, so gleichmäßigen und so gerechten Adalbert gefahren? Hatte er Verdruß im Geschäft gehabt, von dem er sie nichts wissen lassen wollte und dessen Nachwirkung er doch nicht zu ver-

Digitized by Google

bergen vermochte? Oder ärgerte es ihn, daß er sich durch die Bitten der alten Vorarbeiterin hatte bewegen lassen, von seinen geschäftlichen Grundsätzen abzugehen, und hatte er darum von vornherein einen Groll auf die unschuldige Gertrud geworfen? Wie konnte er ihr verbieten, das Mädchen im Auge zu behalten, da er doch nichts dagegen hatte und es gern sah, wenn sie sich, so viel das anging, um das Wohl und Wehe der sämmtlichen Arbeiterinnen bekümmerte?

Es war ja bisher der Stolz und die Freude von Mutter und Sohn gewesen, daß in ihrer Fabrik zwischen dem Arbeitgeber und den Arbeitnehmern ein so schönes Einvernehmen bestand. Es befanden sich unter den Letzteren Frauen und Männer, welche schon seit Jahrzehnten unter dem Vater des jetzigen Besitzers daselbst beschäftigt gewesen waren, ein Theil davon waren Kinder von Arbeitern und Arbeiterinnen, welche der Fabrik angehört hatten und noch angehörten.

Im Einverständniß mit seinen Arbeitern und Arbeiterinnen hatte Heidenreich Einrichtungen getroffen und Kassen begründet, vermöge welcher sie ärztliche Hilfe und Pflege in Fällen der Krankheit finden, sowie im Alter und bei eintretender Arbeitsunfähigkeit vor dem äußersten Mangel geschützt sein sollten. Es gab Wittwen- und Waisenkassen und sogar eine Fortbildungsschule.

Außerdem wußten die Arbeiterinnen, daß sie mit kleinen und größeren Anliegen zu Frau Heidenreich kommen und sicher sein durften, ein offenes Ohr, ein theilnehmendes Herz und eine helfende Hand zu finden, und daß sie, wenn nicht gerade grobe Verschuldungen vorlagen, sich auch bestimmen ließ, bei dem strengen Herrn ein gutes Wort anzubringen und manches Ungleiche wieder glatt und eben zu machen.

Und von allen diesen Vorrechten sollte sie keinen Ge-

brauch machen dürfen, sobald es sich um Gertrud Bindemann handelte? Weil diese einem anderen Stande angehörte, als die übrigen Arbeiterinnen, sollte ihr mit einem anderen Maße gemessen werden? Sie sollte sich gerade um dieses Mädchen nicht kümmern, die doch vermöge der eigenthümlichen Lage, in welcher sie sich befand, in erhöhterem Maße der Theilnahme und des Schutzes bedurfte? Sie verstand ihren Sohn nicht.

„Wenn ihm das arme Mädchen so unsympathisch ist, hätte er sie doch lieber nicht einstellen sollen. Frau Berner würde sie dann auch nicht auf die Straße gejagt haben, und ich hätte die Hände frei gehabt, etwas für sie zu thun."

Plötzlich zuckte sie zusammen; ein Gedanke war ihr aufgestiegen, blitzartig und ebenso schnell wieder verlöschend. Sie schüttelte lächelnd den Kopf. „Ich glaube wahrhaftig, ich träume mit offenen Augen. Nein, nein! Wie könnte ich dergleichen meinem ernsten, nüchternen Adalbert zutrauen!" —

Sie begab sich hinüber in ihr Wohnzimmer, dessen Fenstervorhänge bereits zugezogen und das von einer Lampe erhellt war. Mit ihrem Strickzeug und einem Buche setzte sie sich an den Tisch, aber bald ertappte sie sich dabei, daß ihre Gedanken nicht bei dem Gelesenen weilten, sondern eine ganze Reihenfolge von Bildern ausspannen.

Zuletzt beschloß sie, sich doch nach Gertrud's Eltern und Vergangenheit zu erkundigen und sich mit der Berner in's Einvernehmen zu setzen, um von dieser alles das junge Mädchen Betreffende zu erfahren — aber vorsichtig, damit Adalbert nichts davon gewahr werde.

4.

Die Fabrik von Heidenreich und Sohn lieferte die mannigfaltigsten Wollwaaren und Phantasieartikel, namentlich auch für die Ausfuhr nach Amerika und Australien, und beschäftigte in räumlich gänzlich von einander ab-

Digitized by Google

geschlossenen Sälen einige hundert Weber und ungefähr dreihundert Arbeiterinnen.

Die Einrichtungen in den Arbeitsräumen der Letzteren waren vorzüglich. An den durch den großen, hellen und luftigen Hauptsaal, sowie durch die demselben gleichenden Nebensäle laufenden Tischen hatte jede Arbeiterin ihren bestimmten durch eine Nummer bezeichneten Platz; ebenso war ihr daselbst eine verschließbare Schublade zugewiesen, in welcher sie die Arbeit, sowie Gegenstände für den eigenen täglichen Gebrauch aufbewahren konnte. Bequeme, wenn auch roh gezimmerte Bänke mit Rückenlehnen umstanden die Tische, deren jeder etwa zwanzig Arbeitsplätze enthielt; zu beiden Seiten war ein schmaler Durchgang frei gelassen. So glich der ganze Saal einem Schachbrett, doch in der Mitte der Länge nach durchschnitten von einem breiten Hauptgang, während an beiden Längsseiten ebenfalls ein schmälerer Gang frei geblieben war.

An jedem Tisch befand sich eine von den Arbeiterinnen aus ihrer Mitte gewählte und von dem Fabrikbesitzer bestätigte Vorarbeiterin, welche für Ruhe und Ordnung zu sorgen, Streitigkeiten zu schlichten hatte und gewissermaßen die Meisterin darstellte, der die Arbeiterinnen des Tisches bei Strafe der augenblicklichen Entlassung pünktlichen Gehorsam zu leisten hatten. Sie nahm auch vom Obermeister die zugewogene Rohwolle und das Probestück in Empfang und vertheilte diese an die Arbeiterinnen, welche auf Akkord arbeiteten. Vor der Ablieferung hatte die Vorarbeiterin die Stücke auf ihre Beschaffenheit zu prüfen und die für gut befundenen mit einer Marke zu versehen, worauf sie sammt der übriggebliebenen Wolle dem Lagerverwalter abgeliefert und durch einen Kassenbuchhalter in das Arbeitsbuch eingetragen wurden. An jedem Sonnabend erfolgte die Auszahlung. Als Entschädigung für ihre Zeitversäumniß wurden den Vorarbeiterinnen die von ihnen gelieferten

Stücke zu einem etwas höheren Preise bezahlt. Für je fünf Tische war immer ein Obermeister angestellt, welcher besonders mit den Vorarbeiterinnen verhandelte und ein Mittelglied zwischen diesen und dem Fabrikbesitzer bildete, der in der Regel täglich zweimal die Arbeitssäle durchschritt.

Am nächsten Morgen punkt sieben Uhr erschien Gertrud, von Frau Berner geleitet, in den Arbeitssälen. Schüchtern und mit niedergeschlagenen Augen schritt das junge Mädchen durch die große Flügelthür, welche ihr den Eingang zu einer ihr bis dahin unbekannten Welt vermittelte — einer Welt, die sie fortan die ihrige nennen sollte. Sie fühlte die Blicke der Hunderte von jungen und älteren Frauen auf sich gerichtet, denen sie seit gestern schon einen ausgiebigen Gesprächsstoff gegeben, hörte das leise Flüstern und Raunen und klammerte sich unwillkürlich an den Arm ihrer Beschützerin an.

Diese führte sie an einen der Tische des Hauptsaals, an welchem sie das Amt der Vorarbeiterin verwaltete, und wo sie ihr auch einen Platz anweisen wollte. Es fand sich jedoch, daß ein solcher nicht vorhanden war und auch an den benachbarten Tischen war keiner frei. Mit Schrecken nahm Gertrud dies wahr.

„Wieder überflüssig!" seufzte sie.

„Na, lassen Sie nur die Ohren nicht hängen," tröstete ihre Beschützerin in ihrer derb gutmüthigen Weise, „wir werden schon Rath schaffen." Sich zu den anderen Arbeiterinnen wendend, fuhr sie fort: „Rückt nur ein wenig zusammen, Kinder, dann wird es sich schon machen, es gehen viele geduldige Schafe in einen Stall, und das Lamm hier, das ich nun einmal unter meiner besonderen Obhut haben muß, nimmt so viel Raum nicht ein."

Die Arbeiterinnen gehorchten, Einige mit freundlicher Beflissenheit, Andere gleichgiltig, noch Andere mit verdrossenen, trotzigen Mienen, denn die Einstellung des „vor-

nehmen Fräuleins" wurde durchaus nicht von Allen mit günstigen Augen angesehen. Die Art und Weise, wie sie in die Fabrik gekommen war, hatte natürlich für Niemand ein Geheimniß bleiben können, und es hatte sich um Gertrud und ihre Herkunft bereits ein ganzer Sagenkreis gebildet.

Auch als Frau Berner nun Gertrud den Rahmen und die Wolle in die Hand gab, richteten sich viele Blicke neugierig und hämisch auf sie, in der Erwartung, der Neuling werde sich bei der Knüpfarbeit sehr ungeschickt anstellen.



Zur allgemeinen Verwunderung war dies jedoch durchaus nicht der Fall. Das junge Mädchen erlernte mit großer Leichtigkeit die Handgriffe, so daß die Neiderinnen beschämt sich abwandten, und Frau Berner ihre helle Freude äußerte, gleichzeitig aber mit Seitenhieben gegen die Böswilligen nicht zurückhielt.

Bei aller Gutmüthigkeit besaß Frau Berner etwas Rauhes, Rücksichtsloses im Verkehr. Sie konnte, sobald sich ihr irgend eine Veranlassung bot, sehr entschieden, ja sogar schroff und unnachsichtlich auftreten, machte mit Niemand Umstände und nahm kein Blatt vor den Mund. Dabei war sie aber treu und echt wie Gold, hatte eine wahre mütterliche Fürsorge für die Arbeiterinnen an ihrem Tische und galt vermöge ihrer Geschicklichkeit und Zuverlässigkeit bei den Obermeistern wie bei Heidenreich sehr viel. Sie nahm die erste Stelle unter den Vorarbeiterinnen ein.

So verstand sie es denn auch vortrefflich, Gertrud gegen alle versteckten und offenen Angriffe in Schutz zu nehmen, und da diese durch ein ruhiges, freundliches und bescheidenes Verhalten ihr dabei zu Hilfe kam, so ward ihr Verkehr mit ihren nunmehrigen Gefährtinnen ein ganz leidlicher, friedfertiger, wenn sie sich auch Keiner von ihnen näher anschloß.

Dagegen gestaltete sich ihr Verhältniß zu Frau Berner mehr und mehr zu einem herzlichen. Die Dankbarkeit, welche Gertrud für die gute Frau empfand, verwandelte sich, je näher sie dieselbe kennen lernte, in aufrichtige Zuneigung. Der so lange zurückgedrängte Quell warmer Zärtlichkeit im Herzen des jungen Mädchens fand nun endlich einen Ausfluß, es war ihr neu und unsäglich beglückend, daß sie sich offen geben, ihre Sehnsucht nach Liebe und Theilnahme nicht mehr zurückdrängen und hinter einem trotzigen, unzugänglichen Wesen verstecken mußte. Frau

Berner hingegen, welche ihren Gatten unter besonders traurigen Umständen verloren und drei Kinder, die er ihr hinterlassen, schnell hintereinander begraben hatte, sah in dem Besitz dieser Pflegetochter ein neues Glück für sich erblühen. Seit Jahren hatte sie nur ihrer Arbeit gelebt und außerhalb der Fabrik ein einsames, freudloses Dasein geführt. Jetzt fand sie Vergnügen daran, mit Gertrud am Feierabend einen Spaziergang zu machen, Sonntags einen Kaffeegarten oder ein Konzert zu besuchen oder mit ihr zusammen in ihrem Stübchen ein unterhaltendes und belehrendes Buch zu lesen. Manche kleine Annehmlichkeit, die sie sich dank des guten Verdienstes, dessen sie sich erfreute, und der Ersparnisse, die sie im Laufe der Jahre gemacht, wohl gestatten durfte, gegen die sie bisher aber völlig gleichgiltig gewesen, verschaffte sie sich nun um Gertrud's willen und fand jetzt darin einen doppelten Genuß.

— — — — — — — — — — — —

Schon nach kurzer Zeit war Gertrud vollständig eingearbeitet und erwarb jetzt so viel, daß sie ihre bescheidenen Bedürfnisse bezahlen und ihrer Beschützerin die im Anfange für sie gemachten Auslagen zurückerstatten konnte. Davon wollte Frau Berner jedoch nichts hören, und es kam bei diesem Anlaß zum ersten Male zu einem ernsteren Wortwechsel zwischen den Genossinnen.

„Ich merke doch, daß Ihnen die Bürgermeisterstochter noch in den Nacken schlägt; Sie wollen sich von der Frau aus dem Volke nichts schenken lassen," sagte die Vorarbeiterin sichtlich gereizt.

„Sagen Sie doch das nicht, liebe Frau Berner," bat Gertrud, „ich habe mir ja schon so viel von Ihnen schenken lassen —"

„Ach, dummes Zeug! Bin ich Ihnen nicht gut genug, daß Sie ein paar Wochen mein Gast gewesen sein können?

Glauben Sie, eine Arbeiterin wie ich dürfe solchen Luxus sich nicht gestatten?"

„Bin ich nicht eine Arbeiterin, wie Sie?"

„Redensarten! Arbeiterinnen untereinander machen solche Umstände nicht," entgegnete Frau Berner achselzuckend. „Sie kommen sich wahrscheinlich noch immer vor wie eine verwünschte Prinzessin, die auf Erlösung wartet!"

Jetzt brach Gertrud in Thränen aus. „Sie thun mir unrecht, Frau Berner. Ich habe mich ja noch nie im Leben so wohl gefühlt, wie hier bei Ihnen, und wünsche nichts mehr, als stets auf eigenen Füßen stehen zu können."

„Wer will Sie denn daran hindern?" fiel Frau Berner immer noch schroff, doch schon besänftigter ein; „auf den Pfennig werden wir von jetzt an rechnen, nicht so viel wie eine Stecknadel sollen Sie von mir geschenkt bekommen, aber schuldig sind Sie mir nichts; dabei bleibt es."

Gertrud sah ein, daß sie nicht auf ihrem Verlangen bestehen dürfe und sagte, die Hand der guten Frau ergreifend: „So sei es denn, wie Sie wollen; ich werde Ihnen das Geld nicht wieder anbieten, aber Ihre Schuldnerin bleib' ich zeitlebens."

„So ist's recht!" rief Frau Berner, umfaßte das Mädchen und drückte ihr einen Kuß auf die Lippen, welche jetzt schon viel von ihrer krankhaften Bläffe verloren hatten. „Was übrigens die Schuld, von der Sie da sprechen, anbetrifft, so tragen Sie sie reichlich ab durch die Freude, welche mir das Zusammenleben mit Ihnen macht. Freilich fürchte ich, es wird nicht von langer Dauer sein."

„Warum nicht?" fragte Gertrud.

„Na, Ihre Eltern werden Sie doch für die Dauer nicht hier lassen; jeden Tag denke ich: heute wird wohl der Bürgermeister ankommen und die Tochter abholen."

„O, in welch' einem großen Irrthum sind Sie da!" schrie Gertrud auf. „Meine Eltern wollen nichts mehr von

mir wissen! Sie haben mich verstoßen, haben mir sogar verboten zu sagen, daß ich ihre Tochter bin."

„Ja, Kind, was haben Sie denn verbrochen?" fragte Frau Berner mit weit aufgerissenen Augen.

„Nichts weiter, als daß ich eine Arbeiterin geworden bin. Nachdem ich hier bei Ihnen eingezogen war, hielt ich es für meine erste Pflicht, an meinen Vater zu schreiben, ihm meine Erlebnisse zu schildern und ihm anzuzeigen, daß ich endlich ein Unterkommen in der Wollwaarenfabrik von Adalbert Heidenreich und bei Ihnen Wohnung und Schutz gefunden habe. Mit Angst und Zittern erwartete ich die Antwort; sie kam endlich, aber nicht von der Hand des Vaters, sondern von der der Mutter."

„Na, und die Mutter wird doch nicht so rabenmuttermäßig gegen Sie gewesen sein und —"

„Die Mutter machte mir harte, bittere Vorwürfe über mein Davonlaufen," fuhr Gertrud, die Sprecherin unterbrechend, fort, „nannte mich undankbar, ungerathen, herzlos, und erklärte es geradezu für Bosheit, daß ich den Eltern den Schimpf und die Schmach angethan habe, Fabrikmädchen zu werden. Meine Schwester Aurelie habe sich soeben mit dem Premierlieutenant v. Ohlen verlobt, Luise stehe im Begriff, eine glänzende Heirath zu machen, aber Alles müsse rückgängig werden, wenn es lautbar würde, daß ich eine Fabrikarbeiterin sei. Ich solle augenblicklich heimkommen oder mich nie wieder ihre Tochter nennen, sie würde, wenn ich ungehorsam wäre, schon dafür sorgen, daß Niemand erfahre, welchen Schandfleck ich auf ihren Namen gebracht habe."

„O Gertrud, warum haben Sie mir davon nichts gesagt?" rief Frau Berner, der die hellen Thränen in den Augen standen, vorwurfsvoll, „ich hätte Ihnen alsdann doch gerathen, nach Hause zu gehen."

„Das wußte ich, und das war auch ein Grund, wes-

Digitized by Google

halb ich schwieg. Glauben Sie, liebe Frau Berner, ich habe schwer und lange mit mir gerungen, aber doch eingesehen, daß ich das Verlangen meiner Mutter nicht erfüllen kann. Hat sie mich früher nicht geliebt, so haßt sie mich jetzt, das geht aus jeder Zeile ihres Briefes hervor, und welch' ein Leben hätte ich fortan bei ihr und bei meinen Schwestern zu erwarten?"

„Und Ihr Vater?"

„Er hat nicht geschrieben; er hat Alles der Mutter überlassen; es war auch für ihn besser, wenn ich nicht zurückkehrte," antwortete das junge Mädchen mehr andeutend als erklärend, aber Frau Berner verstand sie.

„Und dann?" fragte sie.

„Ich schrieb an meine Eltern, bat sie, nicht auf ihrer Forderung zu bestehen und setzte ihnen nochmals auseinander, daß ich eine anständige, mich befriedigende Thätigkeit habe, in guter Hut sei und ihnen niemals Schande machen würde. Wenn es sich trotzdem mit ihrer und den Stellungen meiner Schwestern nicht vertrage, daß ich in einer Fabrik arbeite, so brauche ja das Niemand aus ihren Kreisen zu erfahren. Die Welt, in der ich jetzt lebe, habe keine Berührung mit der, in welche meine Schwestern einzutreten gedächten, in dem großen Berlin verwehe der Einzelne spurlos; und da Niemand ein Interesse daran habe, mich zu suchen, so würde ich verborgen bleiben."

„Und welche Antwort ist auf diesen Brief gekommen?"

„Keine," antwortete Gertrud, „und auf drei andere Briefe, die ich nach und nach geschrieben, dasselbe Stillschweigen. Sie wollen nichts mehr von mir wissen, sie haben mich verstoßen. Ich habe keine Eltern, keine Geschwister mehr."

„So will ich Deine Mutter sein!" rief Frau Berner, und schloß die Weinende in ihre Arme. „Sei ruhig, Gertrud, Du sollst nicht allein und verlassen sein, so lange ich lebe."

Digitized by Google

„Du bist schon lange meine Mutter," entgegnete Gertrud innig. „Und nicht wahr, es erfährt Niemand, was ich Dir heute anvertraut, ich möchte trotz Allem die meinen Eltern gegebene Zusage halten."

Frau Berner versprach das, freilich mit einem heimlichen Vorbehalt, nämlich Frau Heidenreich das Erfahrene mitzutheilen. —

Die Mutter des Fabrikbesitzers hatte, ihrem Vorhaben gemäß, Gertrud im Auge behalten und Frau Berner veranlaßt, ihr öfters Bericht über sie zu erstatten, was diese nur zu gern that, da sie kein größeres Vergnügen kannte, als das Loblied ihres Lieblings zu singen. Frau Heidenreich suchte und fand auch Gelegenheit, sich unauffällig bei dem Obermeister nach der neuen Arbeiterin zu erkundigen, dagegen machte sie, den Willen ihres Sohnes achtend, keinen Versuch, sich dem jungen Mädchen zu nähern, und vermied es auch, ihrer im Gespräch mit Adalbert zu erwähnen.

Als Frau Berner sie aufsuchte und ihr Gertrud's Geschichte unter dem Siegel der Verschwiegenheit erzählte, hörte Frau Heidenreich aufmerksam zu und sagte, als Jene geendet, lächelnd: „Sie berichten mir da nichts Neues, Frau Berner, ich habe Erkundigungen in Waldburg eingezogen; es verhält sich Alles genau so, wie Gertrud Ihnen gesagt hat."

„O, das wußte ich!" rief Frau Berner, „dem Mädchen geht kein unwahres Wort aus dem Mund. Aber haben Sie einen Begriff von solcher Rabenmutter, Frau Heidenreich?"

„Eitelkeit und Hochmuth sind zwei Triebfedern zu vielem Bösen, die schlimmste aber ist die Dummheit, und darin soll die Frau Bürgermeister Bindemann ihre starke Seite haben," erwiederte Frau Heidenreich.

„Solch' ein Kind zu verstoßen, während ein Anderer

Gott auf den Knieen danken würde, hätte er ihm von seinen drei Würmern, die man in's Grab legen mußte, nur eines gelassen; es gibt doch Eltern, die gar nicht werth sind, es zu sein," und Frau Berner trocknete sich die nassen Augen mit dem Taschentuch.

„Frau Bindemann hat verbreitet, Gertrud sei zu einer reichen Verwandten nach Berlin gegangen, die sie an Kindesstatt annehmen wolle."

„Na, zur Hälfte ist das ja auch wahr, Frau Heidenreich. Als Kind habe ich sie angenommen, wenn ich auch keine Verwandte und nicht reich bin."

„Das Mädchen besitzt einen großen Reichthum in sich selbst, wir wollen ferner über sie wachen," erklärte Frau Heidenreich, und beide Frauen gaben sich wie zur Bekräftigung dieses Gelöbnisses die Hände.

5.

Der Sommer war vorübergegangen. Länger als ein halbes Jahr arbeitete Gertrud Bindemann jetzt schon in der Fabrik von Adalbert Heidenreich und Sohn, und war eine der geschicktesten unter ihren Genossinnen. Die Obermeister gaben sehr schwierige neue Muster vorzugsweise an den Tisch der Frau Berner, weil Gertrud Bindemann Alles herausbrachte und auch noch ein besonderes Talent besaß, Andere zu unterweisen. Es war bereits die Rede davon, daß, sobald ein neuer Tisch aufgestellt würde, Gertrud Bindemann für denselben als Vorarbeiterin erwählt werden solle.

Mit ganz geringen Ausnahmen hatten sich jetzt sämmtliche Arbeiterinnen mit Gertrud's Anwesenheit in dem Arbeitssaal befreundet und würden es gänzlich vergessen haben, daß sie nicht Ihresgleichen gewesen sei, wenn Gertrud nicht völlig unbewußt und absichtslos daran erinnert hätte. Sie kleidete sich schlichter und einfacher als ihre Gefähr-

tinnen, von denen Manche an Tand und Flitterputz nur zu großes Gefallen fanden und es nicht lassen konnten, das Haar je nach der neuesten Mode zu frisiren, bunte Schleifen oder unechte Schmucksachen anzustecken, was dann gewöhnlich schlecht mit geflickten, schiefgetretenen Schuhen und anderen Mängeln der Kleidung zusammenstimmte. Gertrud's Kleider entbehrten jedes unnützen Zierrathes, aber sie saßen vortrefflich; ihr reiches aschblondes Haar war schlicht gescheitelt und in zwei schweren Zöpfen um den Kopf gesteckt, an den Füßen trug sie feste, ordentliche Stiefel, und ging sie über die Straße, so hatte sie nicht wie manche ihrer Gefährtinnen einen Hut von auffallender Form mit zerknittertem Band und geknickter Feder, sondern einen ganz schlichten Hut auf dem Kopfe.

Einfach und schlicht wie ihr Anzug war ihr Wesen, bescheiden ihr Gang und ihre Haltung, und ihre Sprache durchaus nicht gesucht, aber sie hatte ein wohllautendes Organ und eine gebildete Ausdrucksweise, durch welche sie sich ebenfalls von den anderen Arbeiterinnen, ohne daß sie dies beabsichtigte, unterschied.

Und ihr Einfluß machte sich allmälig bemerkbar. Zuerst befleißigte man sich an ihrem Tische, ihr in Kleidung und Wesen nachzuahmen, was anfänglich den Spott der Anderen hervorrief und dem Tische die Bezeichnung „der feine Tisch" eintrug. Nach und nach verbreitete sich aber der bessere Ton weiter und wurde auch von den Leitern der Fabrik wohlgefällig bemerkt.

Nur Einer schien nichts davon zu sehen oder wenigstens Derjenigen keine Beachtung zu schenken, welche doch die eigentliche Veranlassung zu der Umgestaltung war, nämlich der junge Fabrikbesitzer selbst. Mochten ihm die Obermeister Gertrud Bindemann noch so sehr als geschickte Arbeiterin loben, er hatte nie ein anerkennendes Wort für sie, ja er schien sie völlig zu übersehen, wenn er durch die

Fabriksäle schritt. Darüber schien nun freilich Niemand froher zu sein als Gertrud selbst, denn Heidenreich flößte ihr eine seltsame Scheu ein. Sobald er nur an den Tisch trat, wurde sie glühend roth, und wenn er das Wort an sie richtete, so gab sie eine verlegene, unzusammenhängende Antwort.

Es war dies der einzige Punkt, in welchem Frau Berner mit ihrer Pflegetochter nicht zufrieden war, und worüber sie ihr öfters ernste Vorstellungen machte.

„Er ist doch kein Menschenfresser!" schalt sie. „Wie kann man sich nur so kindisch betragen!"

„Ich weiß, er mag mich nicht leiden, und das macht mich so bange."

„Dummes Zeug, warum soll er solch' eine ordentliche und geschickte Arbeiterin, wie Du bist, nicht leiden können? Daß Du ihm nicht gefällst, ist freilich kein Wunder; es gefiele mir auch nicht, wenn ich sähe, daß ein Mensch solche Angst vor mir hat."

„Ich brauche ihm ja auch nicht zu gefallen, es ist genug, wenn meine Arbeit ihm gefällt," antwortete Gertrud und eilte zur Thür hinaus.

Frau Berner sah ihr kopfschüttelnd nach, zuweilen konnte sie aus dem Mädchen doch nicht klug werden. Na, es war am Ende nicht zu verlangen, daß es ihr nicht bitter ankommen solle, daß sie, die Bürgermeisterstochter, nicht einmal so gut wie alle anderen Arbeiterinnen vom Fabrikherrn behandelt wurde; er legte es wirklich recht augenscheinlich an den Tag, daß er sie in der Fabrik nicht gern sah, ja es schien, als sei es ihm sogar unangenehm, an ihre Gegenwart erinnert zu werden. Als er einmal, nachdem Gertrud Arbeit abgeliefert hatte, den Lagerverwalter zu einem Buchhalter sagen hörte, die kleine Bindemann sei wirklich ein sehr hübsches Mädchen geworden, fuhr er auf und verbat sich derartige ganz ungehörige Aeußerungen

Digitized by Google

mit einer Schärfe, welche große Verwunderung erregte. Man munkelte bereits seit einiger Zeit, Herr Heidenreich gehe auf Freiersfüßen, und man wollte diese strenge Abkehr von jeder Beachtung anderer weiblicher Schönheit damit in Verbindung bringen.

Auch an dem Tisch, an welchem Gertrud arbeitete, war an einem Novembernachmittag von der bevorstehenden Verlobung des Fabrikherrn mit der hübschen Tochter eines wohlbekannten reichen Fabrikbesitzers die Rede. Das Plaudern war allerdings verboten, und Frau Berner schritt, wenn es doch geschah, mit ein paar recht energischen Worten dagegen ein; sie war jedoch mit dem Obermeister auf einem der Speicher beschäftigt.

Gertrud befand sich heute in einer besonders trüben Gemüthsverfassung. Mittags, auf dem Weg von der Fabrik nach ihrer Wohnung, hatte sie ein Brod gekauft, das ihr in der Bäckerei in einen Bogen Zeitungspapier eingeschlagen worden war; da sie die Gewohnheit besaß, Gedrucktes, das ihr in die Hand fiel, zu lesen, hatte sie während des Mittagessens auch dieses Blatt mit den Augen überflogen und es mit einem halblauten Ausruf Frau Berner hingereicht.

Der Bürgermeister Bindemann und Frau in Waldburg zeigten in der Zeitung die Verlobung ihrer Tochter Luise mit dem Regierungsrath Alten an, und gleichzeitig empfahlen sich der Premierlieutenant v. Ohlen und Aurelie v. Ohlen, geb. Bindemann, als Neuvermählte.

„Ausgestoßen! Ueberflüssig!“ seufzte Gertrud; der Bissen quoll ihr im Munde, sie schob den Teller von sich und vermochte nicht weiter zu essen. Frau Berner schalt sie zwar, daß sie sich noch immer von allen diesen Geschichten nicht frei machen könne, ihre Pflegetochter kannte sie aber genau genug, um zu wissen, daß ihr das Alles gar nicht von Herzen komme, und sie recht gut mit ihr den

Digitized by Google

Schmerz fühle, nur durch einen Zufall von den wichtigsten Ereignissen im Leben ihrer Geschwister Kenntniß erhalten zu haben.

Der dadurch hervorgerufenen tiefen Erschütterung schrieb sie es auch zu, daß die Unterhaltung ihrer Gefährtinnen ihr ein so schneidendes Weh verursachte. Sie war eben heute sehr empfindlich gegen Nachrichten aus einer Welt, die nicht mehr die ihrige war; was ging es sonst sie an, mit wem Herr Heidenreich sich verheirathete? Was hatte sie den Erzählungen darüber mit gespanntem Ohr und schmerzlich pochendem Herzen zu lauschen?

Jetzt kam auch schon Frau Berner zurück, und das Gespräch verstummte.

„Aber Mädchen, was ist denn das? Ihr sitzt ja hier beinahe im Dunkeln!" rief sie im Herantreten, „das muß eine hübsche Arbeit geben."

„Es ist ja erst drei Uhr," bemerkte eines der Mädchen.

„Gleichviel, wir haben bald den kürzesten Tag, und der Himmel hängt voll Schnee. Was geht mich die Uhr an? Wenn's finster ist, mache ich Licht!" entgegnete die thatkräftige Frau, und sie rief, daß man die Gasflammen anzünden möge.

In demselben Augenblick erscholl ein anderer Ruf schrill und schrecklich in den Saal hinein.

„Feuer! Feuer!" ertönte eine kreischende Stimme, und eilige Schritte polterten vom Kistenboden die Treppe hinunter.

„Feuer! Feuer! In wenigen Minuten kann das ganze Haus in Flammen stehen!"

Niemand wußte recht, wer diesen Ruf zuerst ausgestoßen hatte, aber er pflanzte sich mit Windesschnelle fort und verbreitete panischen Schrecken.

„Feuer! Feuer!" Wie vom Wirbelwind ergriffen, sprangen sämmtliche Arbeiterinnen von ihren Sitzen auf und rasten

Digitized by Google

in wilder Flucht zur Thüre hinaus, selbst Frau Berner mit sich fortreißend.

Nur eine einzige Arbeiterin, Gertrud, blieb, von dem inzwischen aufgeflammten Gaslicht hell beleuchtet, am Tische sitzen. Der Feuerruf hatte zuerst nur ihr Ohr, nicht aber ihr von ganz anderen Gedanken völlig erfülltes Hirn erreicht, und als sie ihn alsdann begriffen, da fühlte sie sich vom Schreck wie gelähmt. Sie wäre nicht im Stande gewesen, sich zu bewegen, und wenn der Saal bereits in Flammen gestanden hätte.

Plötzlich kehrte ihr aber die volle Ueberlegung und damit die physische und moralische Kraft zurück; Erkennen und Handeln war bei ihr das Werk weniger Augenblicke.

Der unheimliche Schein der Flammen, welcher bereits durch die Scheiben der Oberlichtfenster hereinzuckte, mischte sich mit dem Gaslicht und zeigte Gertrud die furchtbare Gefahr, welche entstehen mußte, wenn die Vermählung dieser beiden Gewalten in Wirklichkeit stattfand. Und das konnte in der nächsten Minute geschehen, wenn nicht sofort gehandelt wurde.

Alle Angst, alle Zaghaftigkeit war von ihr gewichen. Mit einer schier unnatürlichen Ruhe durchschritt sie den Saal der ganzen Länge nach, bis zu der Stelle, wo sich der Haupthahn befand, und drehte an demselben. Es währte ziemlich lange, ehe sie ihn in Bewegung zu setzen vermochte, endlich aber gab er nach, das Werk der Rettung war gelungen — das Gas erlosch.

Der Saal lag jetzt in Dunkelheit gehüllt, aber die hereinbrechenden Flammen umleuchteten mit dunkler Gluth die zurückschreitende Gertrud, wiesen ihr den Weg und zeigten den Draußenstehenden die Gestalt der jungen Heldin.

Plötzlich verschwand dieselbe. Von den geborstenen

Oberlichtfenstern war ein ganzer Flügel auf sie niedergefallen, hatte sie am Kopf und im Nacken getroffen und sie im jähen Schmerz zu Boden geworfen.

Und nun geschah etwas Wunderbares, allen Umstehenden Unerklärliches. Der junge Fabrikherr, der bisher mit der größten Kaltblütigkeit und Besonnenheit mit den Führern der bereits herbeigeeilten Feuerwehr verhandelt und ihnen gezeigt hatte, wo die mit Wolle gefüllten Speicherräume lagen, die man vor allen Dingen vor dem Feuer schützen mußte, war durch die Rufe der Umstehenden aufmerksam geworden. Er hörte, was die junge Arbeiterin soeben gethan, sah sie, vom Flammenschein beleuchtet, durch den Saal schreiten und plötzlich zu Boden sinken. Da stieß er einen Schrei aus, und Alles, was sich ihm in den Weg stellen wollte, bei Seite schiebend, eilte er in's Haus und trug auf seinen Armen die Ohnmächtige in's Freie.

Den Anstrengungen der Feuerwehr gelang es nach hartem, aber nicht allzu langem Kampfe, des Feuers Herr zu werden und es auf den Boden und den Dachstuhl zu beschränken.

„Hätte die junge Arbeiterin freilich nicht die Geistesgegenwart gehabt, rechtzeitig den Haupthahn abzudrehen," erklärte der Branddirektor, „so würde die Sache sehr übel abgelaufen sein."

Währenddessen wurden Gertrud's Verletzungen in der Wohnung der Frau Heidenreich, welche, auf der anderen Seite des Hauses gelegen, gänzlich vom Brande verschont geblieben war, von einem Arzte untersucht. Sie erwiesen sich zum Glücke nicht als bedenklich, erheischten jedoch ärztliche Behandlung und sorgfältige Pflege. Frau Heidenreich, zu welcher der Sohn die Verwundete gebracht, bestand darauf, ihr diese in ihrem Hause angedeihen zu lassen, und Heidenreich hatte natürlich nichts dagegen.

So blieb denn Gertrud in der Wohnung und in der

Pflege der Frau Heidenreich, und sie hätte in der That in gar keine bessere Hände kommen können. Das junge Mädchen hatte der würdigen Frau vom ersten, flüchtigen



Augenblicke ihrer Bekanntschaft an lebhafte Theilnahme eingeflößt, die immer größer geworden war, je mehr sie von ihrem Schicksal erfahren und selbst beobachtet hatte, in welcher Weise sie sich in dem von ihr jetzt ergriffenen

Lebensberuf zurechtfand. Der tägliche Verkehr, die Geduld, mit welcher Gertrud ihre Schmerzen trug, die Dankbarkeit, welche sie für die ihr erwiesene Pflege zu erkennen gab, sowie die Aufopferung, die sie an den Tag gelegt, gewannen ihr Frau Heidenreich's volle Zuneigung.

Sie verbrachte den größten Theil des Tages in dem hübschen, nach der Sonnenseite gelegenen Gemach, das sie Gertrud zum Krankenzimmer eingerichtet hatte, und war sie nicht bei ihrem Pflegling, so sprach sie doch meistens von ihm. Auch zwischen Mutter und Sohn bildete die Kranke häufig den Unterhaltungsstoff, und Adalbert verhielt sich jetzt nicht mehr ablehnend dagegen, ja es wollte Frau Heidenreich bedünken, als wisse er in recht geschickter Weise das Gespräch so zu lenken, daß es immer wieder bei diesem Thema ankam.

Desto weniger ward ein anderes Thema berührt, welches kurz zuvor zwischen Mutter und Sohn verhandelt worden war, seine etwaige Heirath mit der Tochter des Fabrikbesitzers Hildach. Frau Heidenreich, welche lebhaft eine baldige Verehelichung Adalbert's wünschte, hatte die Sache in Vorschlag gebracht und ihn nicht ganz abgeneigt gefunden, doch war sie noch nicht weiter gediehen. Jetzt aber lenkte der junge Fabrikbesitzer stets ab, sobald die Mutter davon anfing, und die kluge Frau dachte sich still lächelnd ihr Theil, hütete sich aber wohl, nur durch das geringste Anzeichen diese Gedanken zu verrathen.

Nachdem Gertrud soweit hergestellt war, daß sie das Lager verlassen, in den Heidenreich'schen Wohnzimmern erscheinen und an den Mahlzeiten theilnehmen konnte, trat sie nun auch in täglichen persönlichen Verkehr mit dem jungen Fabrikbesitzer. Sie hatte sich anfangs lebhaft dagegen gesträubt, auf Frau Heidenreich's Bitten aber schließlich nachgegeben.

„Warum wollen Sie sich meinem Dank entziehen,

Fräulein Bindemann?" fragte Heidenreich, als sie zum ersten Male im Zimmer erschien.

„O, Sie haben mir nicht zu danken," erwiederte sie erglühend und mit niedergeschlagenen Augen, „im Gegentheil, ich bin Ihnen Dank schuldig. Sie haben mich aus dem vom Feuer bedrohten Saal getragen, ich bin in Ihrem Hause, von Ihrer Frau Mutter gepflegt worden, nicht wie eine Arbeiterin, sondern wie eine Prinzessin."

„Eine in eine Arbeiterin verwünschte Prinzessin," dachte Heidenreich und vermochte die Blicke nicht von dem feinen, bleichen Gesicht des Mädchens zu wenden, aber er sprach es nicht aus, sondern sagte gelassen: „Das ist das Wenigste, was wir für Diejenige thun konnten, deren Geistesgegenwart und Muth uns vor großen Verlusten bewahrt hat."

Frau Heidenreich legte sich in's Mittel. „Regen Sie sich nicht auf, liebe Gertrud," bat sie; „Sie wissen, der Arzt hat das verboten. Kommen Sie jetzt zu Tische, und betrachten Sie meinen Sohn und mich, während Sie bei uns weilen, als Hausgenossen, mit denen man sich auf einen gemüthlichen Fuß stellt."

Es waren köstliche, stille Wochen, welche Gertrud mit der einfachen, aber gebildeten Frau und mit ihrem Sohn verlebte, der ein sehr anerkennenswerthes musikalisches Talent besaß. Jetzt erst kam ihr so recht zum Bewußtsein, daß sie doch, seit sie Arbeiterin geworden, viel entbehrt habe, und daß zwischen ihr und Frau Berner, so lieb sie die wackere Frau hatte, so dankbar sie ihr war und so sehr sie sich über ihr tägliches Kommen freute, dennoch eine weite Kluft liege. Freilich hatte eine solche auch zwischen ihr und der Mutter und den Geschwistern gegähnt; ihre wahre Heimath hatte sie erst hier gefunden — und bang und wehmüthig dachte sie daran, daß sie kein Recht hätte, darin zu weilen, daß sie nur zu bald vertrieben werden würde.

Digitized by Google

Sobald sie genesen, mußte sie zurückkehren zu Frau Berner, in die Fabrik; die gute Alte freute sich schon sehr darauf und sprach täglich davon. War es da nicht besser, sich nicht noch länger zu verwöhnen, sondern sogleich zu thun, was doch geschehen mußte?

Acht Tage vor Weihnachten war sie völlig hergestellt und sprach Frau Heidenreich gegenüber die Absicht aus, nun wieder zu Frau Berner zu ziehen und sich in der Fabrik als gesund zu melden.

„Ei, haben Sie es denn so eilig damit?" fragte die alte Dame lächelnd. „Gefällt es Ihnen gar nicht mehr bei uns?"

„Nur zu gut, Frau Heidenreich, und eben deshalb möchte ich nicht länger bleiben, ich darf mich nicht allzu sehr verwöhnen," gestand sie mit niedergeschlagenen Augen.

„Sie scheinen mir zu den Menschen zu gehören, die so leicht nicht zu verwöhnen sind, liebe Gertrud," war die Antwort, „also können Sie es schon noch acht Tage wagen. Weihnachten verleben Sie noch mit uns, wir feiern da Ihr Genesungs- und hoffentlich noch ein anderes Fest. Nachher wollen wir weiter sehen."

„Noch ein anderes Fest!" Von der Rede der alten Frau war Gertrud nur dies eine Wort zurückgeblieben, und es saß wie ein Stachel in ihrem Herzen. Weihnachten, so hatten ja die Mädchen an dem Nachmittag, an welchem das Feuer ausbrach, erzählt, sollte Herrn Heidenreich's Verlobung gefeiert werden!

Sie hatte, seit sie in der Genesung war, jeden Tag erwartet, Frau Heidenreich, die so vertrauensvoll mit ihr verkehrte, werde ihr etwas darüber sagen, aber diese hatte des bevorstehenden Ereignisses mit keiner Silbe erwähnt; sie hatte sich auch gewundert, daß Herr Heidenreich jeden Abend zu Hause zubrachte und gar nicht zu seiner Braut zu gehen schien; endlich hatte sie sich überredet, es sei Alles nur

Geschwätz gewesen und darüber eine so große Freude empfunden.

Und nun war es doch wahr! Welches andere Fest konnte sonst Frau Heidenreich meinen? Und sie sollte es mitfeiern! O, das war bitter, sehr bitter! Eine glühende Röthe bedeckte Gertrud's Gesicht, als sie sich dieses Selbstbekenntniß machte, sie wußte, was es bedeute, daß sie Adalbert Heidenreich liebe, geliebt habe vom ersten Tage, seitdem sie ihn gesehen!

„O, das ist Wahnsinn!" rief sie, die Hände vor die Augen schlagend. „Ich muß fort — fort. Auch hier bin ich überflüssig!"

6.

In einem großen Saale der Heidenreich'schen Wohnung, der nur bei besonderen festlichen Gelegenheiten geöffnet wurde, waren lange Tafeln mit weißen Tüchern bedeckt; ein von der Mitte der Decke herabhängender vielarmiger Kronleuchter und mehrere Wandleuchter verbreiteten beinahe Tageshelle in dem weiten Raum, und zwei vom Fußboden bis zur Decke reichende schön geschmückte Weihnachtsbäume erfüllten die Luft mit jenem eigenthümlichen Dufte, der aus der Vermischung der Gerüche des Nadelholzes, der brennenden Wachskerzen und des frischen Gebäckes entsteht.

Schon am Nachmittag war für die Kinder der verheiratheten Arbeiter in den Fabrikräumen durch Herrn Heidenreich und seine Mutter eine Weihnachtsbescheerung veranstaltet worden; an dem Aufbau am Abend nahmen die Dienstboten Theil, welche sich, nachdem sie die für sie bestimmten Gaben in Empfang genommen hatten, dankend entfernten.

Es war hergebrachte Sitte, daß erst, nachdem dies vorüber, die Familie und etwa zum Weihnachtsabend eingeladene Freunde einander beschenkten. Gertrud hatte das von Frau Heidenreich erfahren und wartete nun mit laut

pochendem Herzen, daß die Thür sich öffnen, und Heidenreich's Erwählte mit ihren Eltern eintreten sollte.

In der That wurden jetzt die zu einem mäßig großen Nebenzimmer führenden Flügelthüren aufgemacht; ein mit Gaben bedeckter Tisch, ein kleinerer Weihnachtsbaum mit brennenden Kerzen in dessen Mitte, wurde sichtbar, aber keine Gäste erschienen. Der einzige Gast war und blieb Frau Berner, die zur Theilnahme an der Familienbescheerung eingeladen worden war und stolz über diese Auszeichnung sich in ihrem besten Putz eingefunden hatte.

Frau Heidenreich nahm Gertrud bei der Hand und führte sie zu dem für sie bestimmten Platz am Tische, ihr Sohn, Frau Berner und Rosalie Wölfel, die Gesellschafterin, die sich sehr hilfreich und zuvorkommend während Gertrud's Krankheit erwiesen hatte, folgten, und die Letztere nahm sofort mit Dank von den ihr bestimmten Sachen Besitz.

Anders Gertrud, sie stand stumm, weit mehr erschrocken als erfreut vor den vor ihr ausgebreiteten Herrlichkeiten. Da war Stoff zu Kleidern, Spitzen, Garnituren, reizende Schmucksachen, da waren Bücher und Musikalien, ein schönes Winterkostüm mit Barett und Pelzwerk dazu.

Frau Heidenreich und ihr Sohn überließen sie eine Weile sich selbst, während sie ihre Geschenke austauschten und den Dank der ebenfalls wohl bedachten Frau Berner in Empfang nahmen, dann aber trat die Erstere zu dem jungen Mädchen und versetzte lächelnd: „Nun, Gertrud, Sie sagen ja gar nichts, gefällt Ihnen der Aufbau nicht?"

„Frau Heidenreich, das kann nicht Ihr Ernst sein, Sie können mir das nicht schenken wollen!" stammelte Gertrud.

„Doch, doch, liebes Kind. Könnten Sie uns zutrauen, daß wir einen solchen Scherz machten?"

„Aber ich kann — ich kann das nicht annehmen," entgegnete sie. „Sagen Sie, Frau Berner, schickt sich das für eine Arbeiterin?"

Statt der Gefragten nahm Adalbert Heidenreich das Wort: „Sie haben Recht, Fräulein Gertrud, für eine Arbeiterin würde sich das Alles in der That nicht schicken, aber können Sie wirklich glauben, daß ich Sie wieder in der Fabrik arbeiten lasse?"

„Wie, Sie wollen mich nicht wieder einstellen, Herr Heidenreich?" fragte das junge Mädchen erschrocken.

„Ja, ich kündige Ihnen, Ihr Platz am Tische der Frau Berner ist bereis anderweitig besetzt," antwortete er.

„Ueberflüssig, wieder überflüssig!" seufzte sie.

„Nein, das sind Sie nicht, Gertrud," antwortete er und ergriff ihre bebende Hand, „statt des Platzes am Tische in der Fabrik biete ich Ihnen einen Platz in diesem Hause, wenn Sie ihn nur annehmen wollen."

„O, ich soll nun doch die ‚Stütze' von Frau Heidenreich werden!" rief sie. „Wie gern hätte ich diese Stelle früher eingenommen, aber jetzt, nein, jetzt kann ich das nicht. Um meinetwillen soll Fräulein Rosalie nicht den Platz räumen, ich weiß aus eigner Erfahrung, was es heißt, überflüssig zu sein."

Sie sah sich bei diesen Worten nach dem jungen Mädchen um und gewahrte jetzt erst, daß sie mit Heidenreich allein sei; die Anderen hatten leise das Zimmer verlassen.

„Nicht als die Stütze meiner Mutter, sondern als die meinige sollen Sie hier bleiben, als mein geliebtes Weib," flüsterte er, sie näher an sich ziehend, und die Stimme, die so scharf und streng klingen konnte, war jetzt von einer wunderbaren Weichheit und Innigkeit. „Willst Du? O sage ja, mein süßes, mein geliebtes Mädchen." Er blickte ihr mit einem beinahe flehenden Ausdruck in die braunen Augen, die sie in namenloser Ueberraschung zu ihm aufgeschlagen hatte.

„Mich, mich wollen Sie zur Gattin, mich —" stammelte sie.

Digitized by Google

„Dich, einzig und allein Dich und keine Andere auf der Welt," betheuerte er und wollte sie an sich ziehen.

Noch einmal wich sie zurück. „Ja, haben Sie denn nicht eine Braut? Wollten Sie nicht Weihnachten Verlobung mit ihr feiern?"

„Gewiß, das möchte ich, und eine Braut habe ich, wenn Du Dich mir zu eigen gibst, liebe Gertrud. Hast Du mich denn nicht ein wenig lieb?"

„O, sehr, sehr," flüsterte sie, „und schon so lange."

„Vielleicht so lange wie ich Dich," antwortete er, „seit wir uns zuerst gesehen. Ach, Gertrud, ich hochmüthiger Thor habe mich ja gegen diese Liebe gewehrt und Dich schlecht behandelt, während ich nach Deinem Anblick lechzte. Und wer weiß, welch' einen unvernünftigen Schritt ich in meiner Hartnäckigkeit gethan, wenn das Feuer nicht gekommen wäre; seine Gluth hat die Schranke hinweggeschmolzen, die ich zwischen uns aufzurichten gesucht. Als ich Dich in meinen Armen, an meinem Herzen aus dem Saal trug, da wußte ich, daß ich Dich für immer daran festhalten oder unglücklich werden müsse."

Er schloß sie in seine Arme und bedeckte ihr Gesicht mit heißen Küssen.

„Aber Deine Mutter?" fragte sie wieder zaghaft, „will sie die Verstoßene zur Tochter annehmen?"

„Die weiß Alles, komm zu ihr, daß wir uns ihren Segen holen, und ich denke, auch Deine Eltern werden ihn uns nicht versagen."

Er führte sie in den großen Saal, wo Frau Heidenreich sie wortlos, unter Freudenthränen in die Arme schloß; ihr Herzenswunsch war erfüllt, Adalbert heirathete ein gutes, hübsches, braves Mädchen, das er liebte, und von dem er geliebt ward.*)

---

*) Siehe das Titelbild.

Digitized by Google

Desto mehr sprach Frau Berner, nachdem sie sich von ihrem Staunen erholt hatte. Einen solchen Triumph hätte sie sich nie träumen lassen; ihre Pflegetochter die Braut, die Gattin des Fabrikherrn! Es that ihr ordentlich leid, daß morgen kein Arbeitstag war, sie hätte ihren Tisch doch gar zu gern mit der Nachricht überrascht. Ehe sie nun wieder mit den Mädchen zusammenkam, hatten diese die große Neuigkeit bereits erfahren.

„Ich hab's aber doch gewußt, daß die Geschichte nicht von langer Dauer sein wird," sagte sie in aller Freude mit einem Anflug von Traurigkeit. „Ich dachte freilich, der Herr Bürgermeister würde kommen und mir meine Pflegetochter abholen."

„Die bleibe ich doch!" rief Gertrud, „wie reich bin ich jetzt, ich habe zwei Mütter!" sie ergriff mit jeder Hand eine der Hände der beiden Frauen und dabei füllten sich ihre Augen mit Thränen.

„Und es soll meine Aufgabe sein, Deine leibliche Mutter dahin zu bringen, daß sie endlich inne wird, welches Kleinod sie an der — überflüssigen Tochter besitzt," sagte Heidenreich, der ihr die Gedanken von der Stirn las. „Wieder bekommt sie den Schatz freilich nicht, der ist mein und bleibt mein," setzte er jubelnd hinzu und schloß sie wieder in seine Arme. —

Hell klangen die geschliffenen Kelchgläser, in welchen der Champagner perlte, als nun die Weihnachtskarpfen verzehrt wurden, und Frau Berner sich die Ehre ausbat, das Brautpaar hochleben zu lassen.

Als dann Gertrud sich zurückgezogen hatte, und Frau Berner gegangen war, blieb Heidenreich noch bei seiner Mutter, das Herz war ihm zu voll, er mußte sein Glück ausströmen lassen. Lächelnd hörte ihm Frau Heidenreich zu; endlich sagte sie scherzend: „Sieh, lieber Adalbert, man soll doch nichts verreden, Du hast so entschieden erklärt,

ein Mädchen, das in der Fabrik gearbeitet habe, dürfe nie eine andere, höhere Stellung in unserm Hause bekleiden, und nun —"

„Bleibe ich meinem Grundsatz getreu," fiel der Sohn ein; „Gertrud wird in meinem Hause keine Stellung bekleiden, sondern sie wird dessen Herrin sein."

7.

Der Bürgermeister Bindemann in Waldburg war nicht wenig erstaunt, als sich zwei Tage nach Weihnachten der Fabrikbesitzer Adalbert Heidenreich bei ihm melden ließ. Trotz des Machtwortes seiner Frau hatte er doch Gertrud nicht so ganz aus den Augen verloren, um nicht zu wissen, daß dies der Name des Mannes sei, in dessen Fabrik sie Arbeit gefunden hatte, und nun kam der zu ihm. Was hatte das zu bedeuten?

„Sie vermuthen, weshalb ich zu Ihnen komme, Herr Bürgermeister?" begann Heidenreich das Gespräch.

„Wegen meiner Tochter," antwortete Bindemann, ohne auch nur einen Augenblick an die gegen Gertrud ausgesprochene Drohung, sie verleugnen zu wollen, zu denken. „Was ist denn mit dem unglücklichen Mädchen vorgefallen?"

Heidenreich sah die Aufregung des schwachen Mannes. „Ihre Tochter hat sich bei einem Brande, der in meiner Fabrik stattgefunden, verletzt —" fuhr er fort.

„Sie ist todt!" unterbrach ihn der Bürgermeister.

„Nein, nein," versicherte Heidenreich, und schilderte jetzt umständlich den Brand, und wie Gertrud, indem sie den Haupthahn der Gasleitung abgedreht, unabsehbares Unglück verhütet habe, dabei aber selbst zu Schaden gekommen sei.

Der Bürgermeister hörte tief erschüttert zu. „Mein armes, gutes Kind," sagte er leise und tief beschämt. „Sie

ist doch nicht etwa durch Brandwunden entstellt oder gar verkrüppelt?"

„Auch das nicht. Sie ist völlig wieder hergestellt und befindet sich in der Obhut meiner Mutter, die sie während ihrer Krankheit gepflegt hat."

„Gott sei Dank!" rief Bindemann; „aber ich kann es noch nicht glauben. Wenn sich Alles so verhielte, wie Sie sagen, weshalb kämen Sie zu mir?" Er wandte das Gesicht ab; es lag in dieser Frage ein gar zu beschämendes Eingeständniß für ihn.

„Es wäre eigentlich nicht zu viel, wenn ich lediglich in der Absicht hierher gekommen wäre, um den Vater des Mädchens kennen zu lernen, das mir Hab und Gut gerettet hat, und ihm zu sagen, welch' ein Kleinod er an dieser Tochter besitzt," entgegnete Heidenreich sehr höflich, aber jedes Wort fiel wie ein Keulenschlag auf Bindemann's Haupt. „Aber ich muß gestehen, daß ich aus einem eigennützigeren Beweggrunde gekommen bin. Ich möchte Sie um die Hand Ihrer Tochter Gertrud bitten."

„Sie — Sie — wollen Gertrud heirathen!"

„Ich hoffe, Sie haben nichts dagegen einzuwenden," versetzte Heidenreich kühl; „ich bin bereit, Ihnen jede Aufklärung, die Sie wünschen, über meine Verhältnisse zu geben und verlange von Ihnen nichts, als Gertrud. Wir lieben uns; am Weihnachtsabend haben wir uns versprochen."

Jetzt war auch die mühsam aufrecht gehaltene Selbstbeherrschung des Bürgermeisters zu Ende. „Sie wissen Alles, Herr Heidenreich!" rief er. „Sie wissen, daß ich schwer gegen Gertrud gefehlt und alle Rechte auf sie verwirkt habe! Sie hätten nicht nöthig gehabt, zu mir zu kommen und meine Einwilligung nachzusuchen."

„Gertrud wünschte es so. Die Aussöhnung mit ihren Eltern fehlte ihr zu ihrem Glücke; ich habe ihr versprochen,

sie zu bewirken. Darf ich sie ihr bringen? Wollen Sie mich als Schwiegersohn annehmen?"

Da umfaßte ihn Bindemann und drückte ihn an sich. „Mein Sohn, mein Sohn," schluchzte er, „ich danke Ihnen! Machen Sie gut, was ich an Gertrud gesündigt, dann sammeln Sie feurige Kohlen auf mein Haupt."

„Wollen Sie mich jetzt auch zu Ihrer Gattin führen?" fragte Heidenreich.

Der Bürgermeister wurde verlegen. „Sie ist etwas leidend, ich möchte sie vorbereiten, bitte, warten Sie hier eine kurze Zeit, ich komme sehr bald zurück.".

Er komplimentirte den Gast auf das Sopha und entfernte sich.

„Er wagt nicht, mich ihr unvorbereitet zuzuführen, weil er fürchtet, ich könnte Zeuge eines unliebsamen Auftrittes werden," sagte sich Heidenreich; „sie, die eigentliche Schuldige, kommt viel zu glimpflich davon, während der Vater eine schwere halbe Stunde durchgemacht hat. Nun, sei es darum, was diese Frau auch gesündigt, ich will nicht vergessen, daß sie Gertrud das Leben gegeben hat." — —

Er mußte sich daran noch öfter erinnern während der Stunden, welche er im Hause seiner künftigen Schwiegereltern zubrachte. Beim Anblick der daselbst herrschenden Wohlhabenheit wollte wieder ein bitterer Groll in ihm aufsteigen gegen die Eltern, welche Gertrud hinausgestoßen hatten in die Fremde, die ihr das Vaterhaus zu einer solchen Hölle gemacht, daß sie es vorgezogen hatte, Fabrikarbeiterin zu werden.

Er mußte förmlich an sich halten, als nun die Frau Bindemann die Rolle der schwergekränkten, tief beleidigten, aber großmüthig verzeihenden Mutter zu spielen versuchte, sich aber dabei nicht undeutlich merken ließ, daß sie Heidenreich, der dieses Aschenbrödel zu seiner Gattin gewählt habe, für einen recht bedauernswerthen Thoren halte. Die

Frau Bürgermeister gestattete endlich huldvoll, daß Gertrud nach Hause zurückkehre und dort während der Brautzeit bleibe; dazu aber gab Heidenreich seine Zustimmung nicht. Er erklärte kühl, Gertrud würde unter der Obhut seiner Mutter bleiben, aus deren Hand wollte er sie zum Traualtar führen.

Vielleicht war es auch Frau Bindemann im Grunde des Herzens lieber so, denn sie erhob keine ernstlichen Einwendungen, und bewies wenigstens einmal im Leben richtigen Takt, indem sie, als die Hochzeit wenige Monate später gefeiert wurde, unter einem Vorwande zu Hause blieb.

Dagegen kam der Bürgermeister und brachte das jüngste Zwillingspaar mit. Die jungen Mädchen waren jetzt plötzlich von einer großen Zärtlichkeit für die Schwester erfüllt. Ruhte doch in deren Händen der Schlüssel, welcher ihnen die Herrlichkeiten Berlins bei recht häufigen und langen Besuchen erschließen sollte. Die gute Gertrud war, glückselig über die Versöhnung, nur zu gern bereit, ihnen den Eintritt in das geträumte Paradies zu eröffnen, Heidenreich nahm sich aber im Stillen vor, ein wenig den Engel mit dem feurigen Schwerte zu spielen und die Langmuth seiner Frau nicht mißbrauchen zu lassen.

Unter der kleinen Zahl der Hochzeitsgäste befand sich, strahlend vor Stolz und Glückseligkeit, in einem nagelneuen seidenen Kleide und mit einer ebensolchen blumengeschmückten Haube, Frau Berner. Seit Wochen hatte man an ihrem Tisch von diesem überwältigenden Ereigniß gesprochen, und die Vorarbeiterin hatte niemals Stillschweigen geboten. Es gibt Dinge, die so außergewöhnlich sind, daß dagegen auch das strengste Gesetz sich nicht aufrecht erhalten läßt.

Eine Deputation der Arbeiterinnen, vorzüglich aus den früheren Genossinnen des Tisches bestehend, überreichte der Braut am Polterabend einen prächtigen Blumenkorb.

Es erfüllte sämmtliche Frauenherzen, die in der Fabrik schlugen, mit einer stolzen Genugthuung, daß eine der Ihrigen die Gattin des Fabrikbesitzers wurde, gleichzeitig waren sie aber vor Neid und vor der ausschweifenden Hoffnung, daß es nun Jeder von ihnen ebenso ergehen könne, bewahrt durch die Erwägung, daß Gertrud Bindemann doch im Grunde nicht so recht zu ihnen gehört habe.

„Sie hatte trotz alledem etwas Apartes," meinten sie, „und war, so gut sie ihre Sache verstand und so wacker sie sich stets gehalten hat, wenn man es recht nimmt, in der Fabrik überflüssig."

„Ja, ja!" meinte Frau Berner, „es mag sein. Glücklicherweise hat sie jetzt die richtige Stelle gefunden, wo sie nicht überflüssig ist."





Mit dem Lasso.

Aus den Erinnerungen eines Ingenieurs.

Von

Ulr. Myers.

(Nachdruck verboten.)

Im Anfang des Jahres 1873 hielt ich mich in Bremen auf, wohin mich wichtige Verhandlungen gerufen hatten. Ich war seit Jahren in Deutschland, bald hier bald dort, als Ingenieur beim Eisenbahnbau thätig gewesen, hatte Bauleitungen selbst ausgeführt und Staats- und Privatstrecken erbaut. Jetzt war mir ein ehrenvoller Ruf geworden, ich sollte nach Mexiko gehen und dort als Sektionschef einen Theil des neuprojektirten Eisenbahnnetzes bauen. Speziell sollte ich die nördlichen Linien und die Verbindung mit dem Hafen von Matamoros am Golf von Mexiko und dem zukünftigen Kreuzungsort Lerdo herstellen. Zu dem Zwecke sollte ich mir selbst Hilfskräfte in Deutschland engagiren und mir die nöthigen Ingenieure, Feldmesser, Zeichner u. s. w. nach Mexiko mitbringen, wo es außer den gewöhnlichen Arbeitern noch keine brauchbaren Eisenbahntechniker gab. Mexiko hatte erst seit einigen Monaten die erste Eisenbahn, welche von Veracruz nach der Stadt Mexiko führte, im Betriebe, und an dieser verhältnißmäßig kurzen Strecke hatte man rund dreißig Jahre, von 1843 bis 1873, gebaut.

Die Verhandlungen wegen meines Engagements und

der Anwerbung von technischen Hilfskräften wurden durch die mexikanische Gesandtschaft mit der Unterstützung des deutschen Auswärtigen Amtes geführt. Sie waren zu gutem Ende gediehen, ich hatte meinen Kontrakt in der Tasche, und nun ging es an die Anwerbung von Hilfskräften. Das war aber nicht so leicht. In ganz Deutschland herrschte in jener Zeit das Gründungsfieber, und Strousberg unterhielt damals in Berlin ein eigenes Werbebureau, um das nöthige Personal für seine kolossalen Eisenbahnunternehmungen zu beschaffen. Wer eine Stelle suchte, ging also lieber zu Strousberg, als nach Mexiko, und so war ich im Allgemeinen auf Leute angewiesen, die recht viel guten Willen — so behaupteten sie wenigstens Alle — aber nur sehr wenig Kenntnisse hatten. Die meisten Bewerber waren verkrachte Existenzen, die irgendwo unterkommen wollten und in ihrer Verzweiflung bereit waren, nicht nur in die mexikanische Wildniß, sondern, wenn es sein mußte, selbst nach dem Monde zu gehen.

Die Liste der noch zu Engagirenden wies noch bedeutende Lücken auf, und doch mußte sie bald kompletirt werden, denn in vierzehn Tagen sollte ich mit meinem Generalstab mich nach Veracruz einschiffen.

In meinem Vorzimmer im Hotel drängten sich wieder an einem Vormittag eine Menge von Bewerbern, von denen ich schon mindestens ein Dutzend empfangen und geprüft hatte, ohne auch nur einen Einzigen engagiren zu können. Der Nächste, der bei mir eintrat, war eine Erscheinung, die Jedermann auffallen mußte. Eine hohe Gestalt, kräftig und doch schlank, ganz hellblondes gekräuseltes Kopfhaar, ein auffallend langer, hellblonder Schnurrbart, ein sehr feines ovales Gesicht, in dem ein paar dunkelblauer Augen blitzten, ließen in diesem Manne das Urbild eines der norddeutschen Adeligen erkennen.

„Mein Name ist Nagel," sagte der Eintretende. „Ich

bringe eine Empfehlung des mexikanischen Geschäftsträgers, der es Ihnen anheimstellt, mich für den Eisenbahnbau zu engagiren, wenn Sie glauben, mich verwenden zu können."

„Sie sind Ingenieur?" fragte ich.

„Nein!" lautete die Antwort, „aber ich verstehe ziemlich viele Dinge, die man da drüben verwenden kann. Ich zeichne Pläne und Karten, verstehe viel von Mathematik, vom Feldmessen, aber auch von Erdarbeiten, habe Kenntnisse in der metallurgischen Technik, außerdem beherrsche ich mit voller Sicherheit die französische, englische und spanische Sprache. Ich bin allerdings noch nie bei einem Eisenbahnbau beschäftigt gewesen, aber da ich guten Willen mitbringe, und Sie sich auf getreue Pflichterfüllung verlassen können, so habe ich geglaubt, Ihnen meine Dienste anbieten zu dürfen."

„Was waren Sie bis jetzt?" fragte ich.

Herr Nagel schien nicht besonders von dieser Frage erbaut zu sein. Er sah mich lange fragend an und sagte dann: „Auf die Gefahr hin, um das Engagement bei Ihnen zu kommen, muß ich Ihnen darüber Auskunft verweigern, weil ich auf andere Leute Rücksicht zu nehmen habe. Ich war in einer sehr geachteten Stellung, die ich durch eine Verkettung von ungünstigen Umständen aufgeben mußte. Ich bin gezwungen, ein neues Leben anzufangen. Ich bin ein ehrlicher Mann, und wenn Sie mich engagiren, werden Sie es nicht bedauern, aber Erkundigungen können Sie über mich nicht einziehen, denn der Name, den ich jetzt trage, ist nicht mein gewöhnlicher, wenn ich auch ein volles Recht auf denselben habe."

Trotz seiner geheimnißvollen Art gefiel mir dieser Mann, ich glaubte mich nicht zu täuschen, wenn ich ihn für einen bisherigen Offizier, wahrscheinlich von der Artillerie hielt, der durch irgend welche widrige Zufälle gezwungen worden war, seinen Abschied zu nehmen.

Eine halbe Stunde später verließ mich Herr Nagel mit dem Kontrakt in der Tasche und der Aufforderung, nach dreizehn Tagen sich bei mir zur Mitfahrt nach Veracruz zu melden.

Die beiden nächsten Wochen vergingen schnell, und eines schönen Tages fuhren wir, im Ganzen zwanzig Mann stark, mit der Eisenbahn nach Wien, von dort nach Mailand und dann nach Genua, wo wir uns auf einem italienischen Dampfer nach Veracruz einschiffen wollten. Ich hatte im Ganzen nur sechs wirkliche Ingenieure, die im Eisenbahnbau thätig gewesen waren, dann sechs Zeichner, die im Bureau und als Unterchefs verwendet werden konnten; die Anderen waren lauter Leute von der Art des Herrn Nagel, die man verwenden konnte, wenn sie erst eine Zeit lang praktisch angelernt worden waren, die aber Sprachkenntnisse und die nöthige Energie besaßen, um sich den mexikanischen Arbeitern gegenüber Respekt zu verschaffen.

Die Ueberfahrt, die mehrere Wochen dauerte, gab mir Gelegenheit, die Leute näher zu beobachten, die für die nächsten Jahre meine Stütze und Hilfe sein sollten, und ich war im Allgemeinen mit dem Resultate meiner Beobachtungen zufrieden.

Wohlthuend fiel mir namentlich Nagel auf, der in seinem ganzen Auftreten den vollendeten Kavalier zeigte und doch sich außerordentliche Zurückhaltung auferlegte. Die Schiffsgesellschaft in der Kajüte, insbesondere die Damen, schienen die gesellschaftliche Befähigung Nagel's sehr bald entdeckt zu haben, und er hätte in der Gesellschaft, die während der Reise wie eine große Familie mit einander verkehrte, die erste Rolle spielen können, wenn er es nicht vorgezogen hätte, im Hintergrunde zu bleiben. Mit seinen Kollegen verkehrte er in freundlicher, aber sehr gemessener Weise, mir gegenüber beobachtete er eine respektvolle Zurückhaltung.

Digitized by Google

Wir kamen in der günstigsten Jahreszeit in Veracruz an und gingen mit der neuen Eisenbahn sofort nach der Hauptstadt Mexiko, um mit den Behörden zu verhandeln und den Plan für die Bauarbeiten festzustellen. Vier Wochen später waren wir schon in voller Thätigkeit, wenn diese auch nicht eine so energische sein konnte, wie ich gehofft hatte. Man mußte eben mit den Landesverhältnissen rechnen.

Wir begannen die Strecke an sechs Punkten zugleich zu bauen. Jeder meiner Ingenieure wurde mit einem kleinen Stabe von Zeichnern und Aufsehern Chef einer Bausektion und gleichzeitig eines Lagers, in welchem die Indios, d. h. die angeworbenen eingeborenen Arbeiter, hausten. Für Verproviantirung wurde gesorgt, was um so leichter war, als überall Estancieros, d. h. Viehzüchter lebten, die sich verpflichteten, gegen gute Bezahlung den einzelnen Lagern frisches Fleisch und andere Lebensmittel zu liefern. Der mexikanische Indianer ist außerordentlich genügsam, und seine Bedürfnißlosigkeit wird nur noch von seiner Faulheit übertroffen, gegen die man energische Maßregeln ergreifen muß. Außer der Faulheit liebt der Indio noch leidenschaftlich den Pulque, ein berauschendes Getränk, das aus dem Safte der Agave bereitet wird. Aber auch dieses edle Getränk brauchten die Indianer nicht zu entbehren. In jedem Lager oder in dessen Nähe entstanden Schänken, in denen spekulative Mexikaner, meist aus der Hauptstadt, die G stwirthschaft betrieben.

Ich nahm mein Hauptquartier in Camargo, einige Meilen vom Fuße der von Nord nach Süd streichenden Gebirgskette der Sierra Madre, nicht weit von der Stadt Chihuahua entfernt, wo sich unsere nördlichste Bausektion befand. Zu meinem Stabe gehörte Nagel, und ich hatte es in der That nie zu bedauern, ihn engagirt zu haben. Nagel war zurückhaltend, aber von einer rastlosen Thätig-

keit. Seine Kenntniß der spanischen Sprache leistete mir außerordentliche Dienste, sein persönliches Auftreten imponirte den Indianern, wie den reichen Mexikanern sein Reiten und seine gesellschaftlichen Talente. Wenn bei einer der Sektionen etwas nicht in Ordnung war, und die Meldung davon bei mir einlief, so brauchte ich nicht mein Standquartier zu verlassen, was immer Störungen und Behinderungen im Baubetriebe gegeben hätte, sondern nur Nagel mit Vollmachten zu entsenden. Er brachte Alles in Ordnung. Er war gleich gewandt in der Behandlung der Indianer, wie der europäischen Beamten, die auch nicht immer untereinander Frieden hielten, der Estancieros und der anderen Lieferanten, der Kneipwirthe, wie der Regierungsvertreter — kurz, er war wirklich meine „rechte Hand".

Wir führten natürlich ein ziemlich einsames und arbeitsreiches Leben, indeß fehlte es uns auch nicht gänzlich an Zerstreuungen. Wir machten Ausflüge in die Gebirge, mit denen Jagdparthien verbunden waren. Auch Bekanntschaften knüpften wir an, nicht nur mit unseren Lieferanten, sondern auch mit anderen Grundbesitzern der Umgegend, die natürlich alle Viehzüchter im Großen waren.

Die Mexikaner zeigten sich, wie alle spanischen Abkömmlinge, in der ersten Zeit zwar sehr zurückhaltend, nachdem sie aber erst eingesehen hatten, daß wir kein hergelaufenes Gesindel, sondern anständige Leute waren, wurden sie zutraulicher, und bald öffneten sich uns einige gastfreie Häuser, in denen wir den lang vermißten Familienverkehr pflegen konnten.

Wenn ich hier „wir" sage, so meine ich besonders Nagel und mich.

Das Haus, das uns das meiste Entgegenkommen zeigte, war das des Nicola da Venta. Allerdings herrschte hier viel Vorliebe für europäisches Wesen, wenn auch nicht für

Deutschland, sondern vielmehr für Paris. Nicola und seine Gattin Mercedes hatten wiederholte Reisen nach Paris gemacht. Ihre ganze Einrichtung in der Villa, die sie auf ihrem Riesengute bewohnten, stammte aus Paris. Der einzige Sohn studirte augenblicklich in Paris Medicin, die Frau des Hauses und die sechzehnjährige Tochter Henrietta trugen nur Pariser Kostüme. Die Leute besaßen jedenfalls ein riesiges Vermögen, das sich durch den Bau der Bahn noch vermehrte, weil dadurch die Grundstücke bedeutend werthvoller wurden, und der Absatz der Produkte, besonders von Schlachtvieh, sich außerordentlich hob.

Nicola da Venta theilte mir sogar eines Tages mit, er gedenke nach Fertigstellung der Bahnlinie auf seinen Gütern große Schlächtereien zu errichten, um deren Produkte, wie Fleischextrakt, Büchsen- und Pökelfleisch, nach den Hafenorten zu schaffen und nach Europa zu exportiren.

Dieses Projekt zeigte so viel Unternehmungsgeist und so viele geschäftliche Energie, die man sonst an dem Mexikaner meist vermißt, daß ich mein Erstaunen darüber unverhohlen Nagel gegenüber aussprach. Dieser gestand, daß er den Estanciero auf diese Gedanken gebracht habe.

Unwillkürlich mußte ich lächeln, wenn ich daran dachte, wie werthvoll Nagel's Persönlichkeit für das Haus des Estanciero geworden war.

Mit dem Hausherrn besprach er geschäftliche Projekte, mit der Hausfrau pflegte er Unterhaltung in französischer Sprache und trieb mit ihr und der Tochter zusammen Lektüre, außerdem entzückte er die gesammte Familie durch seinen vortrefflichen geschulten Gesang deutscher, französischer, englischer und spanischer Lieder und durch sein vollendetes Spiel auf dem französischen Flügelinstrument, das bis zu seiner Ankunft keines der Familienmitglieder so zu beherrschen und zu verwenden gewußt hatte. Dabei blieb er im Dienst gleich unermüdlich, vernachlässigte auch

die anderen Bekanntschaften nicht, zu denen insbesondere die Soromenhos mit drei heirathsfähigen Töchtern gehörten, und in meinem Innersten konnte ich diesem Manne meine Anerkennung und Bewunderung nicht versagen. —

Wieder gingen einige Monate in das Land, unsere Bahnbauten schritten vorwärts, wenn auch nicht so rasch, wie wir gehofft hatten, und die Stunde mußte auch für uns kommen, in der wir aus der Nähe von Camargo scheiden sollten, um unser Hauptquartier wegen des Vorrückens der fertig gestellten Linien an eine andere Stelle zu verlegen. Es lag in meiner Absicht, jetzt nach dem Süden zu gehen und zwar in die Nähe von Guadalajara, um den Bau der Zweigbahnen nach den Häfen des Großen Oceans zu überwachen.

Ungefähr vier Wochen vor unserer Abreise aus der Gegend von Camargo kam Nicola da Venta selbst an einem Wochentage zu mir nach meinem Bureau geritten und überbrachte mir in seinem Namen und einer Anzahl anderer Familien eine Einladung, durch die man uns eine ganz besondere Ehre erweisen und uns gleichzeitig mit verschiedenen Eigenthümlichkeiten des Landes bekannt machen wollte. Es handelte sich um einen gemeinsamen Ausflug zu Pferde in die Vorberge der Sierra Madre. Dort sollte ein Aufenthalt von einer Woche genommen werden, um ein höchst originelles, gemeinsames Lagerleben zu führen, bei welchem Gesellschaften, musikalische Unterhaltungen, Schmausereien, Spiele, Jagd, Ausflüge in das Hochgebirge und zu einzelnen landschaftlich besonderes interessanten Punkten den Hauptgegenstand des Programms bilden sollten.

Wir zögerten natürlich nicht einen Augenblick, die Einladung anzunehmen, beriethen die Dispositionen, die wir zu treffen hatten, um uns für den Baubetrieb für so lange Zeit Beide entbehrlich zu machen, und gaben endlich Señor

Don Nicola den Zeitpunkt an, für welchen wir ohne Schwierigkeit die Einladung annehmen konnten.

Trotzdem noch fast zwei Wochen bis zur Beziehung des Vergnügungslagers vergehen sollten, wurden doch sofort ganze Karawanen von Arbeitern und lastentragenden Maulthieren nach dem Lagerplatze geschickt, um dort die Vorbereitungen für unseren Empfang zu treffen. Der Reichthum unserer Gastgeber und die verhältnißmäßige Billigkeit von Arbeitskräften gestatteten ihnen ja, sich ganze Schaaren von Dienern das ganze Jahr über zu halten.

— — — — — — — — — — — —

Der Morgen, der zur Abreise nach dem Gesellschaftslager bestimmt war, kam, und Alles versammelte sich auf der Hacienda Nicola da Venta's hoch zu Roß, denn man kannte in jener Gegend bisher keine andere Art zu reisen, und erst die von uns gebaute Eisenbahn sollte für gewisse Strecken Wandel schaffen. Selbst die älteren Damen, die, wie alle Kreolinnen von gewissem Alter, sehr wohlbeleibt und etwas schwerfällig waren, schwangen sich mit Hilfe kräftiger Arme in den Sattel, und gefolgt von einer Schaar berittener Diener und Dienerinnen und einer Karawane beladener Maulthiere, setzten wir uns bei Sonnenaufgang dem Gebirge zu in Bewegung. Wir waren, abgesehen von der Dienerschaft, zwanzig Personen. Außer Nicola mit seiner Familie, die gesammte Familie Soromenho, dann eine Anzahl älterer Señors und Señoritas und auch eine Zahl jüngerer Herren, die anscheinend das belebende Element in der Gesellschaft darstellen sollten, aber nicht viel Talente dafür mitzubringen schienen. Es waren fast ausnahmslos Söhne von reichen Viehzüchtern, die nur wenig Schliff hatten, da sie kaum einige Jahre in größeren Städten eine bessere Schule besucht hatten und in ihrer Jugend mit den väterlichen Hirten, den Gauchos, aufgewachsen waren. Trotzdem besaßen Alle



einen gemeinsamen Zug außerordentlichen Stolzes, den noch nicht Lebensklugheit und Erfahrung, wie bei ihren Vätern, gemildert hatte. Jeder dieser jungen Burschen hielt sich für einen unverfälschten Nachkömmling der alten spanischen Hidalgos, die unter Cortez als Eroberer nach Mexiko gekommen waren.

Der Ritt bis zum Lager dauerte zwei Tage, für die denkbar größte Bequemlichkeit war aber gesorgt.

Wir ritten in einen herrlichen Oktobertag hinein, die trockene Jahreszeit hatte für diesen Theil Mexikos begonnen. Nach der langen Nässe prangte die Landschaft im herrlichsten Schmucke des Grüns und buntschillernder Farben. Wir ritten fast den ganzen Vormittag und kamen dann an eine Stelle, wo voraufgeschickte Dienerschaft uns erwartete und uns das bereits fertig gestellte Frühstück darreichte. Dann folgte unter schattigen Bäumen eine Siesta, und dann ging es wieder in den Sattel, um vor Abend die Stelle zu erreichen, an der wir übernachten sollten. Dort fanden wir Zelte mit Matratzen und Decken vor.

Bei dem Nachmittagsmarsch hatte ich die Beobachtung gemacht, daß offenbar geheime Beziehungen zwischen Nagel und Henrietta da Venta bestanden. Sie ritten fast immer nebeneinander und wurden sie getrennt, so suchten sie wieder zusammen zu kommen. Ich sah Blicke, die sie wechselten, ich sah das Erröthen Henrietta's und das blitzartige Aufleuchten in den blauen Augen Nagel's, und ich hätte nicht ein scharf beobachtender alter Junggeselle sein müssen, um nicht zu begreifen, daß hier ein Liebeshandel sich angesponnen hatte.

Wo hatte ich nur bisher meine Augen gehabt, um das nicht früher zu erkennen! Ob freilich dieses heimliche Verhältniß vor den Augen des Señor Don Nicola da Venta Gnade finden würde, war sehr zu bezweifeln. Wenn

er es auch uns nicht so auffällig zeigte, war der Mexikaner doch sehr stolz auf seine Abstammung, auf seinen Reichthum und auf seine Geburt als Mexikaner, der auf jeden Fremden mit ein wenig Verachtung herabsieht.

Nun, mich ging die Sache ja nichts an, und Nagel war gewiß der Mann dazu, seine eigenen Angelegenheiten zu vertreten.

Am nächsten Morgen ging es weiter in die Berge hinein. Ich setzte meine Beobachtungen fort und wußte gegen Mittag, daß nicht nur Señorita Henrietta an meinem Kollegen Nagel besonderes Gefallen fand, sondern anscheinend auch die drei Señoritas Soromenho, in deren Haus Nagel viel verkehrte. Sollte mein werther Herr Assistent und Berufsgenosse ein Don Juan sein, der allen Kreolinnen, denen er begegnete, die Köpfe verdrehte? Er war mir zu ernst und ein wenig zu selbstbewußt für derartige Streiche. Als wir am Nachmittag weiterritten, entdeckte ich ein neues Moment in dem heimlichen Liebesroman, den ich seit gestern beobachtete. Einer der jüngeren Mexikaner, Joaquim da Trinidade, ein Viehzüchterssohn, der erst seit kurzer Zeit aus der Hauptstadt Mexiko nach dem väterlichen Gute zurückgekehrt war, machte Henrietta ebenfalls sehr stark den Hof. Mich berührte das unangenehm. Ich fürchtete, es möchte bei der hitzigen Natur der Mexikaner zu unliebsamen Auftritten kommen.

Am Abend des zweiten Reisetages kamen wir in unserem Lager an. Dasselbe befand sich auf einer großen Waldblöße, deren Mitte ein kleiner See einnahm. Hier war eine Anzahl von hölzernen Blockhäusern aufgeschlagen und sogar mit Möbeln versehen worden, es fehlte nicht eine besondere Küche, ein Keller, ein großes Gesellschaftshaus, in dem sogar ein Pianino stand, eine Art Trinkhalle für die Herren, Schuppen für Jagdgeräthschaften und Sattelzeug, Unterkunft für die zahlreichen Pferde und

Maulthiere, kurzum eine kleine Stadt war hier mitten in die Wildniß hineingezaubert worden.

Wir gingen am Abend unserer Ankunft zeitig zur Ruhe, am nächsten Morgen wurde uns mitgetheilt, daß jeder Anwesende Herr seiner Zeit sei und thun und lassen könne, was er wolle. Pferde, Führer und Diener mit Proviant standen denjenigen zur Verfügung, die auf die Jagd gehen oder größere Ausflüge machen wollten. Man erwartete jedoch, daß Jeder am Abend zurückkehrte, um an der gemeinsamen Hauptmahlzeit des Tages Theil zu nehmen und sich an der „Tertullia", der großen Abendunterhaltung zu betheiligen.

Diese Abendunterhaltungen wurden durch Scherz, Geplauder, Gesang, Musik und Tanz verherrlicht, und wenn sich die Damen zurückgezogen hatten, dann blieben die Herren noch zusammen sitzen, um zu trinken, zu rauchen und zu spielen.

So vergingen einige Tage, in denen wir eine Art von Schlaraffenleben führten. Meine Beobachtungen Nagel's und Henrietta's ergaben nichts Neues, wohl aber kam es mir vor, als entstehe bei den jungen Männern des Lagers allmälig eine tiefe Mißstimmung gegen Nagel, der sie in allen Beziehungen ausstach und neben dem sie gesellschaftlich eine recht geringe Rolle spielten. Besonders Joaquim da Trinidade fing an, gegen Nagel sehr unliebenswürdig zu werden. Ich hielt es für meine Pflicht, meinen Landsmann aufmerksam zu machen. Er lächelte, als ich eine diesbezügliche Andeutung machte, dann sagte er in seiner ruhigen und überlegenen Weise:

„Ich merke schon seit einigen Tagen, daß etwas im Werke ist, kann Sie aber beruhigen. Ich werde so zurückhaltend sein als nur möglich, um die Gesellschaft nicht zu stören. Sollte dieser junge Viehtreiber gar zu dreist werden, so behalte ich mir vor, mit ihm später abzurechnen."

Diese Worte beruhigten mich. Ich hatte eben nicht mit der mexikanischen Leidenschaftlichkeit gerechnet!

Es war am Abend des nächsten Tages. Wir Herren saßen, nachdem sich die Damen in ihre Blockhütten zurückgezogen hatten, noch zusammen und lagen der üblichen Unterhaltung ob. Ich befand mich in einem eifrigen Gespräch mit unserem Gastgeber Nicola da Venta, als plötzlich lauter Wortwechsel uns aufschreckte. Derselbe kam von dem Tische her, an dem gespielt wurde. Dem Wortwechsel folgte Tumult und Geschrei, und als wir erschreckt hinzusprangen, sahen wir, daß Nagel Joaquim da Trinidade gefaßt hatte und ihm einen heftigen Schlag in's Gesicht versetzte. Die jüngeren Mexikaner drangen jetzt alle auf Nagel ein, der indeß einen Stuhl ergriff und sich in Vertheidigungsstellung setzte. Sein Gesicht sah fürchterlich aus, seine blauen Augen brannten in dunkler Gluth, man sah es ihm an, daß der nächste Gegner, der ihn anzugreifen wagte, von ihm zu Boden geschmettert werden würde.

Don Nicola da Venta im Verein mit den älteren Herren schaffte endlich Ruhe. Er machte seine Autorität als Gastgeber geltend und forderte die Anwesenden auf, den Thatbestand festzustellen. Es wurde darauf von dem einsichtigeren Theile der Gesellschaft konstatirt, daß Joaquim schon seit einer Reihe von Tagen sich herausfordernd gegen Nagel betragen habe; an diesem Abend endlich hatte er während des Karte spiels laut und öffentlich den Vorwurf des Falschspielens gegen Nagel erhoben. Letzterer forderte jetzt vor Allem eine genaue Untersuchung des Falles, an den sich der Vorwurf knüpfte, und es wurde konstatirt, daß allerdings ein Versehen vorgekommen sei, aber nicht von Seiten Nagel's, sondern von Seiten Joaquim's. Nagel erklärte darauf, daß es ihm außerordentlich leid thue, zu einer roh erscheinenden Handlungsweise gezwungen gewesen

zu sein, er wäre indeß bereit, sich seinem Gegner in ritterlicher Weise zu stellen, und ihm mit der Waffe in der Hand Genugthuung zu leisten. Er habe gemerkt, daß besonders die jüngeren Herren in der Gesellschaft einen gewissen Stolz auf ihre Abstammung zur Schau trügen, er sei ihnen aber zum Mindesten ebenbürtig als ehemaliger deutscher Offizier und Abkömmling eines der ältesten Grafengeschlechter, nämlich der Grafen Nagel v. Eisenhardt. Ein unglückliches Duell mit einem Vorgesetzten habe ihn gezwungen, seinen Abschied zu nehmen, den er in allen Ehren erhalten habe.

Er überreichte mir aus seinem Portefeuille diesen Abschied und forderte mich als seinen Landsmann auf, das Dokument den Versammelten in spanischer Uebersetzung vorzulesen.

Ich kam natürlich der Aufforderung nach, und die Wirkung war eine ganz außerordentliche. Vor der deutschen Armee hatte man nach dem soeben beendeten siegreichen Feldzuge gegen Frankreich, trotz aller Sympathien für das letztere, allen Respekt. Dann gilt Herkommen aus vornehmer Familie nirgends so viel, wie gerade in den amerikanischen Republiken, trotz ihrer demokratischen Institutionen. Die Art und Weise, wie der Graf seinem Gegner jetzt Genugthuung mit der Waffe anbot, verfehlte auch nicht, günstigen Eindruck zu machen, zumal die Beleidigung, die Joaquim angethan worden war, nach mexikanischen Begriffen eine von denen war, die nur durch Blut gesühnt werden konnte, sei es im Duell oder durch Ermordung des Gegners. —

Es war Mitternacht, der Vollmond stand in herrlichster Klarheit am Himmel, als wir in aller Stille, um nicht die schlafenden Damen zu stören, aus dem Lager aufbrachen. Das Duell zwischen Joaquim und Graf Eisenhardt sollte sofort noch in der Nacht zum Austrag gebracht werden,

und die Bedingungen waren echt mexikanisch. Die Gegner sollten zu Pferde sein und in jeder beliebigen Gangart auf einander losreiten dürfen, Joaquim bewaffnet mit der fürchterlichen Wurfschlinge der mexikanischen Hirten, der Rinta, die man in Deutschland unter dem Namen „Lasso" kennt und die in sicherer Hand dazu dient, den Gegner einzufangen, aus dem Sattel zu reißen und bis zum Tode über Stock und Stein zu schleifen. Eisenhardt sollte einen sechsläufigen geladenen Revolver erhalten und das Recht, damit aus beliebiger Entfernung auf den Gegner zu schießen. Daß er sich wegen des Lassos nicht zu nahe an den Feind heranwagen durfte, war selbstverständlich; das Schießen mit einem Revolver ist an und für sich schon unsicher und wird es noch mehr, wenn man dabei zu Pferde ist, Graf Nagel v. Eisenhardt war also bei diesem Duell, das nur mit dem Tode oder doch der absoluten Kampfunfähigkeit eines Gegners enden sollte, entschieden im Nachtheil. Ich sagte ihm dies auch, er lächelte aber mit der kühlen Ruhe, die ich an ihm gewohnt war, und erklärte:

„Ich kann nicht zurück, die Leute würden das für Feigheit halten. Bitte, nehmen Sie diese Papiere an sich. Falls ich fallen sollte, senden Sie dieselben nach Deutschland an die angegebene Adresse. Nehmen Sie besten Dank für alle Liebenswürdigkeiten, die Sie an mich verschwendeten."

Als wir dem Kampfplatz nahten, war mir das Herz so schwer, wie selten in meinem Leben, ich ahnte, daß wir vor einer Katastrophe ständen, deren Opfer mein Landsmann werden würde, den ich aufrichtig achten und schätzen gelernt hatte.

Auf einer mächtigen Waldblöße wurde Halt gemacht. Es war fast tageshell. Die Sekundanten bezeichneten die Plätze der Gegner in der Mitte der Lichtung, während wir Zeugen uns ringsum am Rande des Hochwaldes ver-

theilten. Die Gegner wurden mitten auf dem Platze einander gegenüber so aufgestellt, daß die sich zugewendeten Köpfe der Pferde sich fast berührten, auf ein gegebenes Signal sollten sie in schärfster Gangart dicht aneinander vorüberreiten, dann nach dreißig Galopsprüngen die Pferde herumreißen und auf einander losjagen. Erst in diesem Augenblicke durften die Feindseligkeiten beginnen.

In lautloser Stille standen sich die Gegner gegenüber: die hohe Gestalt des Grafen, in dunklem Anzug, den Revolver in der Rechten, die kleine, schmächtige Gestalt Joaquim's in bunter mexikanischer Gewandung, den zusammengewickelten Lasso mit der verderbenbringenden Schlinge in der rechten Hand. Der Riemen des ungefähr dreißig Fuß langen Lassos war mit seinem unteren Ende an einem Ringe des Sattelknopfes befestigt, so daß die ganze Kraft des Pferdes auf die Schlinge wirken mußte, wenn sie erst den Gegner eingefangen hatte.

Ein gellender Ruf erschallte. Es war das Zeichen zum Beginn des Zweikampfes. Dicht aneinander jagten die Gegner vorüber, man hörte indeß auf der weichen Grasnarbe des Waldbodens kaum den Schlag der Hufe.

Fast gleichzeitig rissen sie die Pferde herum und jagten aufeinander los. Graf Eisenhardt lag ganz auf dem Hals des Pferdes, man sah seinen Revolver hinter dem Pferdehals hervor im Mondenstrahle blitzen. Joaquim stand in den Steigbügeln und ließ den Lasso über seinem Kopfe kreisen. Als die Feinde auf gleicher Höhe mit einander waren, fiel der erste Schuß aus dem Revolver, ohne den Mexikaner zu treffen. Dieser warf aber auch seinen Lasso nicht, da er kein richtiges Ziel hatte. Wieder rissen die Duellanten die Pferde herum und sprengten auf einander los, Graf Eisenhardt hob sich plötzlich in den Bügeln und feuerte rasch zwei Schüsse auf Joaquim ab, dieser schrie laut auf, ein Schuß hatte den linken Oberarm getroffen.

Digitized by Google

In dem Augenblicke, in dem er ihn erhielt, hatte er seinen Lasso geworfen, aber nur einen Arm Eisenhardt's mit demselben erreicht. Dieser vermochte die gefährliche Schlinge abzustreifen, aber Joaquim gelang es, mit dem unverletzten rechten Arm schnell den Lasso einzuziehen. Ehe er ihn aber noch zum erneuten Wurfe fertig gemacht hatte, sprengte Graf Eisenhardt mit erhobenem Revolver auf ihn los, um ihn aus dem Sattel zu schießen. Joaquim's Leben war in diesem Augenblicke keinen Centavo werth.

Der Graf hob den Revolver, um den tödtlichen Schuß aus nächster Nähe abzugeben, als sein Pferd plötzlich strauchelte und in die Kniee sank. Der Schuß ging fehl, ehe aber der Graf noch sein Pferd wieder emporgerissen hatte, sauste der Lasso Joaquim's durch die Luft und fiel über Kopf und Schulter des Gegners. Joaquim warf sein Pferd herum und trieb es mit einem gellenden Schrei zu vollster Gangart an, der Körper des Grafen wurde aus dem Sattel gerissen, flog in weitem Bogen auf den Rasen und wurde dann über den Boden geschleift. Joaquim jagte auf das hohe Holz zu, an dessen Stämmen der geschleifte Körper zerschmettert werden mußte. Graf Eisenhardt war verloren. Niemand konnte ihm helfen, der Sieg war Joaquim zugefallen!

Unmittelbar vor den hochragenden Stämmen befand sich das Pferd Joaquim's, als es sich hoch aufbäumte. Ein Schuß krachte — Roß und Reiter wälzten sich am Boden. Aus dem Dunkel des Waldesschattens trat mit der Flinte in der Hand Henrietta und eilte auf den blutenden, leblosen Körper des Grafen zu, über den sie sich mit einem gellenden Schrei warf.

— — — — — — — — — — — — —

Trotzdem unser nächtlicher Aufbruch vom Lager zum Kampfplatz in aller Heimlichkeit erfolgt war, wußte doch die Dienerschaft darum, und eine vertraute Dienerin, die

wohl von der Neigung ihrer Gebieterin zu dem Deutschen Kenntniß erhalten, hatte Henrietta geweckt, um ihr mitzutheilen, was im Werke sei. Henrietta kleidete sich an, nahm eine geladene Flinte zur Hand, um in der Nacht nicht schutzlos zu sein, warf sich auf ein ungesatteltes Pferd und sprengte in der Richtung davon, in der wir fortgeritten waren. Sie hörte bald die Schüsse krachen und kam in dem Augenblicke an, in welchem sich die Entscheidung vollzog.

Henrietta sprang aus dem Sattel und sah zuerst wie gelähmt vor Schreck das Unglück des Geliebten. Dann that das muthige Mädchen das Einzige, was zur Rettung des Grafen gethan werden konnte, sie schoß aus unmittelbarer Nähe das Pferd Joaquim's nieder und brachte es zu sofortigem Falle. Keiner der anwesenden Männer hätte es wagen dürfen, in dieser Weise in den Zweikampf einzugreifen, ohne sich schwerer Ahndung seines Frevels durch die Freunde Joaquim's zu versehen, gegen die Dame, die den Geliebten rettete, konnte man natürlich keinen strafenden Schritt thun.

Am nächsten Tage war es im Lager recht still. Es waren zwei Verwundete da; Joaquim mit durchschossenem Arm, Graf Eisenhardt mit verstauchtem Fuß, einem gebrochenen Schlüsselbeine, zahlreichen blutenden Rißwunden am ganzen Körper, und einer durch den Sturz aus dem Sattel herbeigeführten Gehirnerschütterung. Noch zwei und einen halben Tag voll Bangigkeit mußten wir zubringen, ehe die herbeigeholte ärztliche Hilfe eintraf. Graf Eisenhardt wurde für nicht transportabel erklärt, aber seine Verletzungen nicht für tödtliche. Joaquim konnte nach Anlegung eines ordentlichen Verbandes heimreiten.

Ich verließ am nächsten Tage das Lager, um meinen Dienst wieder aufzunehmen, ich wußte ja meinen Lands-

mann in der besten Pflege. Den schwersten Verlust bei der ganzen Sache hatte ich eigentlich, denn ich verlor meinen besten Arbeitsgehilfen, selbst wenn Graf Nagel v. Eisenhardt genas. —

Er lag mehrere Monate krank, und bevor ich ihn wiedersehen konnte, verging fast ein Jahr.

Ich fand ihn als Gatten Henrietta's und Geschäftstheilhaber seines Schwiegervaters Nicola da Venta. Ich fand sogar in seinem Hause Señor Joaquim da Trinidade als Gast und versöhnten Gegner und zugleich als Gatten der jüngsten Tochter Soromenho's.

Einige Wochen blieb ich bei den Neuvermählten, um dann Abschied auf Nimmerwiedersehen zu nehmen, da ich bald darauf wegen eines klimatischen Fiebers nach Europa zurückkehren mußte. Hoffentlich geht es ihnen heute noch wohl.





Im „nordischen Palmyra“.

Erinnerungen an St. Petersburg und seine Umgebung.

Von

Adrian Trübner.

Mit 10 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

Nach einem russischen Sprichworte wird Nowgorod der Vater des Zarenreiches geheißen, Kiew die Mutter, Moskau das Herz, und Petersburg, wohin unsere nachfolgenden Schilderungen den Leser im Geiste versetzen sollen, das Haupt.

Von Berlin bringt uns der durch das große nordeuropäische Tiefland dahinsausende Kurierzug über Eydtkuhnen in 43 Stunden nach dem „nordischen Palmyra“, der Residenz und zweiten Hauptstadt des russischen Reiches. Die lange Fahrt, erst durch die einförmige Ebene, dann von Pskow durch scheinbar unendliche Waldungen, hat uns ermüdet und allmälig stumpf gemacht, als uns die Einfahrt des Zuges in Gatschina wieder munter werden läßt. Wir wissen ja, daß diese freundliche Stadt mit dem gleichnamigen Schlosse, dem Lieblingssitze des Zaren, nicht mehr weit von unserem Ziele entfernt liegt. Dann berühren wir Zarskoje-Szelo, ebenfalls eine Sommerresidenz des Hofes, und bald sehen wir bei einem Blick durch das Wagenfenster schon das goldene spitze Dach des Admiralitätsthurmes vor uns.

Digitized by Google



Schanzen Peter's des Großen auf Wassily-Ostrow.

Digitized by Google

In dem großen Warschauer Bahnhofe hält der Zug. Wir sind in St. Petersburg, der glänzenden, großartigen Kaiserstadt, die sich auf einer Stelle erhebt, wo vor 190 Jahren noch nichts war, als eine sumpfige Ebene, während an den Ufern der Newa und auf den Inseln arme finnische Fischer kärglich ihr Dasein fristeten. Um sein Reich der Civilisation des Westens näher zu bringen, beschloß Peter der Große im Jahre 1703, an der Mündung der Newa, auf dem den Schweden abgekämpften Boden eine neue Residenz zu gründen. Zu dem Zwecke mußten erst Wälder niedergeschlagen, Sümpfe ausgetrocknet und Abzugskanäle angelegt werden, allein die feste Willenskraft jenes genialen Civilisators ließ sich durch keine Schwierigkeiten beugen.

Zuerst bauten 20,000 Mann, meist gefangene Schweden und Finnen, an der neuen Stadt und Festung, die nach dem Apostel Petrus den Namen St. Petersburg erhielt. Bald wurden noch Arbeiter aus allen Theilen des Reiches dorthin gesendet, so daß ihre Zahl auf 40,000 wuchs. Immer jedoch wurden neue Nachschübe erforderlich, da die Schaaren fortwährend durch die verderblichen Ausdünstungen der Sümpfe und die übermenschlichen Anstrengungen decimirt wurden. Die Errichtung der Festung allein soll nach den Berichten der Zeitgenossen gegen 100,000 Menschen das Leben gekostet haben. Ferner wurde der Bau wiederholt durch Angriffe der Schweden gestört; zum Schutze dagegen ließ Peter außer der jetzigen Peter-Pauls-Festung noch eine kleine Insel unweit derjenigen, auf welcher Kronstadt liegt, durch Menschikow befestigen und nannte sie Kronslott. Auch wenn man den Großen Prospekt auf der Insel Wassily-Ostrow bis zum Meeresufer verfolgt, stößt man noch auf ein paar von Peter dem Großen erbaute Schanzen mit Thürmchen, die pietätvoll erhalten werden.

1704 waren die ersten Häuser der neuen Stadt

erstanden, die 1712 feierlich zur Residenz erhoben wurde und kaum ein halbes Jahr nach ihrer Gründung bereits 80,000 Einwohner zählte. Zu Ende des vorigen Jahrhunderts überstieg ihre Zahl 200,000 und gegenwärtig umschließt St. Petersburg nahezu eine Million Bewohner. Die Stadt liegt an der mehrarmigen Mündung der Newa, über die sich 150 Brücken wölben, in den Finnischen Meerbusen und nimmt ein Areal von 92 Quadratkilometer ein.



Dwórnik.

In allen Hauptstadttheilen zeichnet sich Petersburg durch große Regelmäßigkeit der Anlage aus, und es fällt dem Fremden daher leicht, sich zu orientiren. Der Hauptheil der Stadt dehnt sich auf dem linken Newaufer aus; andere Stadttheile nehmen die Inseln des innerhalb Petersburgs in drei Arme (Große Newa, Kleine Newa und Newka) getheilten Stromes ein.

Was dem Reisenden auf den ersten Blick in dieser Kapitale des Nordens imponirt, das ist die großartige

Raumverschwendung, welche die Menge von Riesenbauten, auf die man überall trifft, dem dadurch an große Verhältnisse gewöhnten Auge erst im rechten Lichte erscheinen läßt. Die Schönheit Petersburgs beruht zumeist auf den richtigen Verhältnissen zwischen Strom, Straßen und Plätzen, deren 64 vorhanden sind. Die Straßen sind sämmtlich breit, vielfach mit Holzpflasterung und durchweg mit schönen Bürgersteigen versehen; die Straßen ersten Ranges werden Prospekte oder Perspektiven genannt.

Im Centrum der Stadt liegt der weite Admiralitätsplatz, einer der schönsten in ganz Europa, von dem strahlenförmig drei schnurgerade Straßen auslaufen: der fast 5 Kilometer lange Newsky-Prospekt, der Wosnessenski-(Auferstehungs-)Prospekt und zwischen beiden die Gorachawaja- oder Erbsenstraße.

Der Newsky-Prospekt, eine der riesenhaftesten Straßen der Welt, bildet gewissermaßen die Pulsader der russischen Metropole, in der sich das ganze öffentliche Leben konzentrirt. Auf ihren Bürgersteigen begegnet man Vertretern aller Nationen und Rassen, in allen möglichen Trachten und Uniformen. Da sind Griechen in weißer Fustanella, Montenegriner in reich gestickten Jacken, pfiffig blickende Tataren in Kaftan und Turban, stolzblickende Kaukasier mit glänzenden Waffen und Perser mit hohen Lammfellmützen. Hinzu kommen ferner von den Einheimischen die Uniformen der verschiedenen Waffengattungen, die ernsten Gewänder der Geistlichkeit, die eigenartigen Volkstrachten der Provinzbewohner und endlich noch so manche Typen aus dem Straßenleben, auf denen das Auge des zum ersten Mal nach Rußland kommenden Westeuropäers mit Interesse haftet.

Vor den Häusern gewahren wir vielfach die kräftigen, kernigen Gestalten der Dwórniks oder Hauswächter in Pelzmütze, Fausthandschuhen und doppeltem Pelz, damit beschäftigt, den Schnee wegzuschaufeln. Dieser Dwórnik hat

Haus, Hof und Straße sauber zu halten, die Küchen mit Wasser und Brennholz zu versehen und außerdem gewissermaßen die polizeiliche Aufsicht im Hause zu führen, neue Bewohner an-, und ausziehende auf dem Viertelsamt abzumelden, für das Ein- und Ausschreiben der Pässe zu sorgen und dergleichen mehr. In sehr großen Häusern ist daher meist ein Oberdwórnik vorhanden, der mehreren Unterdwórniks vorsteht. Ein großer Volkshaufe umgibt stets die umherziehenden



Bärenführer.

Bärenführer, die freilich die Produktionen ihres brummenden „Petz“ nicht auf der Straße vorführen dürfen, sondern sich zu dem Behufe in einen der meist geräumigen Höfe zurückziehen müssen, wohin ihnen die Neugierigen durch das Hausthor folgen. Dort macht der Bär seine Künste, wofür der kleine Knabe des Führers dann von den Zuschauern

eine kleine Gabe heischt, welche ihm auch die Dienstmädchen und Köchinnen, die aus den Fenstern zugeschaut haben, bereitwillig zukommen lassen.

Werfen wir von dem Hofe aus einen indiskreten Blick in das Reich einer solchen Küchenfee, so können wir oft genug sehen, wie sie bei der Bereitung des Mahles für ihre Herrschaft ganz behaglich eine Cigarette dampft und ab und zu den schönen sibirischen Kater streichelt, der schnurrend auf einem Schemel neben dem dampfenden Herde sitzt.

Doch wir treten durch das Thor wieder auf die Straße mit ihrem bunten und originellen Leben und Treiben. Als charakteristische Figuren fallen ferner die Rasnosentschiks oder Hausirer auf, die sich namentlich in der Nähe des Gostinny-Dwor oder Kaufhauses herumtreiben, der mit einer Front am Newsky-Prospekt liegt. Zu ihnen gesellen sich im Winter, der eigentlichen „Saison" für das „Palmyra des Nordens", die Verkäufer von Thee oder Sbiten (warmer Meth mit Ingwer), die ihre Tische mit dem großen Samowar an allen Straßenecken stehen haben, und im Sommer durch die Verkäufer von Eis und Kwaß*) abgelöst werden. Die wandernden Garköche und Pfannkuchenhändler dürfen nicht unerwähnt bleiben, ebenso wenig wie die Ammen in ihren bunten und reichen Nationalkostümen und die Kutscher im ärmellosen Sammetüberrock.

Alle Arten von Fuhrwerken drängen sich auf dem Fahrdamm des 35 Meter breiten Newsky-Prospekts in raschester Bewegung durcheinander, von den eleganten Equipagen der kaiserlichen Familie, dem stets von zwei Kosaken begleiteten Gefährt des gefürchteten „Stadthauptmanns" und den Wagen der gesammten vornehmen und reichen Welt bis zu den von Iswoschtschiks gelenkten Droschken und sonstigen öffent-

*) Ein aus Malz, Roggenmehl und Wasser durch Gährung bereitetes kühlendes Getränk.

Digitized by Google

lichen Fuhrwerken, deren die Hauptstadt nicht weniger als 25,000 hat. Dazwischen gewahrt man außerdem noch Tramways und Omnibus, sowie zahlreiche Offiziere zu Pferde und andere Reiter, so daß dies ungeheure Gewühl und Gewimmel anfangs in der That fast erdrückend wirkt.

Nachdem wir einen Gang durch den Gostinny-Dwor, diese Pulsader des geschäftlichen Lebens, mit den unzähligen Läden und Magazinen gemacht haben, wandern wir auf dem Prospekt wieder in der Richtung nach Westen bis zu der imposanten Kathedrale der Mutter Gottes von Kasan, um hierauf, rechts abbiegend, den Katharinenkanal entlang zu gehen. Wir kommen an der jetzt durch eine Gedächtnißkirche bezeichneten verhängnißvollen Stelle vorüber, wo Kaiser Alexander II. von dem tödtlichen Geschoß der Nihilisten getroffen zu Boden sank, und haben dann das von glänzenden Palästen eingefaßte Marsfeld, den Exerzierplatz der Residenz, vor uns, auf dem eine ganze Heeresmacht sich ausbreiten kann.



Köchin.

Die Südseite des gewaltigen Vierecks nimmt der Garten des Michaelpalastes ein; auf zwei anderen Seiten liegen

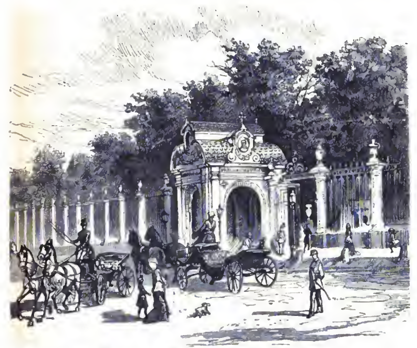
das Marmorpalais des Großfürsten Konstantin Nikolajewitsch, der Palast des Prinzen von Oldenburg und die Kaserne der Pawlow'schen Garde. An der vierten Seite liegt der schattenreiche, von Peter dem Großen 1711 im französisch-holländischen Geschmacke angelegte kaiserliche Sommergarten, der Erholungsort der St. Petersburger. Am Haupteingange erhebt sich eine Kapelle aus grauem Marmor mit reichem Goldschmuck, die auf der Stelle, wo das erste Attentat auf Kaiser Alexander II. stattfand, errichtet ist. Hier war es, wo Karakósow seine Pistole auf den Zaren abschoß, die ihm aber der dafür zum Offizier und Edelmann gemachte, erst kürzlich gestorbene Komissárow aus der Hand schlug.

Der mit schönen alten Bäumen bestandene Park wird von zahlreichen Alleen durchschnitten und ist mit vielen Anlagen und Marmorbildwerken geschmückt. Nach der Newaseite schließt ihn ein Eisengitter ab, das von so vorzüglicher Ausführung und zugleich so einzig dastehend durch seine Länge sein soll, daß einmal ein englischer Sonderling nur seinetwegen nach Petersburg kam. Nachdem er es angestaunt und „wonderful" ausgerufen hatte, kehrte er — wie erzählt wird — nach seinem Old-England zurück, ohne die Residenz weiter seiner Aufmerksamkeit zu würdigen.

In einer Ecke des Gartens, an der Fontanka, steht noch das kleine Haus, das Zar Peter sich hier erbaute und bewohnte, mit einer von ihm aus Holland mitgebrachten Wanduhr, seinem lebensgroßen Bildniß und zwei von ihm eigenhändig gearbeiteten Rahmen. Ein Standbild des „russischen Gellert", des Fabeldichters Krylow, erhebt sich auf dem Kinderplatze, denn der Sommergarten ist insbesondere der Tummelplatz der Jugend. Auch Volksfeste zum Besten wohlthätiger Anstalten finden hier statt, dagegen ist die frühere Sitte der sogenannten „Brautschau" am zweiten Pfingsttag jetzt fast ganz abgekommen. Es ver-

Digitized by Google

sammelten sich nämlich an diesem Tage dort alle jungen Kaufmannssöhne und -Töchter. Diese, um sich, an den Blumenbeeten in einer Reihe aufgestellt, von den Heirathslustigen mustern zu lassen, Jene, um sich unter den Töchtern des Landes umzuschauen. Hinter den Töchtern standen



Kapelle zum Andenken an das erste Attentat auf Alexander II. neben dem Haupteingang zum Sommergarten.

die Mütter im größten Staat und mit Geschmeide und Edelsteinen übersäet; die Verhandlungen wurden durch eine Sswacha oder Heirathsvermittlerin eingeleitet und vollständig geschäftsmäßig betrieben.

Von dem nahen Suworowplatz aus führt die Troitzky- oder Petersburgerbrücke über die Newa, die hier, bevor sie sich in die Große und in die Kleine Newa theilt, mit 650 Meter ihre größte Breite erreicht, zum Petersburger

Digitized by Google

Stadttheil (Petersburgsky-Ostrow). Hier geleitet uns vom Troitzkajaplatze abermals eine Holzbrücke über den Kronwerkskanal zu der von Peter dem Großen angelegten Peter-Pauls-Festung. Sie bildet ein bastionirtes Sechseck mit vorgeschobenen Werken auf der Petersinsel (Kronwerk) und auf zwei kleineren Eilanden, und umschließt die Staatsgefängnisse, die Münze, das Arsenal, das Artilleriemuseum, die Militärverwaltungen und die Peter-Pauls-Kathedrale, deren sehr schlanke Thurmspitze inmitten der düsteren Festungswerke wie ein goldener Pfeil gen Himmel schießt. Die 1712 bis 1733 erbaute Kirche, die den ganzen Tag geöffnet ist, umschließt in einem Anbau die Familiengruft der Romanows, deren unter der Erde befindliche Gräber jedesmal durch Marmorsarkophage bezeichnet sind. Am weitesten vom Eingange auf der rechten Seite ruht der Schöpfer des modernen Rußlands, Peter der Große, ihm gegenüber Nikolaus I. und Alexander II. Ueber sämmtlichen Gräbern brennen beständig Lampen. Gewöhnlich macht einer der wachthabenden Gardeunteroffiziere den Führer durch diese berühmte Fürstengruft, der den Fremden auch verschiedene eigenhändige Arbeiten Peter's zeigt, darunter ist ein aus Elfenbein geschnitzter Kronleuchter, 3 Meter hoch und 2 Meter im Durchmesser; in der Mitte befinden sich vier aus Schildpatt befindliche Medaillons, deren eines die Inschrift trägt: „Mühevolles eigenhändiges Werk Peter's des Großen, Selbstherrschers aller Reußen, 1723."

Wir kehren auf dem vorhin gekommenen Wege wieder zum Suworowplatz zurück und gehen dann in südwestlicher Richtung weiter den Strom entlang, vorüber an dem oft beschriebenen Riesenbau des Winterpalastes bis zum Admiralitätsplatz, von dem wir bei unserer Wanderung durch die Stadt ausgingen, und der mit dem Peters- oder Senatsplatze ein zusammenhängendes Ganzes bildet. Seine ganze Nordseite nimmt das Admiralitätsgebäude ein, an dessen



Peter-Pauls-Festung und -Kathedrale.

Digitized by Google

Westseite sich in den Anlagen des Petersplatzes, dem Senatsgebäude gegenüber, die berühmte Reiterstatue Peter's des Großen von Falconet erhebt. Den Platz überschreitend gelangen wir bald zum Isaaksplatz, an dessen Ostseite das Kriegsministerium sich erhebt, während die Mitte von der ganz aus Marmor und Granit bestehenden Isaakskirche eingenommen wird.

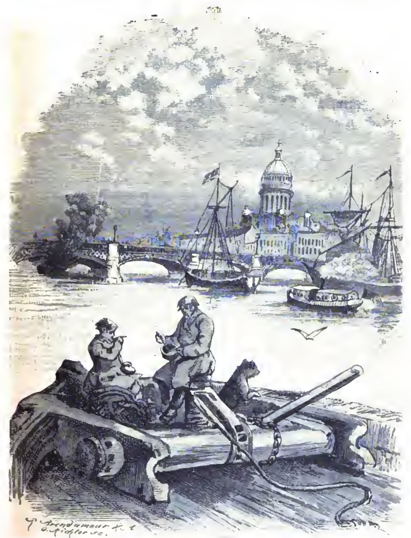
Dieses schönste und prachtvollste Gotteshaus der Residenz wurde nach Plänen von Montferrand ausgeführt und nach fast 40jähriger Bauzeit erst 1858 vollendet. Die Gesammtkosten beliefen sich auf mehr als 23 Millionen Rubel. Die Kathedrale hat die Gestalt eines griechischen Kreuzes, das von einer mächtigen, weithin sichtbaren vergoldeten Kuppel überragt wird. Die höchste Gallerie über der letzteren ist auch der höchste Punkt in der ganzen Stadt und ermöglicht eine weite Rundschau. Die Haupteingänge der Kirche auf der breiteren Nord- und Südseite bilden prächtige Peristyle mit je 16 gewaltigen, 17 Meter hohen Monolithsäulen aus rothem Granit; auf der schmaleren Ost- und Westseite befinden sich kleinere Portiken von je 8 Säulen.

Der innere, prächtig geschmückte Riesenbau macht einen besonders imposanten Eindruck in der Osternacht, wenn eine unzählbare Menschenmenge dicht gedrängt den lichtstrahlenden und von herrlichen Harmonien durchwogten Raum erfüllt und draußen eine noch größere Masse den Tempel umringt, von dessen vier Ecken aus der Höhe große Gasfackeln ihr Licht auf das lebhafte Bild werfen.

Jenseits des Isaaksgartens liegt der Marienplatz mit dem Nikolaus-Denkmal, von wo wir uns rechts in die Große Morskaja oder Seestraße wenden, die, ebenso wie die Kleine Morskaja, die Millionnaja und der Lateiny-Prospekt, nächst dem Newsky-Prospekt als die belebtesten und elegantesten Straßen gelten. An dem hübschen Bau der Englischen

Digitized by Google

Kirche vorüber gelangen wir zu der Nikolaibrücke, die hinüber nach Wassily-Ostrow führt. Sie ruht auf 7 Pfeilern,



Nikolaibrücke. Isaakskirche.
Bootsleute bei der Abendmahlzeit.

die mächtige gußeiserne Bogen überspannen, und wird durch 22 große Kandelaber erleuchtet. Am nördlichen Ende

Digitized by Google

ist ein Durchlaß für Schiffe. Aeußerst interessant ist die Aussicht von dieser Brücke. Nach Westen hin kann man weithin den Lauf des Stromes verfolgen, der allezeit von einer Menge von Fahrzeugen belebt wird. Auf dem Hintersteven eines der gegenüber vor Anker liegenden Lastschiffe ist soeben einer der Bootsleute im Begriff, gemeinschaftlich mit seinem Weibe die einfache Abendmahlzeit einzunehmen, wobei ihnen der treue Hund Gesellschaft leistet. Nach der anderen Seite dehnen prächtige, mit Palästen besetzte Quais sich aus.

Wassily-Ostrow (Basilius-Insel) heißt der Stadttheil, zu dem die Nikolaibrücke uns geleitet und der uns zunächst durch die geometrische Regelmäßigkeit seiner Lage auffällt. Die schnurgeraden Straßen gehen vom Ufer der Großen Newa bis zu dem Flüßchen Tschérnaja Retschka, das die Insel von Osten nach Westen durchschneidet und die Golodá-Insel von dem eigentlichen Wassily-Ostrow abtrennt. In derselben Richtung durchziehen der Große, Mittlere und Kleine Prospekt — drei Parallelstraßen — den bebauten Theil der Insel und werden rechtwinklig durchschnitten von neun Querstraßen, „Linien" geheißen und der Reihenfolge nach mit Zahlen bezeichnet.

Wassily-Ostrow wird von der Großen und Kleinen Newa umspült und bildet den Sitz der größeren deutschen Kaufleute, sowie vieler Künstler und Gelehrten. Hier befinden sich: die Universität, die Akademien der Wissenschaften und der Künste, das historisch-philologische Institut, das physikalische Observatorium, die Börse, das Zollamt u. a. Auch hier herrscht überall ein lebhaftes Treiben, doch hat diese Seite unverkennbar ein weit ländlicheres Gepräge.

Auf der nordwestlichen Seite von Wassily-Ostrow befindet sich eine der größten Begräbnißstätten der Hauptstadt: der Smolenski'sche Kirchhof, der wohl eines Besuches werth ist, namentlich zur Zeit des Todtenfestes, an dem



Der Stadthauptmann.

Schlitten-Parthie auf den Inseln.

Alles hinauspilgert zu den Gräbern seiner Lieben, um — wie es der russische Gebrauch will — an der Gruft der Abgeschiedenen ein Mahl einzunehmen.

Von Wassily-Ostrow aus, über die Kleine Newa und die Newka hinüber geht es zu den anderen Inseln, sowie zu dem finnländischen

Festlande. Das Newadelta umschließt gegen vierzig Eilande, von denen die vom Volke kurzweg als „Inseln" bezeichneten: Petrowsky, Krestowsky, Jelagin, Kamenny-Ostrow, Nowada und Staraja Derewnja prächtige Parks bilden und ganz mit Datschen (Landhäusern) und Vergnügungslokalen besäet sind, in denen die Petersburger Erholung und Unterhaltung suchen. Auch im Winter ist es stets sehr belebt dort, und eine Schlittenparthie auf den Inseln gehört zu den beliebtesten Sonntagsvergnügungen.

Für den kurzen Sommer aber sind die erwähnten Datschen außerordentlich gesucht. Jeder Petersburger, der etwas auf sich hält, muß dann hinaus auf's Land. Selbst der kleinste Beamte schickt, wenn er selbst nicht mit kann, wenigstens seine Familie hinaus in's Grüne, um sie an den Sonntagen draußen zu besuchen. Jene kleinen hölzernen „Datschen" auf den Inseln sind daher während der schönen Jahreszeit stets dicht gefüllt, und jeder Petersburger fühlt sich besonders gehoben, wenn er sagen kann: „Ich ziehe auf die Datsche!"

Unter den Vergnügungslokalen hier draußen ist das beliebteste: Oserki, wohin man am schnellsten und bequemsten mit der finnländischen Eisenbahn gelangt. Es liegt äußerst anmuthig an einem von Fichtenwaldungen umrahmten See, und eine „italienische Nacht" hier draußen, wenn zahlreiche Gondeln auf der von Schwänen belebten Fluth sich kreuzen und das Orchester schmeichelnde Weisen spielt, ist von einem ganz eigenartigen Reiz.

Aus der weiteren Umgebung von St. Petersburg lockt zu Ausflügen in erster Linie das kaiserliche Lustschloß Peterhof, das durch seine Wasserkünste und seinen herrlichen Park bekannt ist, und wohin man mit der Bahn wie mit dem Dampfboot gelangen kann. Ferner besuchenswerthe Punkte sind Strelna, das Lustschloß des Großfürsten Konstantin Nikolajewitsch, das wunderschön auf einer An-



Ojerki.

Digitized by Google

höhe am Meere und an der Strelka liegt; das interessante Ssergiew-Kloster, sowie Oranienbaum und Kronstadt.

Ersteres Städchen liegt an der Karosta und dem Finnischen Meerbusen und ist bemerkenswerth durch das 1714 durch Menschikow erbaute Schloß, das nachher der Lieblingssitz der Kaiserin Elisabeth und Peter's III. wurde. Von der großen Terrasse vor der Front führt ein Kanal zum Meere. Von vielen Stellen des Parkes aus, namentlich



Eisenbahn über das Meer zwischen Oranienbaum und Kronstadt zur Eiszeit.

von dem Rutschberge, genießt der Besucher eine wunderschöne Aussicht auf die See und auf Kronstadt, wohin man in sehr strengen Wintern schon von Oranienbaum aus eine Eisenbahn über das gefrorene Meer gelegt hat. Kronstadt selbst ist 1710 von Peter dem Großen auf der 1703 eroberten Insel Kotlin im Finnischen Meerbusen angelegt worden. Die Stadt nimmt den südöstlichen Theil der Insel ein und ist von starken, sämmtlich durch einen hohen Wall verbundenen Befestigungen umgeben, hinter denen eine Eisenbahn und eine Chaussee sich hinziehen. Die für Schiffe allein passirbare Süddurchfahrt wird durch drei Linien von Forts und auf Rosten errichteten Batte-

rien, die auf dem Meere zu schwimmen scheinen, geschirmt. Ebenso ist das nördliche seichte Fahrwasser durch eine ganze Reihe von sich flankirenden Batterien geschützt. Auf einen Hafen für Kauffahrteischiffe folgt der Mittelhafen für die Ausrüstung der Kriegsschiffe und zuletzt der Kriegshafen auf der Südwestspitze der Insel. Vom Mittelhafen führt der Kanal Peter's des Großen zu den Docks, die zehn Schiffe auf einmal aufnehmen können. Alle diese Anlagen sind hochinteressant, leider ist aber der Zutritt dazu ebenso schwer zu erlangen, wie zu dem Arsenal und den Kriegsschiffen.

Immerhin ist Kronstadt, als die Vormauer und der Hafen von St. Petersburg, die mächtigste Seefestung Rußlands und einer der großartigsten Kriegshäfen der Welt, wohl eines Besuches werth.



Digitized by Google



Theophrastus Paracelsus.

Ein Gedenkblatt von **Gottfried Pfeuffer.**

Mit 2 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

Am 17. Dezember dieses Jahres sind es 400 Jahre, daß ein Mann das Licht der Welt erblickte, der lange als eine phantastische und abenteuernde Persönlichkeit gegolten hat, bis man in neuerer Zeit seine Stellung in der Geschichte der Wissenschaften besser zu würdigen lernte; denn ohne Zweifel gehört Paracelsus zu den originellsten und bedeutsamsten Gestalten seiner Zeit und Wissenschaft, der nur wenige an die Seite gestellt werden können. Er mußte die Wahrheit des Satzes empfinden, daß das Genie nirgends hinpaßt, daß es stets für die Mittelmäßigkeit und die Geschäftsroutine ein Störenfried ist. Ruhelos durchwanderte er fast ganz Europa, manchmal ehrenvoll berufen und aufgenommen, meist aber gezwungen, sich seinen Gegnern zu entziehen, den neidischen Berufsgenossen, die ihm das Leben allzu sauer machten.

An seinen Namen, seine Abstammung, seinen Lebenswandel und seinen Tod hefteten sich Verleumdung und Sage. Seine Zeitgenossen, sowie die späteren Generationen haben unendlich viel Schmach auf ihn gehäuft, und es ist daher nicht leicht, sein Bild von dem Schmutze zu reinigen, mit dem Unverstand, Mißverständniß und Bosheit es bedeckt haben. Aber auch die Sage im Munde des Volkes

hat sich schon frühzeitig des „Wunderdoktors“ bemächtigt, und nur mit Mühe ist es den neuesten gelehrten Forschungen gelungen, in das Dunkel einiges Licht zu bringen. Freilich ist ja auch Paracelsus selbst hauptsächlich nur den Kreisen der Gebildeten bekannt. Einzig in Einsiedeln, seiner engeren Heimath, und in Basel, wo er eine Zeitlang als Professor lehrte, mögen die Erinnerungen an ihn noch lebhafter sein.

Es war in dem inhaltschweren Jahre der Entdeckung Amerika's, als Wilhelm Bombast v. Hohenheim, Arzt zu Maria-Einsiedeln im Kanton Schwyz, sich mit einer Aufseherin des Krankenhauses der dortigen Abtei verheirathete. Er war ein Edelmann aus dem württembergischen Schwaben, hatte den Grad eines Licentiaten der Medizin erlangt und gehörte der schwäbischen Linie der Bombaste an, welche ihre Herkunft von dem Schlosse Hohenheim (in der Nähe von Stuttgart) herleiten. Am 17. Dezember 1493 wurde ihm ein Sohn, das einzige Kind seiner Ehe, geboren, und zwar in einem Hause, welches an den Ufern der Sihl liegt und noch vorhanden ist.

Ein seltener Genius, vom eigenen Vater geweckt, war in dem jungen Philippus Theophrastus geboren. Der Vater war es, welcher ihn zuerst in den damaligen Naturwissenschaften, der Alchemie, Medizin und Chirurgie unterrichtete und, da er selbst Arzt war, ihn ohne Zweifel im Leben selbst, am Krankenbett, in die Wissenschaften einführte. Daß dies auf eine wahrhaft väterliche und fürsorgende Weise geschah, bezeugt die kindliche Liebe, mit welcher der Sohn stets das Gedächtniß des Vaters ehrte. Im Jahre 1502 siedelte die Familie nach Villach in Kärnten über, woselbst der Vater bis zu seinem im Jahre 1534 erfolgten Tode als hochgeachteter Arzt wirkte. Während frühere Beurtheiler unserem Paracelsus eine gründliche Schulbildung und eine stufenweise Verstandesbildung ab-

Digitized by Google

gesprochen haben, ist es heute zweifellos, daß er gründlich vorgebildet worden war, der im Verkehre mit Gelehrten und zu eigenem Gebrauch beim Entwerfen von Dispositionen die lateinische Sprache mit Gewandtheit handhabte, obwohl er sonst deutsch schrieb und deutsch vortrug, ganz im Gegensatze zu den Gepflogenheiten seiner Zeit. Außer seinem eigenen Vater werden als Lehrer genannt der gelehrte Abt Eberhard Baumgartner im Kloster zu St. Andrä im Laronthale, der Diözesanbischof zu Freising, Matthias Schacht, und Matthias Scheidt zu Suckach. Schon mit dem 16. Jahre bezog er die Universität zu Basel, legte sich mit allem Fleiße auf die traditionelle Physik und Medizin und machte sich durch seine hervorragende Begabung bemerkbar. Da ihn jedoch die alte aristotelisch-galenische Schablone unbefriedigt ließ, suchte er neue Wege zunächst in der experimentirenden Chemie.

Zu dem Ende wurde er des berühmten Johannes Trithemius, Abtes zu Sponheim und nachher zu Würzburg, eifriger Schüler und begab sich später zu dem berühmten Alchemisten Sigmund Füger zu Schwaz bei Innsbruck, um in dessen Laboratorium sich weiter auszubilden. Hierauf ging er auf Reisen; er durchzog Frankreich, Spanien, Italien, die Niederlande, England, Ungarn und Deutschland, 1519 finden wir ihn in Kopenhagen, wo er der Armee, die 1520 nach Schweden zog, als Feldscheer folgte; von Stockholm aus sehen wir ihn nach Moskau, von da nach Konstantinopel reisen. Bei diesem ruhelosen Leben verlor er doch nie den Zweck aus dem Auge, die Erforschung der lebendigen Natur, die Verbesserung der Heilkunde. Das Volk, der Naturinstinkt des uncivilisirten Menschen, ward sein Lehrer; von Bauern, Barbieren, selbst Henkern hat er manche willkommene Belehrung gewonnen.

Charakteristisch sind in dieser Beziehung seine eigenen Worte: „Aller Enden und Orten habe ich fleißig und

Digitized by Google

emsig nachgeforscht und nachgefragt nach wahrhaften und gewissen Arzneien, nicht allein bei den Doktoren, sondern auch bei den Scheerern, Badern, Schwarzkünstlern, Alchemisten, in Klöstern, bei Edlen und Unedlen, Gescheidten und Einfältigen. Denn Keinem wächst sein Meister im Haus, noch hat Einer seinen Meister hinter dem Ofen. Also glaube ich, daß ich bisher mein Wandern billig verbracht habe, und mir dieses ein Lob und keine Schande sei."



Theophrastus Paracelsus.

Wie anschaulich tritt uns beim Lesen dieser Zeilen die ganze Gestalt des Paracelsus ihrem geistigen Wesen nach vor Augen! Ein genialer Mann, der beinahe ganz Europa durchwandert, überall Alles hört, sieht und, mit großem Gedächtnisse begabt, das Gehörte auch alsbald zu seinem Eigenthum macht, in genialer Weise verarbeitet, am passenden Orte zu benutzen versteht!

Es ist begreiflich, daß Paracelsus endlich einmal des ewigen Wanderns müde wurde und sich nach einem festen Wohnsitz sehnte. Darum ließ er sich im Jahre 1525 in Basel

nieder. Schon nach zwei Jahren wurde er dort als ordentlicher Stadtarzt und Professor der Physik, Medizin und Chirurgie angestellt. Sofort begannen die Aerzte der alten Schule gegen ihn ihre Intriguen; es erhob sich ein Geschrei wegen unbefugter Medizinalpfuscherei. Paracelsus sah sich gezwungen, den Magistrat um Abhilfe anzugehen, wobei er zugleich den Antrag anschloß, ihm als Stadtarzt den Auftrag zur Revision der Apotheken zu ertheilen, damit durch strenge Kontrole dringende Uebelstände, wie Unwissenheit, übermäßig hohe Preise, Paktirung mit den Aerzten, beseitigt würden. Diesem Ansinnen scheint keine Folge gegeben worden zu sein, was unseren Paracelsus nothwendig verstimmen mußte. Man lauerte auf eine Gelegenheit, um ihn zu stürzen, und diese fand sich in einem Prozesse, welchen er gegen Kornelius v. Lichtenfels anstrengte.

Von allen Aerzten Basels bereits erfolglos an einer langwierigen Krankheit behandelt, hatte derselbe dem Paracelsus hundert Gulden für seine glückliche Wiederherstellung versprochen; bald war dieselbe glänzend bewerkstelligt; allein Lichtenfels weigerte sich, für eine so kurze und geringfügige Behandlung — man erzählte, Paracelsus hätte dem Kranken nur drei Pillen gegeben — den versprochenen Lohn zu zahlen, weshalb Paracelsus klagbar werden mußte. Ganz gegen alle Erwartung entschied das Baseler Gericht dahin, daß der Geheilte nur nach der gewöhnlichen Taxe zu bezahlen habe.

Ein solches Urtheil war geeignet, den großen Rechtssinn des Paracelsus dermaßen aufzuregen, daß er sich nicht enthalten konnte, in Wort und Schrift diesen Spruch der Baseler Gerechtigkeit als ein Bubenstück zu bezeichnen. Nur schleunige Flucht konnte ihn vor den unausbleiblichen Folgen seines nur allzu offenen Bekenntnisses retten. Um der drohenden Verfolgung zu entgehen, mußte der Vielgeprüfte im Jahre 1528 wieder den Wanderstab ergreifen

Digitized by Google

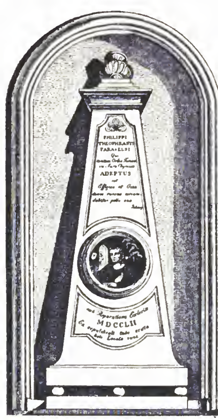
und zum zweiten Male allen Wechselfällen eines unstäten Lebens sich unterziehen.

Zuerst entwich er nach dem Elsaß, woselbst er dem Schöffen Wikram in Kolmar sein Werk über die französischen Blattern widmete; 1529 finden wir ihn in Eßlingen und Nürnberg, dann in München, Regensburg, Amberg; später in Innsbruck, wo er als Vagabund ausgewiesen wurde, dann in Meran. Von dort kam er nach der Schweiz zurück und zwar 1531 nach St. Gallen; ging 1535 nach Pfäffers und 1536 (in welchem Jahre er Ferdinand I. den zweiten Theil seiner „großen Chirurgie" widmete) wieder nach Bayern. Im Jahre 1537 finden wir ihn bei dem Obermarschall von Böhmen, Johann von der Leipnick, später in Villach in Kärnten, wo man seine Wohnung noch jetzt zeigt, und wo im Anfange dieses Jahrhunderts in seinem Laboratorium an der Thüre eines Wandkastens sein Bildniß in erhabener Arbeit zu sehen gewesen sein soll; 1538 zu St. Veit, ebenfalls in Kärnten. Endlich schien ihm eine bleibende Stätte und stetige glückliche Wirksamkeit beschieden zu sein, und zwar in Salzburg bei dem Erzbischof Ernst, Pfalzgraf bei Rhein und Herzog in Bayern.

Dieser Fürst, welcher ein besonderer Liebhaber der Wissenschaften, vorzüglich der mathematisch-astrologischen war, und deshalb einen gelehrten Mann um sich zu haben wünschte, mit welchem im Vereine er sich ihrer Pflege widmen könnte, berief ihn in seine Residenz. Leider war es Paracelsus nur einige Monate vergönnt, sich dieser ruhigen und gesicherten Stellung zu erfreuen; am 24. September 1541 beschloß er, 48 Jahre alt, seine ruhm- und leidensvolle Laufbahn, ebenso wie er gelebt, arm und bis zu seinem Tode gehaßt.

Die Sage hat sich auch des Hinscheidens des seltenen Mannes bemächtigt und ihn eines gewaltsamen Todes sterben lassen. Man behauptete nämlich, er sei von den

Dienern seiner ärztlichen Widersacher nach einem Gastmahl von einer Höhe herabgestürzt worden. Allein die am linken Schläfenbein seines jetzt noch in Salzburg aufbewahrten Schädels befindliche Verletzung ist erst nach seinem Tode, wahrscheinlich bei Uebertragung der Knochen aus der ursprünglichen Begräbnißstelle in die im Jahre 1752 in der Vorhalle der Kirche zu St. Sebastian für ihn eröffnete Gruft, durch einen Spatenstich verursacht worden. Ueber diese Gruft erhebt sich ein Grabdenkmal, dessen oberen Theil mit dem Reliefporträt des genialen Mannes unsere Abbildung zeigt.



Grabdenkmal des Theophrastus Paracelsus zu Salzburg.

Seine Werthsachen hatte er den Armen, seine Bücher und Schriften dem Bürger und Barbier Andreas Wendel hinterlassen.

Trotz seines unstäten Lebens hatte Paracelsus eine Masse größerer und kleinerer Werke geschrieben, und zwar 130 über Naturphilosophie, 46 über Medizin, 12 über Staatsverfassung, 7 über Mathematik und 60 über Magie. Sehr viele dieser Schriften waren Korporationen oder Personen

Digitized by Google

in den Städten, in denen er sich aufhielt, gewidmet; jedoch blieben die meisten bei seinen Lebzeiten ungedruckt, weshalb auch viele verloren gingen. Fast nur von der „großen Wundarznei" weiß man bestimmt, daß sie zu seinen Lebzeiten herausgegeben wurde. Die meisten seiner Schriften wurden handschriftlich kolportirt; zudem gingen sie meist nur aus Diktaten hervor; man begreift deshalb, daß nicht nur falsche Auffassungen und willkürliche Aenderungen der Kopisten, sondern auch Unterschiebungen ganzer Stellen und Bücher naheliegen.

Seiner eigentlichen Stellung nach Arzt, hat Paracelsus durch seine originelle Auffassung umgestaltend und befruchtend auf die Entwickelung der Medizin sowohl als der Chemie gewirkt. Bis zu ihm herrschte fast unumschränkt die sogenannte Alchemie. Dieselbe ist durch die Grundidee charakterisirt, daß die Metalle zusammengesetzter Natur seien, aus einer Art Schwefel und Quecksilber beständen, welche Bestandtheile in den verschiedenen Metallen in verschiedenen Mengeverhältnissen und in verschiedenen Graden der Reinheit und Festigkeit sich vorfänden. Hieraus konnte sich folgerichtig die Vorstellung einer Metallverwandlung entwickeln, und diese hatte in ihrer Bethätigung die Bemühung, Gold zu erzeugen, zur Folge. Die Medizin der damaligen Zeit wurde ausschließlich beherrscht durch das System Galen's (geb. 131 n. Chr. zu Pergamum in Kleinasien). Diesem lag die aristotelische Lehre von den vier Elementarqualitäten zu Grunde: trocken und heiß, trocken und kalt, feucht und heiß, feucht und kalt. Alle Theile des menschlichen Körpers dachte man sich entstanden durch das Zusammentreten dieser vier Elementarqualitäten in verschiedenen Verhältnissen. Im Blute sind sie gleichmäßig gemischt, im Schleim ist das Wasser (feucht und kalt), in der gelben Galle das Feuer (trocken und warm), in der schwarzen die Erde vorherrschend. Auf



Der Fesselballon im Kriege.

Militärwissenschaftliche Studie von **Theo Seelmann.**

(Nachdruck verboten.)

Im Gegensatz zu dem Interesse, das weite Kreise der Herstellung eines lenkbaren Luftschiffes und seiner Verwerthung entgegenbringen, steht die Lauheit, die dem Fesselballon gegenüber beobachtet wird. Der Grund hierfür mag wohl der sein, daß man beim lenkbaren Luftballon seine Einbildungskraft nach Belieben spielen lassen, von Luftkriegsschiffen, Luftgefechten und Luftkanonaden träumen kann, während man sich von der Verwendbarkeit des Fesselballons keine rechte Vorstellung zu machen vermag. An beiden, am lenkbaren Luftschiff sowohl wie am Fesselballon, wird zur Zeit hauptsächlich hinsichtlich ihrer Verwerthung im Kriege gearbeitet, aber während das erstere sich immer noch im Stadium der Voruntersuchungen befindet, ist der letztere bereits in die meisten europäischen Heere eingereiht und vielfach praktisch erprobt worden.

Während daher die Verwendung des lenkbaren Luftschiffes in einem zukünftigen Krieg ziemlich zweifelhaft erscheint, darf diejenige des Fesselballons als sicher angesehen werden. Ehe wir aber auf die verschiedenen Systeme von Fesselballons eingehen, wollen wir zunächst einmal den Zweck in's Auge fassen, den der Fesselballon im Kriege erfüllen soll.

Digitized by Google

Im Feldkriege würde er in erster Linie natürlich zu Rekognoszirungen zu dienen haben und namentlich bei Positionsgefechten zur Anwendung kommen. Bei der heutigen Art der Gefechtsführung, wo der Aufmarschraum eines einzigen Korps 4 bis 5 Kilometer beträgt, ist der Feldherr gezwungen, den Bewegungen der Truppen auf dem Papiere, dem Plane, zu folgen, und um dies zu können, ist er darauf angewiesen, sich aus den Meldungen, die ihm durch die Melderciter überbracht werden, ein Bild über den Stand der Dinge zu bilden. Es bedarf kaum eines Hinweises, daß diese Meldungen immer erst nach kürzerer oder längerer Zeit bis zu dem Gefechtsleiter gelangen können — müssen doch die Kavalleriepatrouillen oft stundenlang reiten, ehe sie bei dem Standpunkt des Feldherrn eintreffen — und daß darum nicht selten der Inhalt der Meldungen gänzlich veraltet ist, weil sich inzwischen die Verhältnisse vollkommen verändert haben. Aus diesen Gründen muß es für den Leiter des Gefechts von der höchsten Bedeutung sein, wenn er über ein Mittel verfügt, das ihm fast augenblicklich eine Uebersicht über das ganze Schlachtfeld verschafft. Dem Schlachtenlenker diese Uebersicht zu gewähren, dazu soll der Fesselballon vor Allem dienen. Die Brauchbarkeit hierin wird davon abhängen, wie weit der Gesichtskreis reicht, den der Beobachter im Fesselballon gewinnt. Der Umkreis, den der Beobachter vom Fesselballon aus zu überblicken vermag, ist nicht zu allen Zeiten derselbe. In der guten Jahreszeit, vom Mai bis Ende Oktober, also in dem Jahresabschnitt, in dem sich auch gewöhnlich die Operationen des großen Krieges abspielen, kann mit einem sehr guten Glase, wie es die heutige Optik für derartige Zwecke liefert, bei guter Witterung und mit der Sonne im Rücken oder zur Seite bis auf 15 Kilometer deutlich gesehen werden. Diese Deutlichkeit steigert sich in sehr vielen Fällen so sehr, daß

Digitized by Google

auf diese Entfernung noch Farben an den Uniformen zu unterscheiden sind. Sicher aber können, wenn überhaupt das Sehvermögen soweit reicht, die Waffengattungen erkannt werden.

Der Sonne direkt entgegen und dazu bei niedrigem Stande sinkt die Beobachtungsgrenze unter sonst guten Verhältnissen bis auf 7 Kilometer herunter, nimmt aber zu mit der Höhe der Sonne, so daß im Hochsommer um die Mittagszeit nach allen Richtungen fast gleich gut beobachtet werden kann. Landregen schränkt bei vorgeschrittener Tageszeit den Ausblick bis auf 3 Kilometer ein, gewöhnlicher starker Dunst gestattet ihn dagegen noch auf 6 Kilometer.

Kurz nach einem längeren Regen oder nach einem Gewitter wächst der Ausblick bedeutend und erreicht trotz ganz bedeckten Himmels meist die für gute Beleuchtung angegebene Grenze von 15 Kilometern. Kommt dann noch helles Sonnenlicht hinzu, so wächst die Beobachtungsgrenze bis auf 25 Kilometer.

Von großem Einfluß auf die Brauchbarkeit des Fesselballons ist der Wind. Bei ruhiger Luft vermag sich ein entsprechend konstruirter Fesselballon dauernd auf einer Höhe von 600 Metern zu halten, die in 8 bis 10 Minuten erreicht wird. Mit zunehmender Windstärke muß der Fesselballon immer tiefer gehen, so daß er bei einer Windgeschwindigkeit von 7 bis 8 Metern in der Sekunde sich nicht mehr als 100 Meter über der Erdoberfläche erhebt und er hier an die Grenze seiner Leistungsfähigkeit gelangt. Dabei ist aber zu bemerken, daß 8 Meter Windgeschwindigkeit im Sommer auf längere Dauer als 1 bis 2 Stunden höchst selten eintritt, wenn nicht überhaupt schlechtes Wetter herrscht.

Das Schwanken des Ballons verursacht für den Beobachter keinerlei Störungen, sobald er nur erst im Beobachten vom Ballon aus geübt ist.

Wie wir sehen, ist der Gesichtskreis vom Fesselballon aus ein außerordentlich günstiger. Wie auf einem Plane liegt für den Beobachter die ganze Gegend vor seinen Blicken, mit allen ihren Bedeckungen, ihren Ortschaften, Flüssen, Wäldern und Feldern. Von der Gondel des Ballons aus vermag der Beobachter nicht nur die Stellung der eigenen Truppen zu überschauen, er vermag auch die im Anmarsch befindlichen Streitkräfte des Feindes wahrzunehmen, so daß noch rechtzeitig Gegenmaßregeln gegeben werden können. Wesentlich zu Statten kommen wird ihm außerdem die Verwendung des rauchschwachen Pulvers, durch das sein Ausblick auch während des Kampfes nicht getrübt werden und eine Einsicht in die Aufstellung der feindlichen Gefechtstruppen und ihrer Reserven ermöglicht sein wird.

Abgesehen davon, daß der Fesselballon dem Feldherrn eine klare Beurtheilung der Gefechtslage verschafft, wird er auch dadurch noch von wesentlichem Nutzen sein, daß sein Beobachter zur Treffsicherheit der Geschosse beitragen kann. Der Beobachter in der Ballongondel sieht, ob die Geschosse ihr Ziel erreichen oder nicht. Er vermag in letzterem Falle auf diesen Uebelstand aufmerksam zu machen und zugleich Winke zu geben, wodurch er abzuändern ist, ein Dienst, der namentlich für die Artillerie von hohem Nutzen sein wird. Schon jetzt haben die in dieser Hinsicht sowohl in Deutschland als auch in Frankreich, England, Rußland und Italien angestellten Versuche zu dem befriedigendsten Ergebniß geführt.

Eine noch größere Rolle als im Feldkriege werden die Fesselballons aber voraussichtlich im Festungs- und Belagerungskriege zu spielen haben; doch werden in belagerten Festungen auch freischwebende Ballons zum Verkehr nach außen in Verbindung mit der Brieftaubenpost kaum zu entbehren sein.


Digitized by Google

Während man in Fachkreisen über den Werth des Fesselballons im Kriege überhaupt sich bald im Klaren gewesen ist, hat man lange Zeit geschwankt, welchem System der Vorzug zu geben sei. Namentlich handelte es sich darum, zwischen dem französischen und englischen System zu wählen. Der Unterschied beider Systeme liegt in der Gewinnung des Traggases, das den Ballon in die Höhe hebt. Nach dem französischen System wird das Wasserstoffgas im Felde hergestellt, nach dem englischen System aber im Heimathlande in besonders dazu errichteten Fabriken. Bei der französischen Methode ist der Gaserzeuger auf einem Wagen angebracht. Der Apparat besteht im Wesentlichen aus einem großen Gefäße von im Innern verbleitem Eisenblech, das mit Eisenfeilspänen gefüllt und oben hydraulisch verschlossen wird. In das Gefäß wird von unten mit Wasser verdünnte Schwefelsäure geleitet, wodurch nach einer lebhaften chemischen Zersetzung unter bedeutender Wärmeentwickelung der Wasserstoff frei wird. Da der Wasserstoff aber noch nicht rein, sondern noch sehr wasserdampfhaltig und mit Säuren vermischt ist, so muß er erst noch in einem cylindrischen Wasserbottich gewaschen werden. Dies geschieht dadurch, daß das Gas von unten her durch eine Anzahl kleiner Röhren in den Bottich geleitet wird, so daß es die Wasserschicht durchdringen muß. Gleichzeitig wird es aber noch durch einen von oben kommenden künstlichen Regen gereinigt und abgekühlt. Nun gelangt es in den Trockner, der aus zwei cylindrischen Eisenblechgefäßen mit doppeltem, zerlöchertem Boden besteht, die mit Aetzkali und Kaliumchlorür gefüllt sind. Nachdem es an diese Chemikalien seinen Feuchtigkeitsgehalt abgegeben hat, wird es endlich durch einen seidenen Schlauch in den Ballon übergeführt. Nach dieser Methode können in einer Stunde 200 bis 250 Kubikmeter Wasserstoffgas gewonnen werden.

Bei dem englischen System wird das Wasserstoffgas,

Digitized by Google

wie schon angedeutet, nicht auf dem Kriegsschauplatze selbst, sondern im Heimathlande hergestellt. Das nach einem besonderen Verfahren gewonnene Wasserstoffgas wird in eiserne Flaschen, Stahlcylinder, von 2,4 Meter Länge und 0,136 Meter Durchmesser gepreßt, so daß eine jede Tube, wie die Stahlcylinder auch genannt werden, gegen 4 Kubikmeter Wasserstoffgas enthält. Die Tuben sind an ihren Endflächen halbkugelförmig gestaltet. An einem Ende sitzt eine halsförmige Oeffnung, in die ein Gashahn eingeschraubt ist. Zum Füllen eines Ballons werden 34 Stahlcylinder mit einer Vorlage durch einen Gummischlauch verbunden. Auch sind Vorrichtungen getroffen, durch welche die doppelte Anzahl Stahlcylinder angelegt werden kann. Sind alle Verbände gegen Gasverluste gesichert, so werden die Stahlschrauben der Behälter nacheinander langsam zurückgeschraubt, so daß das Gas allmälig ausströmt.

Aus der Verschiedenheit beider Systeme entspringen mancherlei Vor- und Nachtheile. Das französische System ist nicht auf das Hinterland angewiesen, da es die Materialien zur Gasbereitung mit sich führen kann. Dagegen wird bei ihm, wenn die nöthigen Materialien in hinreichender Menge stets vorhanden sein sollen, ein außerordentlich großer Wagenpark gebraucht. Zur Herstellung des Materials für eine Ballonfüllung werden allein 8 bis 10 Wagen nöthig. Diese Zahl wächst natürlich, wenn man sich, wie es erforderlich, mit dem Material für mehrere Füllungen versehen will. Dagegen würde sich im Nothfall, wenn die Nachschübe aus der Heimath ausbleiben sollten, nicht allzu schwer das nöthige Material auch im Feindesland beschaffen lassen, was bei dem englischen System ausgeschlossen ist. Das englische System hat aber dafür andere wichtige Vortheile. Zunächst ist der Wagenpark bei ihm geringer und dadurch die Beweglichkeit der ganzen Fessel-

Digitized by Google

station größer. Ein vierspänniger Wagen vermag 34 Stahlcylinder zu tragen; zur Füllung eines Ballons von dem durchschnittlichen Inhalt von 530 Kubikmetern sind aber nur 4 Wagen nöthig. Sodann aber vergehen bei dem französischen System 3 bis 4 Stunden, bei der englischen Methode aber bedarf es nur einer halben Stunde, bis der Ballon gefüllt ist und aufgelassen werden kann.

Dieser Umstand ist denn auch ausschlaggebend gewesen. Dem Feldherrn muß daran liegen, so schnell wie möglich über alle in Frage kommenden Umstände unterrichtet zu sein, in 3 bis 4 Stunden können sich aber bereits Ereignisse von entscheidender Wichtigkeit vollzogen haben. Kann der Ballon dagegen schon nach einer halben Stunde in die Höhe steigen, so vermag der Befehlshaber der Entwickelung eines Gefechts fast vom allerersten Anfang an zu folgen, so daß er auf das Schnellste seine Maßnahmen treffen kann. Diese Ueberlegung hat dazu geführt, daß gegenwärtig die meisten Staaten, auch solche, die früher ihre Fesselstationen nach französischem Muster eingerichtet hatten, das englische System angenommen haben. Selbst Frankreich hat jetzt seine Ballontrains mit Stahlcylindern versehen.

Von den übrigen Ausrüstungsgegenständen für den Fesselballon sei nur noch die Dampfwinde erwähnt, die für Ballons von mehr als 500 Kubikmeter Fassungsraum nöthig ist. Sie besteht aus einem System von Rollen, die durch eine fahrbare Dampfmaschine in eine derartige Bewegung versetzt werden, daß das Halteseil sich in einer Sekunde um 10 Meter auf- und abwickelt. Der ganze Wagen sammt Maschine und Seil wiegt gegen 2000 Kilogramm. Bei dem französischen System umfaßt der ganze Wagenpark für einen Fesselballon ungefähr 18, bei dem englischen System dagegen nur 9 Wagen.

Den Aufstieg unternehmen bei den meisten Heeren in

der Regel zwei Fahrer. Der eine versieht die eigentliche Führung des Ballons, während der andere, gewöhnlich ein Generalstabsoffizier, nur der Beobachtung des Geländes obliegt. Der Beobachter ist mit der Erde durch ein Telephon verbunden, so daß er sofort seine Beobachtungen nach unten übermitteln kann.

Für die Verwendbarkeit des Fesselballons ist die Frage von höchster Bedeutung, in wiefern er der Wirkung der Geschosse ausgesetzt ist. Nach den bisher gesammelten Erfahrungen kann es als feststehend betrachtet werden, daß der Ballon, wenn er sich längere Zeit in der Höhe halten soll, mindestens 2500 Meter von der Infanterielinie und 5 Kilometer von der Artillerie entfernt bleiben muß.

Von den Versuchen, die daraufhin von den verschiedenen Staaten angestellt worden sind, seien die Schießversuche erwähnt, die in dem russischen Lager Ust-Ischora gegen einen Fesselballon vorgenommen wurden. Der Ballon wurde von drei Kabeln, deren jedes 600 Fuß lang war, gehalten. In der Gondel befanden sich Puppen, die die Luftschiffer vorstellten. Es feuerten dagegen vier leichte Geschütze auf eine Entfernung von 4500 Schritt. Das Shrapnellfeuer wurde durch einen 1 Kilometer vorwärts und links von der Batterie befindlichen und mit ihr telephonisch verbundenen Beobachter geleitet. Die Kabel des Ballons wurden durch drei genügend seitwärts gestellte Soldaten gehalten, so daß durch sie die Höhe und die Aufstellung des Ballons geändert werden konnte. Die Luft war sehr ruhig, und der Ballon bot am Horizonte ein fast unbewegliches Ziel. Man hatte sich nach dem zehnten Schusse eingeschossen und nun wurde fortan Salvenfeuer gegeben. Nach der fünften Salve begann der Ballon langsam zu fallen, so daß ihn die sechste Salve schon nicht mehr erreichte. Im Ganzen waren 34 Schuß abgegeben worden.

Digitized by Google

Der Ballon hatte 5, etwa 1 Quadratfuß große Löcher von den Splittern und 24 durch Shrapnellkugeln entstandene kleine Oeffnungen, die meist in dem oberen Theile lagen. Man stellte dabei fest, daß die Ausbesserung des Ballons durch drei Schneider nicht mehr als eine halbe Stunde in Anspruch nahm. Im Ganzen kam man zu der Ueberzeugung, daß einem freischwebenden, beweglichen Ballon nur schwer mit Shrapnells beizukommen sein würde. Die Verletzung des Ballons durch Schüsse ist übrigens für die Insassen ohne bedenkliche Folgen, da der Ballon regelmäßig sehr langsam niedersinkt.

Außer in Massauah von den Italienern ist der Fesselballon namentlich von den Franzosen auf ihrer Expedition gegen die tonkinesischen Aufständischen im Ernstfalle erprobt worden. Man verwendete hier einen kleineren Ballon, der noch nach dem französischen System gefüllt wurde. Die Berichte, die über die Theilnahme der Fesselballonabtheilung an der Expedition vorliegen, seien etwas eingehender wiedergegeben, weil sie alle die Begleitumstände anschaulich schildern, die mit der Verwendung des Fesselballons verknüpft sind. Die Luftschifferabtheilung war kaum an ihrem Ausgangspunkt Hanoï ausgeschifft, als sie auch schon den Auftrag erhielt, sich zum Marsche mit den Kolonnen vorzubereiten, die man gegen Bac-Ninh führen wollte. Der Ausbruch war ursprünglich für den 7. März bestimmt und deshalb fand die Füllung bereits am 3. März statt, da vorher noch einige Auffahrten zur Probe in Hanoï versucht werden sollten.

Der Aufbruch der Brigade Brière de l'Isle von Hanoï, mit der die Luftschiffer zu marschiren hatten, wurde um einen Tag verschoben. Daher füllte man den Ballon am 7. März nach, um die während der Aufstiege erlittenen Gasverluste auszugleichen. Am Morgen des 8. März setzte die Kolonne mit gefülltem Ballon über den Rothen Fluß.

Ungeheuere Bananen durchkreuzten vielfach den Pfad. So oft sich ein derartiges Hinderniß zeigte, mußte es durch Hinabsteigen in die um diese Jahreszeit überschwemmten Reisfelder umgangen werden. Aus diesem Grunde war der Marsch der Luftschiffer sehr ermüdend. Nur unter Anwendung äußerster Kraftanstrengung gelang es, die Stricke zu halten, da sich zum Ueberfluß ein heftiger Wind erhoben hatte.

Dennoch hielten die Luftschiffer mit den anderen Truppen gleichen Schritt. Eine von der Gondel des Ballons aus unternommene Rekognoszirung der Stellung von Trung-Son veranlaßte die 1. Brigade zu einem Vormarsch, der erst bei hereinbrechender Nacht sein Ende fand. Obwohl der Wind ziemlich stark wehte, hielt sich die Gondel in einer Durchschnittshöhe von 150 Metern. Am nächsten Tag befand sich die 1. Brigade gegen Mittag den Höhen von Trung-Son gegenüber.

Die Luft war sehr ruhig, das Kabel senkrecht entrollt und die Beobachter schwebten in einer Höhe von 250 Metern in der Luft. Während des sich entspinnenden Gefechtes leistete nun der Ballon vortreffliche Dienste. Die Beobachter ertheilten telephonische Meldungen über Schußbeobachtungen, über die Stärke des Feindes an einzelnen Punkten, über sein Verhalten, sein Vorgehen und seine Verluste. Auch warfen die Beobachter mit Windfähnchen versehene Billete herab. Gegen 6 Uhr Abends waren alle Stellungen der Chinesen genommen, ein Erfolg, der nicht zum Geringsten der Thätigkeit der Luftschiffer zu verdanken war.

Am 16. März wurde der Befehl zur Entleerung des Ballons ertheilt.

Anfang April kam der Fesselballon zum zweiten Mal zur Verwendung. Da der Aufbruch der Luftschiffertruppe für den 6. April festgesetzt war, so wurde die Füllung des Ballons am 4. April vorgenommen. Des schlechten Wetters

und heftigen Windes wegen konnte die Truppe am 8. April nur einige Kilometer bis Sontay zurücklegen. Der Ballon hatte vom Winde etwas gelitten, und um weitere Gasausströmungen zu verhindern, schloß man den Hals des Ballons. Eine Nachfüllung, die nöthig wurde, fand bei Nacht statt, da man das dazu erforderliche Material, um für alle Möglichkeiten vorbereitet zu sein, zu Wasser bis Sontay hatte kommen lassen. Die Kolonne verließ Sontay am nächsten Morgen und mußte öfters Hindernisse auf Umwegen umgehen.

Den nächsten Morgen blieb die Brigade in Bu-Chu, wo General de Negrier um 9 Uhr eine Rekognoszirungsauffahrt unternahm, um sich hierdurch Klarheit über die Stellung der Chinesen bei Hong-Hoa, das mehr als 10 Kilometer entfernt war, zu verschaffen. Die gewonnene Einsicht führte zum Bombardement der Stadt, die von den Chinesen geräumt wurde.

Die Luftschiffer, die während des Bombardements ihre Beobachtungen angestellt hatten, waren dabei im Stande, die Richtung anzugeben, in der sich der Feind zurückzog.

Der übrige Verlauf der Expedition kann hier übergangen werden. Dagegen seien noch die Erfahrungen hervorgehoben, die man bei den französischen Manövern der letzten Jahre gemacht hat und die darauf hindeuten, welche Dienste der Fesselballon auch bei einem Gefecht auf europäischem Boden, wo größere Verhältnisse in Betracht kommen, voraussichtlich leisten wird. Aus den Mittheilungen des französischen Offiziers Deburaux von der Luftschifferabtheilung geht hervor, daß man die ersten praktischen Erfolge in dem Manöver bei Aulnoy erzielte, wo der Korpskommandeur durch den Ballon benachrichtigt werden konnte, daß ein gegen ihn gerichteter Angriff nur ein Scheinangriff sei, und daß sich die Hauptmacht des Gegners in einer ganz anderen Richtung bewege.

Weiterhin sind die Ergebnisse während der Manöver von Colombey bemerkenswerth. Hier blieb der bekannte General Gallifet 2½ Stunden im Fesselballon, von dem aus er durch das Telephon alle Bewegungen leitete. Die Truppen nahmen eine Front von 12 Kilometern ein, und dieses ganze Gefechtsbild wurde von Gallifet in allen Einzelheiten beherrscht, obgleich der Ballon nur bis zur Höhe von 400 Metern aufgestiegen war. Bei einem andern Manöver konnte der Ballon dem Oberbefehlshaber über den Zusammenstoß zweier Reiterdivisionen berichten, der in einer Entfernung von 9 Kilometern stattfand.

Der französische Offizier meint, daß der Ausgang der Schlachten von Waterloo und St. Privat durch einen Ballon leicht hätte gänzlich geändert werden können, da man in dem einen Fall das Herannahen der Preußen rechtzeitig erkannt, in dem andern Falle sich aber nicht über die zahlenmäßige Schwäche der Gegner getäuscht haben würde, die dort den Franzosen entgegenstanden und deren Vorgehen so lange aufhielten, bis endlich Verstärkungen herankamen.

Wie in das Landheer, so ist auch in letzter Zeit versucht worden, den Fesselballon in die Marine einzuführen. Auch hier, von dem Mast eines Schiffes aufsteigend, gewährt er einen trefflichen Ueberblick, aber häufigere Verwendung wird er, wie es in der Natur der Sache liegt, voraussichtlich wohl nur bei der Blockade eines Hafens finden. Dagegen sind von dem hohen Werth des Fesselballons für das Landheer schon heute alle Militärs überzeugt, und das fachmännische Urtheil geht allgemein dahin, daß dasjenige Heer bedeutend im Nachtheil sein würde, das nicht über Fesselballonabtheilungen verfügte.



Die Vorläufer unserer Musikinstrumente.

Kunstgeschichtlicher Rückblick von Justus Brandt.

Mit 17 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

Wie manche edle und erlauchte Geschlechter von schlichten Ahnherren ihren Ursprung ableiten, so sind auch unsere heutigen, zu wahrhaft erstaunlicher Vollendung gebrachten Musikinstrumente zuerst in äußerst primitiver Form aufgetreten, unter der wir sie oft kaum wiedererkennen. Klingt es nicht ganz unglaublich, daß der Dudelsack der Stammvater der Orgel, dieser „Königin der Instrumente", gewesen sein soll? Und doch verhält es sich so, wie unzweifelhaft nachgewiesen werden kann.

Aehnliche Wandlungen haben aber beinahe alle Instrumente durchgemacht, und es ist eine lohnende Aufgabe, dieser Entwickelung wenigstens in einigen besonders bezeichnenden Fällen Schritt für Schritt nachzugehen. Dabei werden wir auch auf verschiedene Instrumente stoßen, die sich einst allgemeiner Beliebtheit erfreuten und so „in Mode" waren, wie heutzutage etwa das Klavier, dann aber plötzlich vernachlässigt wurden, um entweder einem vervollkommneten Tonwerkzeug derselben Gattung Platz zu machen, oder — bis auf wenige, in kunstgeschichtlichen Sammlungen aufbewahrte Exemplare — ganz zu verschwinden.

Die Anfänge der Instrumentalmusik und die ersten Musikinstrumente sind bei den Kulturvölkern Asiens und in

Digitized by Google

Egypten zu suchen, doch überwiegen dabei noch die Schlag-, Kling- und Klapperinstrumente, die meist bloßes Geräusch erzeugen. Die Musik war auch bei diesen Völkern noch keine selbstständige Kunst, sondern diente zur Begleitung religiöser Ceremonien, zur Verherrlichung von Festen und dergleichen mehr. Erst bei den Griechen und Römern ward die Musik den übrigen Künsten ebenbürtig, und dieser Fortschritt machte sich auch im Bau und in der Verbesserung der griechischen Instrumente geltend, unter denen Lyra und Flöte die Hauptrolle spielten.



Fig. 1. Altrömisches Bombulum.

Die Römer freilich hatten keine Anlage und Neigung, selbst Instrumente zu erfinden oder zu vervollkommnen, dafür eigneten sie sich einfach die Musikinstrumente an, die sich bei den von ihnen besiegten Völkern vorfanden. In Rom fand man unter der Herrschaft der Imperatoren alle Musikinstrumente der bekannten Welt, und die wesentlichsten von ihnen sind in einem Briefe des Kirchenvaters Hieronymus aufgezählt, der von 340 bis 420 lebte.

Er erwähnt namentlich die Orgeln, welche „die Stimme des Donners nachahmen“; verschiedene Arten von Tuben oder Trompeten, die Lyra, die Kithara, dann die Sambuca und das Psalterium, beides harfenartige Saiteninstrumente, die Pauke, den Chorus, eine dem Dudelsack ähnliche Flöte mit Doppelrohr, und das Bombulum, eine Art Glockenspiel,

Digitized by Google

von dem unsere Fig. 1 eine Abbildung nach dem Basrelief an einem gallo-römischen Denkmal im Museum von Arles gibt.

Das eben erwähnte Blasinstrument, welches den Namen Chorus führte, hatte in der Zeit vom 9. bis 14. Jahrhundert meist die Gestalt einer kugelförmigen Blase, die an einer Seite mit einem Mundrohr und an der anderen mit einem Schallrohr ausgestattet war, dem man gewöhnlich die Gestalt eines Thierkopfes gab (Fig. 2, nach einer Miniaturmalerei aus dem 9. Jahrhundert). Es besitzt eine große Aehnlichkeit mit dem Dudelsack, dessen Ursprung sich ebenfalls im Dunkel der Zeiten verliert. Er bestand ursprünglich (siehe Fig. 3, nach einer Bildhauerarbeit aus dem 13. Jahrhundert in Reims) aus einem ledernen, vom Spieler unter dem rechten Arm gehaltenen und mittelst eines Anblaserohres aufzublasenden Schlauch aus Thierfell. Aus diesem Windsacke drückte der Bläser mit dem Arm die Luft in eine mit Mundstück und Tonlöchern versehene Röhre (Schalmei), die sich an der dem Anblaserohr entgegengesetzten Seite befand und durch die ausströmende Luft zum Tönen gebracht wurde, so daß man auf ihr Melodien spielen konnte. Bei verschiedenen Völkern und zu verschiedenen Zeiten wechselten aber Form und Konstruktion des Dudelsacks ganz wesentlich. Meist fügte man noch zwei mit trompetenähnlichen Holzbechern versehene Röhren, den großen und

Fig. 2. Ein Chorusbläser aus dem 9. Jahrhundert.

Digitized by Google

den kleinen Summer, hinzu, welche den zur Melodie auf einem Tone fortbrummenden Baß bildeten.

Vervollkommnete Dudelsäcke hatten eine Skala von drei Oktaven, und in dieser verbesserten Gestalt wurde das Instrument zur Zeit Ludwig's XIV. sogar hof- und konzertfähig gemacht. Man nannte es in Frankreich Musette, und Henri Baton der Aeltere in Paris war ein besonders berühmter Virtuose jener Zeit auf diesem Instrumente; Fig. 4 zeigt einen Versailler Hofherrn in „Schäfertracht", der auf einer Musette spielt, nach einem Stich von Leblond.



Fig. 3. Ein Dudelsackbläser aus dem 13 Jahrhundert.

Ohne Zweifel haben der Dudelsack und die ebenso alte Syrinx oder Hirtenpfeife zusammen die Grundidee zur Orgel gegeben, und die ersten tragbaren Orgeln gleichen noch vollständig einer umgekehrten, vergrößerten und mit einem Blasbalge versehenen Hirtenpfeife. Man verwandelte den Lederschlauch in einen Kasten, versah diesen oben mit Löchern und setzte auf diese die Pfeifen. Unter den Löchern befanden sich kleine Schieber, die den Eingang zu den Pfeifen verschlossen oder öffneten, und die tonerzeugende Luft wurde entweder durch Blasebälge oder durch Wasser in die Pfeifen getrieben.

Bei den Römern war schon die Wasserorgel ein sehr



Fig. 4 Ein Musettespieler am Versailler Hofe.

Digitized by Google

beliebtes Hausinstrument, und Nero besaß eine ganze Anzahl derselben. Gegen 350 n. Chr. verwandelte sich die hydraulische Orgel der Römer in eine pneumatische, während später die Orgel den Byzantinern manche Verbesserung zu danken hatte. In der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts gab es in Deutschland bereits eine hinreichende Anzahl von Orgeln und Orgelspielern, und vom 10. Jahrhundert an besaß fast jede Kirche eine solche.

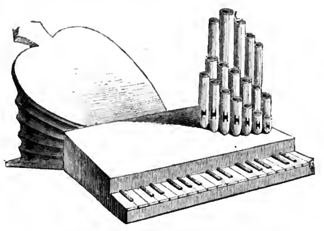


Fig. 5. Kleine tragbare Orgel aus dem 15. Jahrhundert.

Bei den kleinen tragbaren Orgeln (Fig. 5) bewegte die linke Hand den Blasebalg, während die Rechte die Tasten schlug. Auch die Kirchenorgeln (Fig. 6) blieben noch lange klein und primitiv; sie hatten kupferne Pfeifen und dienten anfangs nur zum Intoniren des Priestergesanges. An ein eigentliches Spielen war noch nicht zu denken, denn die sehr breiten Tasten mußten mit den handschuhbekleideten Fäusten geschlagen werden, woher auch der Ausdruck „die Orgel schlagen" stammt. Der Spieler konnte jedesmal nur eine Taste niederschlagen, weshalb an eine Entwickelung der Harmonie durch das Orgelspiel noch nicht zu denken war. Erst um die Mitte des 15. Jahrhunderts wurden

Digitized by Google

die Tasten so schmal gemacht, daß man mit einer Hand die Oktave umspannen konnte.

Eine wesentliche Verbesserung erfuhr die Orgel durch Erfindung des Pedals, das ein Deutscher Namens Bernhard 1470 in Venedig erstmals verfertigt haben soll.

Neben den stehenden Orgelwerken in den Kirchen blieben auch die tragbaren Orgeln für den Hausgebrauch sehr beliebt; ein Stich des Kupferstechers Israel v. Meckenen aus dem Ende des 15. Jahrhunderts stellt einen deutschen Musiker dar, der auf einer solchen Orgel spielt, während seine Frau die beiden Blasebälge bewegt (Fig. 7).



Fig. 6. Kirchenorgel aus dem 14. Jahrhundert.

Von der Schalmei ist bereits die Rede gewesen; sie bildete ohne Zweifel ein uraltes Hirteninstrument, das zuerst aus Baumrinde, dann aus Rohr und zuletzt aus Holz gefertigt wurde. Die Kinder pflegen ja noch jetzt im Frühjahr aus Streifen frischer Baumrinde Röhren herzustellen, die oben eng sind und nach unten allmälig weiter werden. Oben hinein steckt man eine sogenannte Huppe aus grüner Weidenschale, deren eines Ende verdünnt wird, indem man die äußere Schale mit dem Messer wegnimmt. Das vorn plattgedrückte Röhrchen wird nun mit etwas zusammen-



Fig. 7. Deutscher Musiker, auf einer tragbaren Orgel spielend
(Ende des 15. Jahrhunderts).

Digitized by Google

gepreßten Lippen angeblasen, worauf das Instrument einen schreienden, näselnden Ton von sich gibt.

Dieses kunstlose Instrument stellt die ursprüngliche Schalmei dar, welche die Stammmutter einer sehr weitverzweigten Familie, nämlich aller Rohrblaseinstrumente



Fig. 8. Flöten- und Zinkenbläser, nach Jost Amann (16. Jahrhundert.)

geworden ist. Diese umfaßte neben den verschiedenen Flöten ehemals noch die sogenannten Zinken (Fig. 8), dann die Bomharte (Pommern, Bombarden), die Krombhörner, die Schryary, die Racketten, Sordunen, Basanelli u. s. w., von denen die noch jetzt gebräuchlichen Orchesterinstrumente mit Rohrmundstück: Oboe, Fagott, Klarinette, Baßklarinette, Bassethorn und englisches Horn abstammen.

Digitized by Google

Was nun die aus Metall gefertigten Blasinstrumente angeht, so erwähnen schon die ältesten Schriften, namentlich auch die Bibel, das Vorhandensein von Hörnern, Trompeten und Posaunen, aber über ihren Ursprung, ihre Erfinder und



Fig. 9. Ein Feldtrompeter aus dem 16. Jahrhundert, nach Jost Amann.

ihre allmälige Vervollkommnung fehlt es durchaus an einigermaßen zuverlässigen Nachrichten.

Vielleicht hat man zuerst Thierhörner zum Blasen benutzt, die man dann später mit einer Art Mundstück versah. Man kann aber auch annehmen, daß das in vielen Gegenden Europa's von den Hirten beim Austreiben des Viehes benutzte Horn aus Weidenbast, Baumrinde, Holz

oder Messing später weiter ausgebildet worden sei. In nordischen Mooren hat man in neuester Zeit verschiedene Blasinstrumente aus Bronze, die sogenannten Luren gefunden, die von den skandinavischen Archäologen auf das Bronzealter zurückgeführt werden. Sie müßten dann gegen 3000 Jahre alt sein, doch zweifeln manche Forscher das an und halten vielmehr dafür, daß jene sehr schön gearbeiteten Instrumente aus altrömischen Fabriken stammen.



Fig. 10. Spieler eines Psalteriums aus dem 14. Jahrhundert.

Die Tuba der Römer war eine gerade Metallröhre, erst später erfand man die Kunst, Röhren zu winden und Trompeten zu machen, die aber bereits in der mittelalterlichen Militärmusik (Felttrummet) eine Rolle spielten. Die gelernten Hof- und Feldtrompeter (Fig. 9) bildeten mit den Heerpaukern eine besonders privilegirte Zunft, die „Kameradschaft", über die der Kurfürst von Sachsen im ganzen deutschen Reiche als Reichserzmarschall die Schutz- und richterliche Gerechtigkeit hatte. In den alten Privilegien der Kaiser und Fürsten



Fig. 11. Eine Dame, welche die Armgeige spielt (18. Jahrhundert).

wird die Kunst der Trompeter und Pauker stets als eine „adelich ritterlich freie Kunst" bezeichnet und angeordnet, daß man einen Trompeter oder Pauker einem Offizier

Digitized by Google

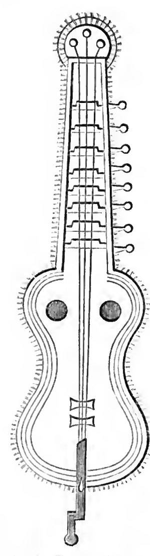


Fig. 12. Ein Organistrum aus dem 9. Jahrhundert.

gleichhalten solle. Zu den ältesten Tonwerkzeugen, die mit Saiten bespannt waren, welche entweder gerissen oder gestrichen wurden, gehörten die schon aus aus dem Orient herübergekommenen Harfen verschiedenartigster Gestalt. Auch das Psalterium, welches vom 12. Jahrhundert an in Gebrauch kam, soll von den Kreuzfahrern aus dem Morgenlande mitgebracht worden sein. Es war ein hölzerner Kasten in der aus Fig. 10 ersichtlichen Gestalt, mit 12 oder 16 (später sogar 32) Saiten aus Metall bespannt. Der Spieler hielt ihn gegen seine Brust und schlug die, auf unserer Illustration nicht angebrachten Saiten entweder mit den Fingerspitzen oder einem Plektron (Stäbchen aus Horn, Metall oder Elfenbein) an.

Sehr alt ist auch das Organistrum (Fig. 12), dem wir bereits im 9. Jahrhundert begegnen. Es glich einer riesigen Guitarre mit zwei Schalllöchern und war mit drei Saiten bezogen. Diese wurden durch eine sich drehende Kurbel in Vibration gesetzt, während acht Stege nach Belieben erhoben oder niedergeklappt werden konnten und eben so vielen, die Töne verändernden Tasten glichen. Zuerst erforderte das In-



Fig. 13 Ein Gambenspieler des 18. Jahrhunderts.

strument zwei Spieler, von denen der Eine die Kurbel drehte und der Andere die Stege handhabte. Als man später den kolossalen Umfang des Organistrums verminderte, genügte dann blos eine Person, um es zu

Digitized by Google

spielen. In Deutschland nannte man es später Rad- oder Bettlerleier, in Frankreich, wo es — wie in Italien — lange Zeit das bevorzugte Modeinstrument war: Vièlle, auch Rubelle und Rebel oder Symphonie. König Ferdinand IV.



Fig. 14. Geigen- und Baßgeigenspieler im 16. Jahrhundert.

von Neapel spielte die Bettlerleier leidenschaftlich gern und ließ sich von Joseph Haydn Stücke dafür komponiren.

Im 13. und 14. Jahrhundert ward die Vièlle auch bereits mittelst eines Violinbogens zum Erklingen gebracht, und wie ihre kleiner gewordene Form schon unverkennbar auf die Violine hinwies, so führte auch ihr Name demnächst zu dem in Italien und nach dessen Vorgang auch



Fig. 15. Eine Mandolinenspielerin des 17. Jahrhunderts.

vom übrigen Europa angenommenen Gattungsnamen der Streichinstrumente: Viola.

Das vornehmste unserer Streichinstrumente, die Violine,

hatte noch mancherlei Entwickelungsphasen durchzumachen, die sich auch in ihrer mehrfach wechselnden Bezeichnung kundgeben. So sagte man in Deutschland zuerst Kruth, dann nacheinander: Rotte, Fiedel oder Viedel, Geige (von der „Gigue", welche die französischen Minstrels mit Vorliebe benutzten) und endlich Violine. Der Geigenbau in seiner modernen Form ist deutschen Ursprungs und ging von einem Deutschtiroler, dem Meister Kaspar Tieffenbrucker in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts aus, dessen würdige Nacheiferer die Gebrüder Stainer (geb. 1621 und 1659) gewesen sind. Unter den Cremoneser Violinbauern erreichte dann der Geigenbau im Anfang des 18. Jahrhunderts seine höchste Vollendung, die seither nicht wieder erreicht worden ist.

Es gab nun eine ganze Menge von Streichinstrumenten nach Art der Violen, von der jede wieder ihren besonderen Namen und meist noch verschiedene Abarten hatte. Der kleinen Geige stand als das entgegengesetzte Extrem die große Baßgeige (Fig. 14) gegenüber. Dazwischen hatte man die Viola da braccia oder Armgeige (Fig. 11), welche, an die Schulter des linken Armes gelehnt, auf diesem ruhte, und die mit sechs Saiten bespannte Viola da gamba, Gambe oder Kniegeige (Fig. 13), aus der später das Violoncell geworden ist. Alle die genannten waren zwar verwandte, aber doch weniger vollkommene Geigeninstrumente, wie das heutige Quartett unserer Streichinstrumente, das bekanntlich aus Violinen, Bratschen, Violoncells und Kontrabässen zusammengesetzt ist. Ein namentlich für die Hausmusik ehemals sehr beliebtes Bogeninstrument war die Viola d'amore oder Liebesgeige, die einen eigenartigen lieblichen Klang besaß; Meyerbeer läßt deswegen im ersten Akte der „Hugenotten" Raoul's Romanze von ihr begleiten.

Ein anderes Lieblingsinstrument früherer Zeit war die Mandoline (Fig. 15), die noch heute in Italien gespielt

Digitized by Google

wird. Mozart ließ sie zu dem Ständchen seines „Don Juan" ertönen, doch wird in unseren Orchestern dieses Accompagnement fast immer durch ein Pizzicato der Geigen ersetzt, weil Niemand mehr die Mandoline spielt. Die Erbschaft der Laute und Mandoline trat die Guitarre an, die noch zur Zeit unserer Großeltern ein allbeliebtes Hausinstrument war, jetzt aber schon längst in Vergessenheit gerathen ist.



Fig. 16. Ein Trumscheit (15. Jahrhundert).

Daß auch das merkwürdige Instrument, welches Fig. 16 veranschaulicht, jemals ein beliebtes Volksinstrument gewesen sein könnte, sollte man kaum für möglich halten, und doch war das vom 13. bis in's 15. Jahrhundert der Fall. Das Trumscheit, von den Romanen auch Monochord oder Einsaiter genannt, bestand aus einem schmalen, langen und nach unten sich etwas verbreiternden Kasten von mehr als Mannshöhe. Er wurde von drei Brettern gebildet, deren oberstes den Resonanzboden darstellte und mit einer starken Darmsaite (später auch mit mehreren) bezogen war, auf der man mittelst eines mit Pferdehaaren bespannten und mit Kolophonium geschmeidig gemachten Bogens spielte.

Das Instrument an sich wäre wohl kaum wichtig genug, um in unserer, nur in allgemeinen Zügen gehaltenen Uebersicht eine Stelle zu finden, wenn wir in ihm nicht den Urahnen unserer heutigen Klaviere zu suchen hätten.



Fig. 17. Eine Dame des 17. Jahrhunderts, das Clavecin spielend.

Aus dem Trumscheit entwickelte sich nämlich das Hackebrett oder Cymbal und aus diesem wiederum das Clavichord.

Clavichord war der Name für das im Laufe des 12. und 13. Jahrhunderts erfundene Tasteninstrument, das wir

heute in seiner ungemein vervollkommneten Gestalt Klavier nennen. Jene erste Bezeichnung, aus clavis = Taste und chorda = Saite gebildet, blieb aber nicht lange gebräuchlich, denn als die nächste Verbesserung kam im 16. Jahrhundert das Clavicembalo oder Clavecin (Fig. 17) auf, das schon die Grundform des späteren Flügels darstellte, während nachher das Spinett besonders beliebt wurde. Eine namentlich in England ausgebildete Form des letzteren nannte man Virginal, die aufrechtstehende Form dagegen Clavicytherium, wofür im vorigen Jahrhundert der Name Flügel gebräuchlicher wurde. Die Saiten, erst von Messing, später von Stahl, wurden durch Rabenkiele, dem Plektron nachgebildete Vorrichtungen an den Enden der Tasten, gerissen. Der Erfinder unserer heutigen Pianofortemechanik ist der Paduaner Bartolomeo Cristofali; das erste Hammerklavier baute in Deutschland der berühmte sächsische Orgelbauer Gottfried Silbermann im Jahre 1726, und nun reihten sich Verbesserungen an Verbesserungen, die wir nicht im Einzelnen verfolgen wollen.

So gibt es fast kein modernes Instrument, das nicht schon in alten Zeiten seine Vorläufer gehabt und eine ganze Reihe von Umgestaltungen bis zu seiner heutigen Gestalt erlitten hätte. Die größte Sammlung alter Instrumente besaß bisher Brüssel, doch waren bei ihrer Zusammenstellung vorwiegend ethnographische Gesichtspunkte maßgebend gewesen. Neuerdings ist aber auch in Berlin ein Museum alter Musikinstrumente eröffnet worden, dessen Grundlage die de Witt'sche Sammlung bildet, und das in ziemlich erschöpfender Weise die interessante und lehrreiche Entwickelung der Musikinstrumente dem Besucher vor Augen führt.



Digitized by Google

Mimik und Physiognomik im Alltagsleben.

Bilder von der Lebensbühne. Von **Ernst Schulz.**

(Nachdruck verboten.)

Schon Shakespeare hat es ausgesprochen, daß die Welt ein großes Schauspielhaus und jeder Mensch darin ein mehr oder weniger gewandter Schauspieler ist. — Und es fehlt auf der großen Lebensbühne in der That nicht an Komödianten der verschiedensten Fächer und Grade. Wir sehen Helden und Naturburschen, Liebhaber und Liebhaberinnen, zärtliche Alte und noch zärtlichere Soubretten, gesetzte Mütter, Bonvivants und Intriganten durcheinander agiren, ganz wie auf den Brettern, die „die Welt bedeuten".

Und die Menschen müssen Schauspieler sein; denn nur der, welcher die ihm vom Oberregisseur Schicksal zugetheilte Rolle richtig erfaßt und durchzuführen weiß, wird es in der Welt zu etwas bringen. Ja, die Schauspielkunst auf der Theaterbühne ist eigentlich nur eine Kopie jener Darstellungskunst, wie sie auf der Lebensbühne gepflegt und betrieben wird. Wie aber der gute Schauspieler seine Modelle dem Leben entlehnt — oder wenigstens entlehnen sollte — so sehen wir oft auch umgekehrt den Komödianten im Leben seine Vorbilder der Bühne entnehmen. Welcher talentvolle erste Liebhaber würde nicht von strebsamen Jünglingen im Umgange mit dem schönen Geschlechte kopirt? Und welche erfolgreiche Theaterprin-

zessin nicht von ihren holden Mitschwestern auf der Lebensbühne in ihren Manieren, in ihrem Augenaufschlag, in ihrem Lächeln, in ihrer Art zu sprechen u. s. w. nachgeahmt?

Die Menschen spielen aber auch gern Komödie; das ersehen wir schon aus der Sucht derselben, sich zu maskiren. Selbst die ernsthaftesten Leute setzen in der Karnevalszeit eine Narrenkappe auf, und Dilettantenvorstellungen sind überall bei Jung und Alt eines der beliebtesten Vergnügungen. Das Komödiespielen liegt uns eben Allen im Blute.

Man glaube jedoch nur nicht, daß es so leicht ist, auf der Weltbühne zu wirken. Mancher Mime von Profession ist nur deshalb zu den Brettern, die blos die Welt bedeuten, übergegangen, weil er auf der wirklichen Lebensbühne keine Verwendung finden konnte. Ich habe selbst verschiedene solcher Ueberläufer kennen gelernt; sie verrathen sich meist durch die große Sicherheit, mit welcher sie auch dort ihre angeborene Talentlosigkeit zur Geltung zu bringen wissen. Das Spiel auf der Lebensbühne ist unter Umständen sogar eine größere Kunst, als das Spiel auf den Brettern, und es leuchtet daher ein, daß eine so schwierige Kunst auch erlernt sein will. Mit diesem Studium wollen wir uns ein wenig beschäftigen.

Zu den sicheren Stützpunkten, welche der Darwin'schen Theorie als Anhalt dienen, aber gewissen sentimentalen Gemüthern gegenüber immer nur sehr verstohlen berührt werden dürfen, gehört u. A. auch das ausgesprochene Talent der Nachahmung, welches die Menschen mit ihrem vermeintlichen Urvorfahr gemein haben. Das Nachahmungstalent ist nur die Grundlage der mimischen Kunst, und dieses Talent ist bei den meisten Menschen schon in frühester Jugend vorhanden. Bereits in der Kinderstube können wir es bewundern, wenn Fritzchen den Großpapa mit

Käppchen und langer Pfeife darstellt, oder Lieschen uns zeigt, wie die ehrbare Tante Kaffee trinkt. Zu einer Art Virtuosenthum kommt das mimische Talent dann auf der Schulbank. Es dürfte wohl selten eine Klasse gefunden werden, in der nicht wenigstens ein junger Garrick vorhanden wäre, der zum besonderen Gaudium seiner Mitschüler den einen oder anderen der Lehrer treu zu kopiren versteht.

Eine fast noch größere Rolle spielt neben diesem bewußten Nachahmungstalent der unbewußte Trieb der Nachahmung. Selbst in der Wiege schon finden wir im ersten Lächeln des Kindes ein Beispiel dafür. Es ist gewiß nicht anzunehmen, daß das kleine hilflose Wesen schon eine heitere, zum Lachen anregende Vorstellung von einer Sache hat, die es noch gar nicht versteht; sein Lächeln ist also das rein unbewußte Kopiren der lächelnden Miene seiner Mutter oder Wärterin. Wenn man ein älteres Kind sanft an den Schultern faßt und ihm starr in's Gesicht sieht, erst ernst, dann allmälig in eine heitere Miene übergehend bis zum freundlichsten Lächeln, und ebenso wieder zurückgehend, so wird es in den meisten Fällen diese verschiedenen Stadien des Ausdrucks in seinen Mienen genau mit durchmachen. Und wenn wir nun gar ein wenig mimisches Talent besitzen und dem Kinde mit unserem Gesicht Erstaunen, Furcht oder Angst vormachen können, so wird es auch diese verwickelten Seelenzustände mehr oder weniger getreu kopiren.

Im Zusammenhange mit diesem unbewußten Nachahmungstriebe steht auch die ansteckende Gewalt des Gähnens und des Lachens, sowie das unfreiwillige Kopiren des Mienenspiels der Schauspieler im Theater, wo es besonders die Grimassen des Komikers sind, die, namentlich hoch oben auf dem „Olymp“, von einem Theile des Publikums getreulich nachgeahmt werden. Aber schon in der

gewöhnlichen Unterhaltung können wir bei einiger Aufmerksamkeit dieses gegenseitige Kopiren des Mienenspiels wahrnehmen; wenn wir z. B. Jemand eine überraschende Mittheilung zu machen haben, so werden seine Gesichtszüge schon den Ausdruck der Ueberraschung mit annehmen, ehe ihm der Sinn unserer Mittheilung noch vollständig klar ist. Ja, selbst das bloße Beieinanderleben, das ununterbrochene Einandersehen der Menschen kann sie veranlassen, Mienen und Geberden von einander anzunehmen.

Ueber den Trieb der Nachahmung hat bereits Lichtenberg eingehendere Betrachtungen angestellt, und sagt u. A.: „Nachäffung und Bestreben, seine Oberfläche der Oberfläche berühmter, bewunderter und beliebter Menschen ähnlich zu machen, ihre Fehler und lächerlichen, ja selbst bösen Angewohnheiten nachzuahmen, bringt erstaunliche Revolutionen auf dem Gesichte hervor. So werden Kopfhängen, hochweises Stirnrunzeln, Lispeln, Stammeln, Gang, Stimme, die horchende Kopfhaltung, das kurzsichtige gelehrte Blinzeln, vornehmes Trübsehen, empfindsame Melancholie, leichtfertige Lebhaftigkeit, das bedeutsame Augenwinken und die satirische Miene Anderer nachgethan, so gut als das Gähnen; von Einigen vorsätzlich und vor'm Spiegel studirt, von Anderen ohne es zu wissen. Es gibt Leute, denen die Satire aus den Augen zu winken und zu spötteln scheint, und die dabei so unschuldig sind, wie die Lämmer, und ebenso stumpf."

Und wer hat nicht schon Gelegenheit gehabt, sich der Schiller'schen Worte im „Wallenstein" zu erinnern:

„Wie er sich räuspert, und wie er spuckt,
Das hat er ihm glücklich abgeguckt."

Auf diesem freiwilligen oder unfreiwilligen Nachahmungstalente beruht nun zum größten Theil unsere Befähigung für das Wirken auf der Lebensbühne. Schon das tägliche Leben fordert gewaltsam diese mimische Fertig-

keit von uns. Was wäre ein Kaufmann, der es nicht verstände, seine Waaren außer in schönen Worten zugleich mit schönen Mienen und Geberden anzupreisen? — Was wäre ein Diplomat, der es nicht fertig bekäme, seine von den „redlichsten Absichten" getragene Staatsweisheit zugleich auch durch ein entsprechendes Mienenspiel zu dokumentiren? — Was wären all' die modernen Heuchler, wenn sie bei ihren salbungsvollen Reden nicht auch ein salbungsvolles Gesicht mit dem bekannten Augenaufschlag zu machen wüßten? — Und wenn wir nun gar einen verstohlenen Blick in das intimere Gesellschaftsleben werfen, wenn wir in den Salons die ewig lächelnden, in gegenseitigem Wohlwollen erstrahlenden Gesichter beobachten, die nichts sind, als aufgesteckte Masken, und noch schneller gewechselt werden können, wie die Handschuhe — dann werden wir wohl zugeben, daß es ohne Mimik und Physiognomik im Alltagsleben nicht gut abgehen kann.

Die zwei Haupttriebfedern, welche diese Alltagsmimik in Bewegung erhalten, sind der Vortheil und die Eitelkeit. Vom Vortheil werden u. A. regiert die Strebermimik, die Liebesmimik, die Höflichkeitsmimik und die Heuchlermimik; von der Eitelkeit dagegen: die Hochmuthsmimik, die Verschönerungsmimik, die Salonmimik und die Palastmimik. — Nun, so weit es der Raum gestatten wird, wollen wir diese verschiedenen Arten der Mimik noch einer flüchtigen Betrachtung unterziehen.

Da ist zunächst die Strebermimik genannt; dieselbe steht augenblicklich besonders im Vordergrunde. Sie ist aber keine leichte Mimik, weil sie nach den einträglicheren Fächern in höheren Regionen strebt, und daher eben auch, gleich anderen über den Köpfen der Menschen betriebenen freien Künsten, wie Seiltanzen und Trapezarbeiten, leicht mit Halsbrechen verbunden sein kann. Der Strebermime darf daher keinen Schwindel haben — kann ihn allenfalls

treiben —, und da bei allen halsbrecherischen Künsten eine gewisse Körpergelenkigkeit von großem Werthe ist, und für jeden Streber sich namentlich ein gefügiges Rückgrat empfiehlt, so wird er gut thun, vor Beginn seiner Laufbahn bei einem sogenannten „Schlangenmenschen" ein Dutzend Privatstunden zu nehmen.

Mit weniger Umständen verknüpft ist die Liebesmimik, der ja eben auch meist persönlicher Vortheil zu Grunde liegt; sie ist fast so sehr angeborenes Talent, daß ein besonderes Studium überflüssig erscheint. Auch ist sie meist nur an eine gewisse Zeit gebunden und geht nach Ablauf derselben mitsammt ihrem Träger zu einem ernsteren Fache über. Ihr schließt sich dann in der Regel die Ehestandsmimik an, die der Verfasser aber nicht praktisch kennen gelernt hat, der von Dingen, die er nicht versteht, auch nicht zu sprechen beliebt.

Eine sehr weit verbreitete und namentlich in den höheren Schichten der Gesellschaft betriebene Mimik ist die Höflichkeitsmimik, deren wirksamster Faktor das Lächeln ist.

„Nicht nur gewöhnen wir uns," sagt Dr. Piderit in seinem Werke über Mimik und Physiognomik, „angenehme Eindrücke und Stimmungen vorzugsweise durch den mimischen Ausdruck des Lächelns zu erkennen zu geben, sondern es auch als Höflichkeitsgrimasse zu erkünsteln. Wer gegrüßt oder angeredet wird, pflegt durch ein freundlich lächelndes Gesicht zu verstehen zu geben, wie angenehm er dadurch berührt wird; und je höflicher man zu sein wünscht, desto lebhafter, anhaltender und gewaltsamer ist das Lächeln, desto schwieriger wird es, nicht unnatürlich dabei zu erscheinen. Es gibt Menschen, welche es in dieser Kunst des Höflichkeitsgrinsens zu einer ganz außerordentlichen Virtuosität gebracht haben. Sie können stundenlang mit lächelndem Gesichte dasitzen, und haben durch jahrelange

Uebung ihre Lachmuskeln zu einer ähnlichen Ausbildung und Leistungsfähigkeit gebracht, wie z. B. der Schmied seine Armmuskeln oder der Gemsenjäger seine Wadenmuskeln." Aus der auf die Spitze getriebenen Höflichkeits- oder Gefälligkeitsmimik entsteht alsdann die Heuchlermimik.

Einen fast noch größeren Einfluß, als der Vortheil, übt bei unserem Komödienspiel im Leben die Eitelkeit aus. Es gibt nur wenig Menschen, die nicht besser, klüger, weiser, reicher, schöner — und in gewissen Jahren auch jünger erscheinen wollten, als sie es in Wirklichkeit sind. Und da hilft dann so ein bischen Mimik ganz vorzüglich aus. Ein kluges und weises Gesicht ist viel leichter gemacht, als ein kluges oder weises Wort gesprochen, und mit der nöthigen Arroganz und Breitspurigkeit läßt sich selbst der Anschein eines ganz beträchtlichen Wohlstandes erwecken.

Von all' den verschiedenen Arten der Mimik wird aber keine, wenigstens von der einen Hälfte der Menschheit, so eifrig betrieben, als die Verschönerungsmimik. Schon der Narr im „König Lear" sagt uns: „Es gab noch nie ein schönes Weib, das nicht Mäulchen in den Spiegel schnitt," und Narren reden bekanntlich die Wahrheit. Es wird wohl auch keine aufrichtige Leserin leugnen wollen, daß sie bei ihren mimischen Schönheitsstudien nicht selbst schon den Spiegel zu Rathe gezogen hat, und wir sind weit entfernt, ihr daraus einen Vorwurf machen zu wollen. Es gibt in der That eine mimische Verschönerungskunst, und wenn dieselbe richtig angewandt wird, ist sie ein kosmetisches Mittel von nicht zu unterschätzender Bedeutung; sie ist aber nicht so leicht auszuführen, es gehört sowohl viel Geschick, als große Vorsicht dazu. Vor Allem darf man die Kunst nicht merken; es wäre z. B. nichts gefährlicher für eine Dame, als vor dem Spiegel direkt ein

schönes Gesicht annehmen zu wollen, um damit in Gesellschaft zu gehen; ein solches Kunststück würde selbst der größten mimischen Künstlerin von Beruf nicht gelingen. Sehr treffend sagt Goethe:

„Alles kann mißlingen, wir können's vertragen, vergeben,
Nur nicht, was sich bestrebt, reizend und lieblich zu sein."

Und gerade in diesem schlecht verhehlten Bestreben, mit Gewalt reizend und lieblich sein zu wollen, liegt das Fehlerhafte der mimischen Verschönerungskunst.

„Aber ist denn das nun nicht Alles Lug und Trug? Huldigen wir nicht allesammt ganz offen der Heuchelei?" wird man fragen.

Eigentlich ja! — Aber man denke sich die Sache einmal anders, man stelle sich einmal vor, die Menschen hielten es nicht für der Mühe werth, die Kunst der Verstellung zu treiben, sondern würden sich ganz so zeigen, wie sie sind: würde es da nicht schrecklich in der Welt aussehen?! Der zur Zeit vielgelesene Schriftsteller Mantegazza segnet daher sogar diese mimische Heuchelei, die uns, wie er sagt, „nicht nur die Häßlichkeiten des Körpers, sondern auch die noch widerwärtigere Häßlichkeit der Seele verbirgt;" er nennt sie einen „mitleidigen Arzt, der uns Alle schön, Alle gut und Alle weise erscheinen läßt."

Und er hat nicht Unrecht. Es ist eben eine Thatsache, daß der Mensch sich weder körperlich, noch geistig unbekleidet zeigen kann, ohne Widerwillen zu erregen, und so ist im Grunde das allgemein geübte Komödiespielen ebenso nothwendig in dieser Welt, als die Bekleidung. Unseren Lesern aber wünschen wir, daß ihre Seele so schön sein möge, dieses Hilfsmittels nicht zu bedürfen.



Digitized by Google

Mannigfaltiges.

Die letzten Schüsse im Kriege 1870/71. — Der General v. Z., der nach dem Waffenstillstande als Hauptmann bei den Besatzungstruppen in einer kleinen Provinzialstadt der Normandie stand, erzählt in seinen „Erinnerungen“:

Es war am 9. Mai 1871. Mein Feldwebel tritt in das Zimmer und meldet:

„Ein sekretes Schreiben des Herrn Oberstlieutenant an den Herrn Hauptmann.“

Nichts Gutes ahnend, öffne ich das Schreiben. — Was ist das? — Unmöglich — gerade am heutigen Tage? — Aber da steht es klar und deutlich! — Schweigend stecke ich das Schreiben in die Brusttasche. Es hilft nichts, dem Befehle muß gehorcht werden, so schwer es mir auch wird.

„In einer halben Stunde steht die Kompagnie in feldmarschmäßigem Anzuge, der Mann fünf scharfe Patronen, auf dem Appellplatze zum Abmarsch bereit!“

„Zu Befehl, Herr Hauptmann; darf ich fragen, ob der Herr Hauptmann eine Schießübung . . .“

„Ich werde die Leute auf dem Marsche selbst mit unserem Auftrage bekannt machen. Also in einer halben Stunde muß Alles zum Abmarsche bereit sein!“

„Zu Befehl, Herr Hauptmann!“

Der Feldwebel entfernt sich mit nachdenklichem Gesicht. Eine solche Geheimnißkrämerei seines Hauptmanns ihm gegenüber war ihm während seiner ganzen Dienstzeit noch nicht vorgekommen. Nach wenigen Augenblicken ertönt das Sammelsignal; ich rufe

meinen Burschen und ertheile ihm die nöthigen Befehle. In zehn Minuten steht mein Brauner vor der Thür, ich schwinge mich in den Sattel und reite zum Sammelplatze. Lieutenant B., mein jüngster Kompagnieoffizier, nähert sich mir mit den Worten: „Ich glaubte, es sei heute Ruhetag — der Herr Hauptmann hatte doch befohlen —"

„Der Hauptmann denkt, der Bataillonskommandeur lenkt, mein lieber B . . . . ."

„So hat der Herr Oberstlieutenant diese Schießübung befohlen?"

„Eine schöne Schießübung! Da lesen Sie!" —

Das fröhliche Gesicht des Lieutenants nimmt einen ernsten Ausdruck an beim Lesen des Bataillonsbefehls.

„Das ist gerade kein angenehmes Kommando," meinte er.

„Dafür bin ich der jüngste Hauptmann im Bataillon. Sie aber, lieber B . . . . ., werden den schwersten Theil der heutigen Aufgabe zu erfüllen haben."

Immer tiefer senkt sich das Haupt meines jüngsten Lieutenants bei der nun folgenden Instruktion meinerseits. Schweigend legt er die Hand an den Helm und nimmt mit einem Seufzer seinen Platz am rechten Flügel der Kompagnie ein. Premierlieutenant v. Br. ist mittlerweile eingetroffen, auch er vernimmt mit tiefem Ernste meine Instruktion.

„Die Kompagnie mit drei Zügen zu je zwanzig Rotten zur Stelle!" meldet der Feldwebel.

„Stillgestanden! — Das Gewehr über! — Mit Sektionen rechts schwenkt — marsch! — Halt! — Zugweise antreten! — Ohne Tritt!"

„Erster Zug — marsch!" ertönt das Kommando meines Jüngsten, und hinaus geht es in den herrlichen Frühlingsmorgen, dem maiengrünen Walde zu.

„Was mag der Alte nur haben?" so flüstern sie untereinander, denn Niemand weiß sich den Zweck der mitgenommenen scharfen Patronen zu erklären; selbst der sonst allwissende Feldwebel zuckt auf die Frage der Unteroffiziere stumm die Achsel.

Der Wald ist erreicht. Vom goldenen Sonnenschein überfluthet liegt er da im frischen grünen Wiesenschmuck. Waldmeister, Veilchen und wilde Rosen entsenden ihre zarten Düfte, und

Digitized by Google

träumerisch nicken die breiten Wedel der Farren dort unten in dem feuchten Grunde. In den Zweigen der Bäume aber jubilirt die gefiederte Sängerschaar dem herrlichen Frühlingsmorgen entgegen. Wie schön, wie schön ist die Welt!

Der Weg mündet auf eine sonnenüberfluthete Waldwiese. Tausend Blumen blühen hier, bunte Schmetterlinge gaukeln über den Blüthen und glitzernde Käfer huschen durch das dichte Gewirre der Grashalme. An dem jenseitigen Rande der Wiese äsen einige schlanke Rehe. Jetzt heben sie den zierlichen Kopf, äugen uns groß an, werfen das Geweih in den Nacken und verschwinden mit flüchtigen Sätzen in dem Dickicht. Ein Häher guckt neugierig von dem Ast einer knorrigen Eiche auf uns herab, dann breitet er seine bunten Schwingen aus und flüchtet mit lautem Schrei tiefer in die Wildniß.

„Bataillon — halt! — Gewehr — ab!" — Erwartungsvoll blickt ein Jeder auf mich.

„Füsiliere, wir haben heute einen schweren Auftrag auszuführen; aber nichts ist dem Soldaten zu schwer im Dienst seines Königs und Kriegsherrn. Wir haben das letzte Wort zu sprechen in dem Prozeß gegen zwei von falschem Patriotismus irregeleitete Franzosen. Zwei junge Bursche sind es, welche einen deutschen Posten meuchlings niedergestochen haben. Um elf Uhr heute Vormittag werden die beiden Verurtheilten von uns erschossen!"

Eine leichte Bewegung geht durch die Reihen der Kompagnie, wie wenn der Abendwind durch die Büsche streicht. Jetzt kennt man den Zweck der scharfen Patronen.

Athemlose Stille herrscht wieder in der Kompagnie. Ich selbst erschrecke fast über den Klang meiner Stimme, als ich fortfahre: „Herr Lieutenant B., ziehen Sie Ihre Leute vor zur Exekution! — Herr Lieutenant v. Br., setzen Sie zur Absperrung des Platzes die nöthigen Posten aus!"

Die Offiziere salutiren schweigend und thun nach dem Befehl.

Es ist ein heißer Tag geworden. Die Sonne ist höher und höher gestiegen, und drückende Schwüle lagert jetzt über der Waldblöße. Die Stimmen der Vöglein sind verstummt, nur das Summen der Käfer und Fliegen unterbricht die tiefe Stille. Da taucht in dem Waldweg ein Reitertrupp auf, welcher einen ge-

schlossenen Wagen eskortirt. Der Auditeur ist es mit einem Zuge Dragoner; in dem Wagen befinden sich die beiden Unglücklichen; ein Priester begleitet sie auf ihrem letzten Wege.

Jetzt steigen sie aus! — Zwei junge Bursche in blauen Blusen, mit blassen, aber trotzigen Gesichtern. Der Priester spricht ihnen tröstend zu, sie aber achten kaum auf die frommen Worte, sie starren trotzig und düster in den sonnendurchschimmerten Wald.

Der Auditeur verliest das Urtheil des Kriegsgerichts. Ein Zittern fliegt jetzt durch die Gestalten der Unglücklichen, zum letzten Male blicken sie auf zur leuchtenden Sonne, dann legt sich die Binde über ihre Augen . . . da schallt schon das gedämpfte Kommando des Lieutenants B.:

„Legt an — Feuer!“ Zwei Salven krachen — ein Schrei — nieder stürzen die Verurtheilten — zwei heiße Herzen haben aufgehört zu schlagen. — Der Priester kniet neben den Leichen nieder und betet stille.

Todesstill ruht der frühlingsgrüne Wald! Die Strahlen der Mittagssonne huschen über zwei frische Gräber am Rande der blumigen Wiese.

Am folgenden Tage wurde der Friede zu Frankfurt a. M. unterzeichnet. Die beiden Salven auf der Waldblöße dort im Norden Frankreichs waren die letzten Schüsse in dem großen Kriege zwischen Deutschland und Frankreich. C. T.

Ein neuer Chiffrirapparat. — Wie wir aus Herodot, Plutarch und anderen Quellen wissen, ist die Geheimschreibekunst oder Kryptographie fast so alt, wie die Geschichte überhaupt zurückreicht. Auch im Mittelalter, wie in den späteren Jahrhunderten bis zur Gegenwart hat man jene Kunst bei fast allen civilisirten Völkern mit Vorliebe ausgebildet und je nach der Art der Anwendung in zahlreiche Systeme gebracht, zu denen der Schlüssel für den Unkundigen schwer zu finden ist, während der Kundige und Erfahrene das Geheimniß schließlich doch zu lüften vermag. Erst die neueren Chiffrirmethoden, sowohl mit Buchstaben- wie mit Zahlenchiffern, wie solche nicht nur im diplomatischen, sondern auch in dem telegraphischen Verkehr der Kaufleute längst eine Rolle spielen, bieten in dieser Hinsicht ge-

nügende Sicherheit und spotten aller Enträthselungsversuche der Uneingeweihten.

Meist erfordert das Chiffriren und Dechiffriren nach solchen verwickelten Methoden aber recht viel Zeit und Mühe, weshalb man zur Erleichterung auch mechanische Vorrichtungen, wie z. B. die von Klüber, Wheatstone, Sommerfeldt, hergestellt hat, die sich sehr schnell handhaben lassen. Den neuesten und vollkommensten Apparat dieser Art, von dem wir unseren Lesern eine etwas eingehendere Beschreibung geben wollen, hat der französische Trainkapitän Bazeries konstruirt.

Dieser äußerst sinnreiche Chiffrirapparat besteht aus einem Hohlcylinder, auf dem an der linken Seite eine Scheibe befestigt ist, an der eine Art Zeigevorrichtung sitzt; auf der anderen, rechten Seite läßt sich eine gerändelte Schlußscheibe aufschrauben. Um den Cylinder lassen sich nun ferner 20 ringförmige Streifen legen, deren jeder die 25 Buchstaben des Alphabets in lateinischer Schrift enthält (die einzelnen Buchstaben sind so groß, daß einer jedesmal in den Zwischenraum der Zeigevorrichtung geht); nur ist zu bemerken, daß zu dem I noch ein J kommt, während das W durch VV ersetzt wird. Die auf diese 20 Ringe gravirten Alphabete enthalten die Buchstaben aber jedesmal in einer ganz anderen Reihenfolge; auch ist jeder Ring mit einer Nummer versehen. Durch die Mitte der festsitzenden Endscheibe geht eine Hemmvorrichtung, welche durch einen Längsschlitz des Cylinders in Kerben, die auf der Innenseite der Ringe angebracht sind, greift, und diese dadurch in jeder gewünschten Stellung festzuhalten vermag.

Einen solchen Apparat muß nun der Absender, wie der Empfänger der Chiffredepesche besitzen und außerdem muß zwischen ihnen ein „Schlüssel" verabredet sein, der in der Reihenfolge der Ringe besteht, die man der Leichtigkeit wegen durch ein Wort bezeichnet, das entweder aus 20 Buchstaben besteht oder so oft wiederholt wird, bis die Summe von 20 Buchstaben erreicht ist. Wählen wir also z. B. das Wort Bataillon, so haben wir zur Herstellung eines Schlüssels zu schreiben:

BATAILLONBATAILLONBA

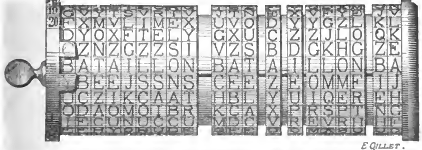
Jetzt nummeriren wir aber diese 20 Buchstaben nach ihrer

Digitized by Google

Reihenfolge im gewöhnlichen Alphabet, so daß das erste A eine 1, das zweite eine 2, das fünfte eine 5, das erste B eine 6 u. s. w. erhält und schreiben die so gefundenen Zahlen unter jeden Buchstaben, also:

B A T A I L L O N B A T A I L L O N B A
6 1 19 2 9 11 12 17 15 7 3 20 4 10 13 14 18 16 8 5

Damit ist der Schlüssel, von dem beide Theile eine Abschrift haben müssen, fertig, und wer nun eine chiffrirte Depesche mit dem Apparat herstellen will, hat weiter nichts zu thun, als die Ringe in der durch die obigen Zahlen bezeichneten Reihenfolge auf den Cylinder zu streifen und dann die bewegliche Schlußscheibe aufzuschrauben, damit die Ringe nicht mehr abgestreift



Bazeries' Chiffrirapparat.

werden können. Nun wird Ring Nro. 6 so lange gedreht, bis der erste Buchstabe der zu chiffrirenden Depesche zwischen der Zeigevorrichtung steht, dann Ring Nro. 1, bis der zweite Buchstabe daneben steht u. s. w. bis zu Ring Nro. 5 und dem 20. Buchstaben, worauf alle Ringe durch die Hemmvorrichtung festgestellt werden. Die ersten 20 Buchstaben unserer Depesche stehen nun auf dem Cylinder (auf unserer Abbildung veranschaulicht durch die Schlüsselzeichen: BATAILLONBATAILLONBA), wenn man von der Lücke zwischen der Zeigevorrichtung nach rechts liest. Statt ihrer schreiben wir nun aber in unserer Chiffredepesche die darunter stehenden Buchstaben aus einer beliebigen anderen der darunter oder darüber befindlichen 24 Horizontalreihen auf, die natürlich zufällig aneinander gereihte Zeichen ohne allen Sinn bilden. Nun stellt man in gleicher Weise die nächsten 20 Buch-



staben des zu chiffrirenden Briefes fest, schreibt wieder die entsprechende Horizontalreihe auf u. s. w. bis zum Ende des Briefes. Dann wird die Sperrvorrichtung gelöst, die Schlußscheibe wieder abgeschraubt, man ordnet die Ringe wieder in ihrer gewöhnlichen Reihenfolge, um jeden Verrath unmöglich zu machen, schraubt die Schlußscheibe fest und steckt den Apparat in sein Lederfutteral. Man kann den Apparat sogar ungescheut dem Adressaten der Depesche mitschicken, denn selbst wenn er sammt der chiffrirten Depesche in Feindeshand fällt, ist er für Jeden nutzlos, der nicht den vereinbarten Schlüssel kennt, da bei der Verschiedenheit der Buchstabenfolge in den 20 Alphabeten ein Dechiffriren ohne Schlüssel vollständig ausgeschlossen ist. Mit Schlüssel dagegen ist es ebenso schnell als einfach.

Der Empfänger der Chiffredepesche ordnet seine Ringe in der durch den Schlüssel angegebenen Reihenfolge, und dreht sie dann, bis die ersten 20 Chiffrebuchstaben in einer Reihe stehen, worauf er die Ringe hemmt. Sobald er nun die übrigen Horizontalreihen auf dem Cylinder verfolgt, wird ihm diejenige, welche einen wirklichen Sinn ergibt, sofort in die Augen springen. Er notirt sich diese Worte und operirt dann weiter bis zum Schluß der Depesche.

Wenn man die Ringe nach erfolgter Chiffrirung immer wieder in ihre normale Reihenfolge bringt und den Schlüssel niemals geschrieben aufbewahrt, sondern entweder auswendig lernt, oder ihn jedesmal für den Gebrauch aus dem Gedächtniß anfertigt und dann wieder verbrennt, so ist bei dem Bazeries'schen Apparate jeder Verrath und jede Gefahr einer Entdeckung vollständig undenkbar. F. R.

Intelligenz einer Maus. — Der bekannte Dichter Baudelaire, beiläufig bemerkt einer der größten Katzenliebhaber, die je gelebt haben, empfing eines Morgens den Besuch eines Fremden, der ihm ein Empfehlungsschreiben überbrachte. Derselbe war Buchhalter bei einem Kaufmann in der Rue St. Denis in Paris gewesen, der ihn aber fortgeschickt hatte.

„Warum hat er Sie denn weggeschickt?“ fragte Baudelaire.

„Ich will aufrichtig sein — weil er erfahren hat, daß ich auf der Galeere war.“

Digitized by Google

Jeden Anderen hätte es bei einer solchen Antwort geschauert, nicht so aber den Dichter der „Blumen des Lasters", der sich um so mehr für ihn interessirte, als dieser Mensch unter so seltsamen Umständen seinem Wohlwollen empfohlen war. Er lenkte das Gespräch auf das Leben der Galeerensträflinge und erfuhr, daß der Fremde, ungeachtet des strengsten Verbotes, von den Besuchern Geld anzunehmen, dennoch das Mittel gefunden hatte, sich als Sträfling etwas bei Seite zu legen.

„Aber wie haben Sie denn das angefangen?" fragte Baudelaire.

„Wir hatten mehrere Mittel zur Verfügung," entgegnete der gewesene Galeerensträfling; „eines der selteneren, welches aber die Besucher besonders amüsirte, bestand darin, daß wir Mäuse dressirten, Geldstücke zu bringen, die man uns hinter dem Rücken der Aufseher zuwarf, und dieses Mittels bediente ich mich. Wir hielten nämlich beständig diese kleinen Thiere in unseren Kleidern versteckt, wo sie sich duckten, ohne sich zu rühren. Ließ nun ein Fremder zu unseren Gunsten ein kleines Stück Geld fallen, so bedurfte es nur eines leisen Pfiffes, und sofort verließ die Maus ihren Zufluchtsort, glitt den Körper entlang, schlüpfte am unteren Ende der Beinkleider heraus, ergriff die Münze und trat im Handumdrehen die Rückreise auf demselben Wege wieder an"

Nun läßt sich denken, wie sehr diese Erzählung Baudelaire interessirte. „Haben Sie Ihre Maus auch jetzt bei sich?" fragte er.

„Gewiß, sie verläßt mich nie und, will ich hinzufügen, ist meine einzige Freundin, das einzige Wesen auf der Welt, dem es nicht vor mir graust."

„Darf ich das Experiment mit ansehen?"

„Versteht sich, sehr gerne."

Baudelaire wirft hierauf ein Frankenstück auf den Teppich, der Mann pfeift leise: die Maus steigt innerhalb seiner Hose herab, kommt zum Vorschein und hält inne, als ob sie dem Wetter nicht recht traute. Ihr Herr pfeift wiederholt: das kleine Thier ermuthigt sich, schleicht zu dem Geldstück hin, will solches ergreifen, als — o Verhängniß! — sie ein klägliches Gequiekse von sich gibt: Tiberius, Baudelaire's Kater, war über sie hergefallen.



„Um Gottes willen, entfernen Sie Ihren Kater, oder ich tödte ihn!“ schrie der Mann in Verzweiflung.

Aber es war schon zu spät, die Maus hatte bereits unter den Bissen des Katers verendet.

Da richtete sich der Unbekannte auf, so lang er war, trat Baudelaire mit geballter Faust entgegen, als ob er ihn mit einem Schlag niederschmettern wollte.

Dieser aber rief ihm zu: „Hüten Sie sich, Sie waren schon einmal wegen eines im Jähzorn begangenen Todtschlages auf der Galeere!“

Und diese Worte brachten den Angreifer zur Besinnung.

Finster sagte er zu Baudelaire: „Sie haben mir zwar das Theuerste genommen, was ich besaß, allein Sie haben Recht, ich muß mich beherrschen lernen!“

Baudelaire empfahl ihn einem Bankhause, wo er Kassirer wurde und ein rechtschaffener Mann blieb. B. Fr.

Das Bockstürzen. — Hier und da in Böhmen herrscht noch immer die Sitte des sogenannten „Bockstürzens“, die in früheren Zeiten auch in einzelnen Orten Schlesiens in der Nähe der böhmischen Grenze vorgekommen ist. So wurde noch in den dreißiger Jahren in den schlesischen Grenzorten hin und wieder ein Bock „gestürzt“. Ein stattlicher, reich bekränzter Bock wurde nämlich von einem Gerüst, welches vor dem Kretscham (Gasthof) angebracht war, herabgestürzt. Es wird versichert, daß das Fleisch eines solchen herabgestürzten Thieres, welch' letzteres unmittelbar darauf geschlachtet wird, durch den gehabten Schreck den widerlichen Geschmack verliert.

In dem böhmischen Grenzorte B. geschah das Bockstürzen ehedem am Jakobifeste unter mancherlei Feierlichkeiten. Ein Zug führte einen schönen, bekränzten Ziegenbock vor den Kretscham. Zwei Männer geleiteten das Thier auf drei mit Brettern unterlegten Leitern nach einem Gerüst auf der Scheuer. Dort wurde der Bock auf einen Tisch gestellt. Dann hielten seine beiden Henker eine Rede, und nachdem der letzte Redner Amen gesagt, sandte man den Rednern Schnaps, die ihn dem Bocke vorhielten, der sich natürlich von dem Henkerstrank abwendete. Darauf kommandirten die beiden Männer: „Eins —

Digitized by Google

zwei — drei!" Bei „drei" wurde der Tisch plötzlich gehoben, und das Thier stürzte in die Tiefe, wo es in der Regel Knochenbrüche davontrug. Sodann warf es der unten bereit stehende Metzger auf die Schlachtbank und schlachtete es ab. Nachdem dies geschehen, fielen die Zuschauer über den Bock her, rissen die blutbespritzten Kränze fort und suchten das Blut zu erlangen, das als Wundermittel, gegen die „fallende Krankheit" gebraucht wird. Das Fleisch dagegen wurde im Kretscham als Festschmaus verzehrt und schließlich getanzt. Dies rohe Volksfest ist noch im Jahre 1866 in jenem Orte gefeiert worden. E. K.

Ein kleiner Ameisenjäger. — Die Spinnen sind bekanntlich ebenso raubgierige und blutdürstige, als vorsichtige Thiere. Sie greifen bisweilen Insekten an, die ihnen an Größe weit überlegen sind, den Ameisen jedoch gehen die meisten von ihnen gern aus dem Wege, und sie wissen wohl, warum. Und dennoch gibt es eine kleine Spinne (Theridium riparium), deren Lebensweise erst vor Kurzem von Dr. Hengking beobachtet worden ist und die fast nur von Ameisen lebt. Die Art und Weise aber, wie sie ihre Opfer in ihre Gewalt bekommt, ist eine höchst sinnreiche.

Diese kleine „Weberspinne" lebt vorzugsweise in Gärten, wo sie sich am liebsten unter Rosenbüschchen oder ähnlichem Gesträuch ansiedelt und sich dort aus Erdkrümchen und Sandkörnchen ein dütenförmiges Nest erbaut, das in ihrem Netz aufgehängt ist. Beobachtet man das Thierchen beim Nestbau, so bemerkt man, wie es sich an einem Faden hinabläßt, mit den Vorderbeinen ein Klümpchen erfaßt, dasselbe an einen Faden befestigt und dann in die Höhe zieht. Oben angekommen, wird das Krümchen an den Rand des mit der Oeffnung nach unten zu hängenden Nestes angeklebt, bis dieses seine gehörige Größe erreicht hat. Von diesem Neste aber führen eine Anzahl dünner Fäden abwärts, die ungemein klebrig und unten am Boden befestigt sind. Kommt nun eine Ameise auf ihrem Wege mit einem dieser gefährlichen Fangfäden in Berührung, so klebt sie augenblicklich fest und ist gefangen. Natürlich geberdet sich die Ameise wie toll, reißt dabei den Faden vom Boden los und läuft vor Schrecken hin und her, um sich aus dieser Falle zu befreien.

Die heftigen Bewegungen des Thieres versetzen bald das Nest

in eine Erschütterung, und dies ist für die Bewohnerin das Zeichen, daß sich eine Beute gefangen. Hurtig kommt sie aus ihrer Wohnung hervor und ergreift den Faden, der das unglückliche Opfer gefangen hält, und zieht ihn vorsichtig an. Jeder Widerstand der Ameise ist vergebens; denn wie die Bauleute eine Last an einem Seil auf ihr Gerüst emporhaspeln, zieht die Spinne mit ihren Vorderbeinen den Faden immer mehr an sich. Doch hütet sie sich sorgfältig, ihrem verzweifelten Opfer zu nahe zu kommen; sie bewirst vielmehr dasselbe aus ihren Spinndrüsen mit noch anderen Fäden, um seine Widerstandskraft nach und nach zu lähmen. Erst wenn sie von der Gefangenen nichts mehr zu fürchten hat, schleicht sie behutsam in deren Nähe und versetzt ihr den tödtlichen Biß. Dann entfernt sie sich wieder, um das baldige Ende des Todeskampfes ihrer Beute abzuwarten. Und sie kennt genau den Augenblick, wo es mit dieser zu Ende ist und sie sich derselben bemächtigen kann, um sie in Ruhe zu verzehren. L. H.

Die alten Hausmarken. — In manchen Gegenden Norddeutschlands wie in Skandinavien hat jedes Bauernhaus seine eigene Marke, einfache runenartige Zeichen, über deren Ursprung sich die Gelehrten bis jetzt noch vergeblich den Kopf zerbrechen, und die am Giebel, an der Hausthüre, dem Hofthor, der Wetterfahne 2c. angebracht sind, und dieses Hauszeichen ist dem Bauern so werth, wie dem Freiherrn sein Wappen. Es besteht aber der große Unterschied, daß die Familie des Bauern, wenn sie einen anderen Hof bezöge, auch ihr Hauszeichen wechseln würde, während das Wappen des Edelmanns an der Familie haftet und von da erst auf sein Schloß übertragen wird. Allein dieses Wappen ist dann auch kein Zeichen der Besitzung, sondern des Geschlechtes gewesen. Jene Bauern dagegen leiten ihr persönliches Wahrzeichen geradezu vom Hause ab. Das Zeichen des Hauses wird auch an das Geräth gemalt, eingeschnitten, dem Vieh eingebrannt, es wird mit dem Pflug in den Acker eingezeichnet; es wird das Zeichen alles Besitzes, denn das Haus ist ja der persönlichste und eigenste Besitz der Familie. Auch an dem Kirchenstuhl und am Grabstein fehlt das Hauszeichen nicht, ja, es wird sogar zum Handzeichen des Hausbesitzers. Auf der Halbinsel Mönchgut wurden

noch zu Anfang dieses Jahrhunderts öffentliche Urkunden, statt mit dem Namen, mit dem Hauszeichen unterschrieben. An dem Hause also erkennt man den Mann; seine Person und das Haus fallen in eins zusammen. Ein Mensch, der nicht schreiben kann, mag drei Kreuze unter's Protokoll setzen; der Bauer ältester Art dagegen malt sein Hauszeichen und läßt also sein eigenstes, persönlichstes Besitzthum, sein Haus, haften für seine Person. Eine glänzendere Urkunde des uranfänglichen Zusammenhangs von Familie und Haus gibt es nicht, als diese Hausmarken. C. T.

Die Maibrunnen und Hungerbrunnen. — Rings um die Schweizeralpen fließen unzählige Quellen und die meisten fließen das ganze Jahr ohne Unterbrechung. Es gibt aber Quellen, welche nur vom Frühling bis in den Herbst fließen und „Maibrunnen" heißen. Sie entstehen zur Zeit der Schneeschmelze durch Ueberfüllung der aus den Bergen herabrinnenden Wasseradern; dieselben vermögen die Wassermassen nicht mehr durch die gewöhnlichen Abzugskanäle abzuführen, und das Wasser sucht sich daher neue Ausgangsstellen. Diese „Maibrunnen" bilden sich aber auch von dem Wasser, welches von höher gelegenen Alpenseen bei höherem Wasserstand von dort befindlichen Löchern aufgesogen wird und durch innere Gebirgsgänge nach den tiefer gelegenen Alpenthälern sich ergießt. Nach einer alten Volkssage stellen sich die Maibrunnen mit dem Zeitpunkte ein, wo die Sennen mit ihren Heerden zu Berge fahren und fließen fort bis zur Albabfahrt derselben. Einige periodische Quellen der Schweiz fließen auch wohl nur in gewissen Stunden des Tages und versiegen dann wieder. Der Maibrunnen in der Engelnalp im Oberhaslethal z. B. fließt täglich nur zweimal, des Morgens früh um 8 Uhr und des Nachmittags um 4 Uhr, also gerade zur Zeit, wenn man das Vieh zur Tränke führt. Ebenso interessant ist der Thurbach in dem hochgelegenen und romantischen Engelbergerthal, der nach Aussage der Thalbewohner genau am hl. Kreuztage im Maien kommt und auf den hl. Kreuztag im Herbste verschwindet.

Etwas Aehnliches mit den Maibrunnen haben die orakelgebenden, prophetischen Theuer- oder „Hungerbrunnen". Wenn diese sich einstellen, so gibt es immer theures Brod. Versiegen sie wieder, so wird das Brod wieder billig. Nun aber kommen



dieselben nur in besonders nassen Jahrgängen und versiegen wieder, sobald eine anhaltend trockene Jahreszeit sich einstellt. Zu den bekanntesten Hungerbrunnen der Schweiz gehört derjenige zu Wangen im Kanton Zürich. Derselbe stellt sich in nassen Sommern sehr wasserreich ein und fließt dann in besseren Jahren nur sehr dürftig oder versiegt wohl gänzlich. Aehnlich wie dieser ist der Hungerbrunnen Seltenbach bei Eglisau. Von letzterem wird die Thatsache erzählt, daß er vor den Hungerjahren 1690 und 1791 vier Jahre hintereinander geflossen sei. C. T.

Ein geistreicher Riese. — Im Jahre 1801 etablirte sich in Paris ein junger Kaufmann Namens Friond, der alsbald der Held des Tages wurde. Dies aber nicht etwa durch seine noblen Passionen oder sein „Modeheldenthum", sondern einzig und allein durch seine riesige Körpergröße. Er war unstreitig der größte Mann Frankreichs, wenn nicht der ganzen Welt. Wo er sich öffentlich sehen ließ, blieben die Leute betroffen stehen und staunten ihn an. Er war so groß, daß sich, während er seinen gewöhnlichen Schritt ging, die Straßenjungen außer Athem liefen, um ihn einholen und ihm in's Gesicht sehen zu können.

Die Regierung hätte ihn gerne unter den vortheilhaftesten Bedingungen zum Tambourmajor in der herrlichen, wahrhaft martialischen Konsulargarde gemacht, allein da Friond ein Mann von Vermögen und aus gutem Hause war, so konnte man leicht voraussehen, daß er sich dazu nicht verstehen würde. Als Napoleon, damals noch erster Konsul, Nachricht von der Erscheinung des Riesen erhielt, ließ er ihn zu sich laden, empfing ihn sehr freundlich und machte dabei scherzweise die Bemerkung, Frankreichs erster Konsul nehme sich neben ihm wie ein Kind aus.

„Bürger Konsul," versetzte Friond, ohne sich zu besinnen, „es ist doch ein Unterschied zwischen einem großen Menschen und einem Menschen, der groß ist."

Napoleon staunte über diese geistreiche Antwort und erwiederte das Kompliment mit der Versicherung, die Natur habe nicht nur Friond's Körper, sondern auch seinen Verstand riesig ausgebildet.

R. M.

Merkwürdige Zeitmesser. — Als König Alfred der Große von England († 901) die — auch heute noch nicht seltene —

Wahrnehmung machte, daß auf die der Zeitangabe dienenden Uhren kein rechter Verlaß sei, indem die eine so, die andere wieder anders gehe, was zu verschiedenen Irrthümern und Mißhelligkeiten, ja zu offenbaren, nicht wieder gut zu machenden Schäden führte, ertheilte er nicht etwa seinem Minister den Auftrag, die auf Abstellung dieses Uebelstandes hinzielenden Anträge zu stellen, sondern dachte selbst darüber nach, wie da Wandel zu schaffen wäre. Und als er, ein aufmerksamer Beobachter alles dessen, was um ihn her geschah, dahinter kam, daß Wachskerzen in einem geschlossenen Raume so außerordentlich gleichmäßig brennen, daß man mit der größten Bestimmtheit angeben konnte, wie viel von solch' einer Kerze in einer Stunde verbrenne, ließ er nach einem von ihm erfundenen Modelle derartige Kerzen gießen, worauf die Stunden durch Einkerbungen ersichtlich gemacht waren. Ein Wächter, welcher die in einem Gemache des königlichen Schlosses brennenden Kerzen bewachte, rief die Stunden aus und nach diesem Ausrufe hatte sich männiglich zu richten. Uebrigens mußte jede Stadt, ja jeder Flecken solche „Kerzenuhren" unterhalten, damit in ganz England nur eine Zeit sei. Dieser königliche Befehl wurde natürlich befolgt, ob aber dadurch die gewünschte Gleichmäßigkeit in der Zeitbestimmung erzielt wurde, ist eine Frage, auf die uns kein Lied und keine Chronik Antwort gibt. Wir dürfen also bezweifeln, daß die brennenden Zeitmesser ihrem Zwecke ganz und gar entsprochen haben. R. M.

Bärentreue. — Das bekannte Drama Karsten's: „Der Hund des Aubry", das 1817 den Rücktritt Goethe's von der Leitung des Weimarer Theaters veranlaßte, hat einen Hund zum Helden, der den Mörder seines Herrn entlarvt und der Gerechtigkeit in die Hände liefert. Ein ganz ähnlicher Vorgang, bei dem jedoch nicht ein Hund, sondern ein Bär die Rolle übernahm, spielte sich 1840 im Gouvernement Twer in Rußland ab. Ein Bärenführer, bei dem man Geld vermuthete, wurde, als er mit seinem vierfüßigen Begleiter in der Scheune eines einsam gelegenen Gehöfts übernachtete, meuchlings in der Morgenfrühe von dem Hofbesitzer überfallen und erschlagen. Der Bär war bei der Unthat kampffertig aufgefahren, aber durch die Kette zurückgehalten worden. Als er jedoch den Leichnam seines Herrn wegschleppen sah, gerieth er

in die fürchterlichste Aufregung, zersprengte endlich die Kette und gewann durch eine Hinterthür das Freie. Dort suchte er die Heerstraße auf und trabte auf derselben fort, bis er auf einen Trupp zu Markte ziehender Bauern stieß, die an dem nachschleifenden Kettenrest sofort erkannten, welchem Gewerbe Meister Petz angehörte. Der Bär ließ sich auch gutwillig greifen und folgte den Bauern ohne Widerstand bis an den zu dem Mordgehöfte führenden Seitenpfad. Dort aber riß er sich los, lief eine Strecke auf dem Pfade vorwärts, kehrte dann wieder zurück und suchte einen oder den anderen seiner neuen Bekannten in der gewünschten Richtung vorwärts zu schieben — kurzum, geberdete sich so auffällig, daß die Bauern ihm endlich folgten und den Mörder gerade in dem Moment trafen, als er eben die Leiche im Dünger vergraben hatte. Das Ausscharren des Erschlagenen war jedoch für den Bär das Werk weniger Minuten, und Angesichts seines Opfers wagte der Verbrecher die That nicht zu leugnen. Der Preis des Verbrechens war ihm übrigens entgangen — das gesuchte Geld fand sich erst später, in das Halsband des Bären eingenäht, vor. R. Habs.

Blumenessen. — Nicht nur Blätter, Stiele, Wurzeln und Früchte, sondern auch die Blumen von mancherlei Pflanzen sucht sich der Mensch zum Genusse aus. So sind gegenwärtig in Amerika kandirte frische Veilchen sehr beliebt, von denen das Pfund mit über 25 Mark bezahlt wird. Auch kandirte Rosenblätter sind drüben viel begehrt und werden im Kleinverkauf das Gramm mit etwa 25 Pfennig bezahlt. Diese und auch noch andere kandirte Blumen werden meist in Frankreich hergestellt und nach Amerika versandt, woselbst die Nachfrage nach dergleichen Dingen und Leckereien sehr groß sein soll. Den Anfang zu solchen kandirten Blumen haben die Orientalen gemacht, und die Türken haben dann zur weiteren Verbreitung der Leckerei beigetragen. Auch bei uns in Deutschland werden hier und da Blumen oder Blüthen, wenn auch in anderer Weise zugerichtet und verspeist. Man hüllt z. B. die Blüthen des Hollunders und der Akazie in einen Teig und läßt sie mit Schmalz backen. Die Blüthenknospen der Dotterblumen und Hahnenfußarten werden wie Kapern zubereitet und genossen. In Italien benutzt man die männlichen

Digitized by Google

Kürbisblüthen in ähnlicher Weise. Der Blumenkohl, so wie er genossen wird, besitzt noch keine Blüthen, sondern das, was wir an ihm Blumen nennen, ist blos ein Gebild, aus welchem sich erst später Blüthenstengel und Blüthen entwickeln. In England werden auch die Blüthen des Rhabarber genossen, und so mögen wohl von den verschiedenen Völkern auch noch gar verschiedene Blüthen oder Blumen gegessen werden, theils aus Bedürfniß, theils aus Luxus. H. Th.

Wie einmal eine Königin ihren Aerzten lohnte. — Die burgundische Königin Austrachilde († 536), welche schon im 32. Jahre einer an sich unbedeutenden Wunde erlag, versammelte in der Todesstunde ihre sechs Aerzte um ihr Lager und äußerte gegen König Guntram, ihren Gemahl, sie hätte in Betreff dieser Männer eine Bitte an ihn.

Die Herren Aerzte errötheten vor angenehmer Erwartung besonderer Belohnung, und der zärtliche König versprach, die Wünsche seiner sterbenden Gattin jedenfalls zu erfüllen.

„Wenn ich todt bin," sagte Austrachilde, „so thue mir den Gefallen — diese sechs Männer zu mir in's Grab zu legen."

Dem Könige Guntram wurde bei solcher Rede das Herz leicht, denn er mochte wohl gedacht haben, seine sterbende Gattin werde hohe Belohnungen für die Herren Doktoren von ihm verlangen, er sagte frohen Herzens, so wohlfeil wegzukommen, zu, und die Königin starb. Obwohl sonst Worthalten Guntram's Sache nicht war, so that er es diesmal doch mit Vergnügen! — Die Thatsache ist wahr, so schrecklich sie auch ist. C. T.

Eine verschwundene Fischart. — Im Jahre 1879 machte der Kapitän Kirby vom Schooner„ Hutchings", der den Kabeljaufang betrieb, südlich von Nantucket einen Fang von 5000 Pfund Fischen einer Art, die ihm ganz unbekannt und auch der Wissenschaft neu waren. Es waren merkwürdig große Vertreter einer kleinen, die tropischen und subtropischen Meerestheile bewohnenden Familie von Fischen. Der bis dahin unbekannte Fisch erhielt den Namen „tilefish", was man wohl mit Ziegelfisch übersetzen kann. Dieser Fisch erreichte ein Gewicht bis zu 40 Pfund und hielt sich in mäßig tiefem Wasser auf. Die Färbung desselben war lebhaft, oben blaßviolett und unten weißlich mit zahlreichen blaß-

gelben Flecken, besonders an der oberen Seite. Die ersten Fänge der unbekannten Fische hatte man einfach fortgeworfen, als man aber fand, daß die Thiere gekocht sehr gut schmeckten, wurde eine große Menge eingesalzen und geräuchert. In den Jahren 1880 und 1881 wurde der nämliche Fisch auch auf dem Dampfer der Vereinigten-Staaten-Fischkommission wiederholt aus Tiefen von 70 bis 134 Faden heraufgebracht und von Professor Baird untersucht. Leider war es damals äußerer Verhältnisse wegen nicht möglich, eine größere Anzahl dieser Fische behufs wissenschaftlicher Untersuchung mitzubringen. In den Monaten März und April 1882 brachten dagegen in Philadelphia, New-York und Boston einlaufende Schiffe die Nachricht, daß sie auf der See durch meilengroße Flächen gefahren seien, die mit todten Fischen bedeckt waren, welche der Beschreibung nach keine andere als Tilefische sein konnten. Nach sorgfältigen Berechnungen des Kapitäns Collins scheint es, daß eine Fläche der See von 5000 bis 7000 Quadratmeilen mit diesen Fischleichen besäet war, so daß deren Zahl auf viele, viele Millionen zu schätzen ist. Seit jener Zeit ist es trotz aller Bemühungen nicht mehr möglich gewesen, auch nur ein einziges Exemplar des merkwürdigen Fisches wieder zu fangen, so daß man schließen muß, derselbe sei entweder ausgestorben, oder doch äußerst vermindert. Die Ursache dieses großen Fischsterbens ist mit Sicherheit nicht ergründet. Professor Verill glaubt, sie sei in einem plötzlichen Sinken der Meerestemperatur zu suchen. In den Jahren 1880 und 1881 hat dieser Forscher an der amerikanischen Küste längs dem Golfstrom viele Meeresthiere fangen können, die sonst südliche Gegenden bewohnen, während diese 1882 völlig fehlten. Damals aber war durch lange anhaltenden Nordwind außerordentlich viel Treibeis herabgebracht worden, welches ein beträchtliches Sinken der Meereswärme in jenen Theilen des atlantischen Oceans verursachte, und so ist es in der That möglich, daß hierdurch der Untergang jener ungeheuren Menge von Tilefischen verursacht wurde.

M. L—t.

Merkwürdige Namensveränderung. — Im Elsaß gab es ein Geschlecht der Herren v. Utenheim; diese nannten sich später v. Matzenheim und die Namensveränderung soll nach einer sehr

alten Familiensage auf folgende Weise entstanden sein. Einer der Herren v. Utenheim pflegte stets in dem Dorfe Matzenheim im Wirthshause zu sitzen und verzehrte daselbst einen großen Theil seines Gutes. Er war ein so vollendeter Stammgast zu Matzenheim, daß selbst sein Pferd nicht weiter zu bringen war, wenn es an die Wirthshausthüre kam. Weil er nun weit mehr zu Hause war im Wirthshause zu Matzenheim, als auf der Burg zu Utenheim, so nannte man ihn zuletzt nur noch den Matzenheimer. Der Name erbte sich fort und ist also von dem Wirthshause auf das ganze Utenheimische Geschlecht übergegangen. C. T.

Drastische Zurechtweisung. — Der Herzog von Wellington hatte, obgleich er in Irland geboren war, wenig Sympathien für das grüne Erin. Als ihn einst Jemand damit begrüßte, daß er, da er im Schloß von Dungan, Grafschaft Meath, geboren sei, durch dieses Faktum irischer Nationalität sei, entgegnete ihm der Herzog schroff: „Ein Mann ist kein Schwein, wenn er auch zufällig in einem Schweinestall geboren ist!" —dn—

Ein seltsames Gesuch. — Im Jahre 1783 richtete ein gewisser Wenzelhäuser aus Strehlen an die Königliche Kammer zu Berlin eine Eingabe, worin er um nichts weniger, als um die Genehmigung zu einer dreifachen Heirath bat. Diese seltsame Eingabe hatte folgenden Wortlaut:

„Ihro Excellenz Gnaden Gnaden, Euer Gnaden Hochlöbliche Königliche Kammer.

Mein demüthigstes Bitten vor Ew. Excellenz und Gnaden Gnaden Hochlöbl. Königl. Kammer um Erlaubniß zum Heyrathen, wo ich schon einmahl allhier gebeten habe unter dem dato 8. Junius und auch erhalten, wie allhier Abschrift lautet. Aber in Breslau bin ich zu lange aufgehalten, daß ich zu dato nicht weiß, ob was daraus wird werden, ob ich kann alldort was auswarten, so bitte ich demüthigst Ew. Excellenz und Gnaden Gnaden Hochlöbl. Berlinsche Kammer, als ich im Armenrechte stehe und habe schon ein Heyrathsglück versäumt mit einer guten Feldwirthschaft, eine Jungfrau.

Alljetzo bitte ich demüthigst um Erlaubniß, daß ich kann drei Frauensvölker zu Ehefrauen heyrathen, daß sie mich können ernähren und mit Leben erhalten.

Digitized by Google

Ich hoffe, daß dieses kann alle werden, weil der Patriarch Jakob auch hatte vier Weiber gehabt und hat Gott den Allmächtigen nicht beleidigt.

Ew. Excellenz und Gnaden Gnaden Hochlöbl. Königl. Kammer bitte ich also demüthigst um Erlaubniß, daß ich kann drey Frauensvölker zu Eheweybern heyrathen.

Wenzelhäuser,
wohnhaft in Husinatz bei der Stadt Strelle
in Niederschlesien. 1783."

Die Bitte dieses Tapfern, der sich von drei Eheweibern wollte ernähren lassen, wurde selbstverständlich abschläglich beschieden. C. T.

Wirkung einer langen Rede. — Als bei dem König Christian VII. von Dänemark (gest. 1808) einst zwei Abgesandte des Magistrats von Odense Audienz hatten, hielt der Wortführer eine so lange Rede, daß der König durch allerhand Geberden seinen Unwillen darüber zu erkennen gab. Diesen Umstand benützend, setzte der andere Gesandte schließlich, um der Sache den nöthigen Nachdruck zu verleihen, hinzu, daß ihnen der Rath von Odense befohlen habe, diese Rede noch einmal zu wiederholen, falls Seine Majestät die vorgetragene Bitte nicht erfülle. Der König war sichtlich erschrocken über diese Aussicht und gestand gern Alles zu. G. Sch.



UNIV. OF MICHIGAN,

JUL 15 1912

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Empfehlenswerte Festgeschenke in gediegener Ausstattung.

K. F. Beckers Weltgeschichte.

Neu bearbeitet und bis auf die Gegenwart fortgeführt von

Prof. Wilh. Müller.

Dritte Auflage. Mit über 1000 Illustr.
Zu beziehen in 66 Lieferungen à 40 Pf.,
12 broschierten Bänden à M. 2.20,
oder 8 gebundenen Bänden à M. 6.—

Pierers Konversationslexikon.

Siebente Auflage, herausgegeben von

Joseph Kürschner.

Mit Universal-Sprachenlexikon nach Prof. Joseph Kürschners System.
Zu beziehen in 230 Lieferungen à 35 Pf.,
24 Halbbänden à M. 3.25,
oder 12 gebundenen Bänden à M. 8.50.

Alpenglühen.

Naturansichten und Wanderbilder

von

A. Freiherr von Schweiger-Lerchenfeld.

Ein Hausbuch für das deutsche Volk.

Mit 24 Vollbildern und zahlreichen Illustrationen im Text.
In Prachtband gebunden 20 Mark. Auch in 40 Lieferungen
à 40 Pfennig zu beziehen.

Vom Nordpol zum Aequator.

Populäre Vorträge
von

Dr. A. E. Brehm.

Mit Illustrationen von
R. Friese, G. Mützel, Fr. Specht u. a.
Elegant gebunden M. 12.—
broschiert M. 10.—

Die Riviera.

Wanderziele und Winterasyle der ligurischen Küste v. Nizza b. Spezia
von

Professor **Woldemar Kaden**
und
Maler **H. Nestel.**

Elegant gebunden M. 35.—

In den meisten Buchhandlungen zu haben.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Unseren Knaben und Mädchen gewidmet.

Die
Sklavenkarawane.
Eine interessante und spannende Erzählung für die reifere Jugend.
Von
Karl May.
Mit 16 Tondruckbildern. Eleg. gebunden M. 7.—

Amerikanische Jagd- und Reiseabenteuer.
Aus dem Leben in den westlichen Indianergebieten.
Von
Armand.
Dritte Auflage. — Mit einem farbigen Titelbild und 16 Tondruckbildern. Elegant gebunden M. 7.—

Maienzeit.
Album der Mädchenwelt.
Ein Jahrbuch
für diejenige Altersklasse der weiblichen Jugend, die über die eigentliche Kinderlektüre hinaus ist.
Band III. Elegant gebunden M. 6.75.
Früher erschienen: Band I und II à M. 6.75.

Karl May:
Der blau-rote Methusalem.
Der Sohn des Bärenjägers.
Interessante und spannende Erzählungen für die reifere Jugend.
Mit je einem farbigen Titelbild und 16 Vollbildern.
Elegant gebunden à M. 7.—

Der Gute Kamerad.
Illustriertes Knaben-Jahrbuch.
Band VII. Elegant gebunden M. 9.—
Früher erschienen: Band I geb. M. 8.—
Band II—VI geb. à M. 9.—

Das Kränzchen.
Illustriertes Mädchen-Jahrbuch.
Band V. Elegant gebunden M. 9.—
Früher erschienen:
Band I—IV gebunden à M. 9.—

In den meisten Buchhandlungen zu haben.

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 01907 9972



Filmed by Preservation 1992

